

Abklang der Aufklärung  
und  
Widerhall der Romantik  
in Braunschweig  
von  
Karl Steinacker

Verf. aus Museum, Archiv und Bibliothek der Stadt Braunschweig · Band 10

**UB Braunschweig 84**



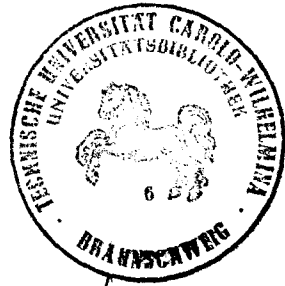
**2453-187-2**

Wertstücke aus Museum, Archiv und Bibliothek der Stadt Braunschweig  
Band 10

---

Abklang der Aufklärung  
und  
Widerhall der Romantik  
in  
Braunschweig

Von Karl Steinacker



1939

---

Druck und Verlag E. Appelhaus & Co., Braunschweig

**Nihil contra Deum, nisi Deus ipse**



## Vorwort

Das Thema der vorliegenden Arbeit umschließt nach Möglichkeit, was herkömmlich geistiges Leben genannt zu werden pflegt. Seine Grenzen sind nach allen Seiten fließend. Geistiges Leben äußert sich in jeder irgendwie Kultur fördernden Leistung. Im engeren, für unsere Aufgabe geeigneten Sinne bezieht sich sein Begriff immer noch auf das weite Gebiet selbständigen Schaffens ohne unmittelbares praktisches Ziel, soweit es die vorgeschriebenen Schranken einer regulierten Berufstätigkeit irgendwie nennenswert gesprengt hat. Berücksichtigt wurden daher auf literarischem Gebiet, der weitaus überwiegenden Stoffquelle, vornehmlich Arbeiten von selbständigem Charakter. Das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen, in Braunschweig schon frühzeitig keineswegs bedeutungslos, konnte dagegen als solches, von gelegentlichen, meist kurzlebigen Sondererscheinungen abgesehen, nicht herangezogen werden. Es entwickelt sich derzeit immer mehr zu einem Kollektivgebilde des geistigen Lebens mit sozialem Einschlag, wird ein Gesellschaftsprodukt, als Form eigenartiger denn als Inhalt, mit diesem häufig nur ein dürftiges, bedingtes Anhängsel oder Surrogat selbständiger Veröffentlichungen.

So der verschwimmende Umfang unserer Aufgabe sozusagen in der Gleichzeitigkeit horizontaler Ausdehnung. Aber auch der vertikale, zeitliche Ablauf ihres Stoffes ist ohne scharfe Grenzen. Immerhin: weisen auch die aufgenommenen Fäden des geistigen Gewebes ohne Ausnahme nach rückwärts und vorwärts, so sind sie doch leichter in einem deutlichen Zusammenhange ablösbar im achtzehnten Jahrhundert, erlauben für Braunschweig ohne erhebliche Schwierigkeit das Jahr 1781 als Ansatz unserer Schilderung. Im neunzehnten Jahrhundert zerfasert sich das Gewebe mehr und mehr, einige Fäden schließen zu, andere reißen ab, der Zusammenhang lockert sich, eine haltbare neue Bindung kommt nicht zustande. Zwischen 1820 und 1830 entgleiten auch die letzten Fäden unserer Hand, wir stehen am verworrenen Ende einer großen geistesgeschichtlichen Epoche, am Anfange einer anders gestimmten, ihr nicht mehr ohne weiteres assimilierbaren und ebenbürtigen Geistigkeit.

Die Gestaltung des Materials ging nicht ohne Gewalttätigkeit. Es galt zu sichten und sich zu beschränken. Denn ein solcher örtlicher, mannigfach durch seine Beziehungen, nicht immer genügend durch eigenen Wert anziehender Stoff lockt zwar zu bequemer lückenloser Erfassung, eben weil so vieles gleichwertig, anderes gleichgültig nebeneinander steht, und weil es im lokalen Interesse volkstündlicher Forschung wünschenswert sein könnte, nun auch ganze Arbeit zu machen. Allein es würde ein formloses Gefüge entstehen, eine Tatsachenhäufung, die wohl zu nutzen, aber schwerlich zu lesen wäre. So wurde denn eine summarischere Behandlung vorgezogen. Auch in der Verwertung der Literatur, der originalen sowohl wie der referierenden, war eine entsprechende Auswahl geboten. Zur Charakterisierung schien es erwünscht, die Meinung von Zeitgenossen der Geistesbewegung unseres Themas ergänzend heranzuziehen. Wir glauben, die Grenze erreicht zu haben, bis zu der mit der Stoffmenge gegangen werden konnte, ohne im einzelnen sich zu verlieren.

Sachgemäß steht die Schilderung von Personen und ihrer Leistungen seit Lessings Tode im Vordergrund. Individuelles Auswirken war das Bedürfnis ihrer Zeit, Entwicklung der Persönlichkeit bis zu ihrer oft tragischen Lösung aus der kulturellen, völkischen, ethischen Gemeinschaft. Die Schilderung der individuellen Strebungen deutet daher auch auf die Gemeinsamkeiten, wovon sie sich abheben, auf die verbindenden Interessen der Zeit und des Ortes. Heranzuziehen waren dafür außer den in Braunschweig wurzelnden Personen auch hindurchgegangene oder von hier ausgegangene, falls sie erkennbare Spuren hinterlassen haben.

Mit alledem nimmt sich diese Arbeit eines mit der Blüte neueren deutschen Geisteslebens eng verflochtenen, zeitweilig an ihrer Entfaltung wirksam beteiligten örtlichen Kulturabschnittes auch aus dem Grunde an, weil er nach dem Vorübergange der zuletzt in seinem Bereiche noch heimisch gewordenen Monumentalgestalt Lessings und von dieser überstrahlt bisher nicht hinreichend gewürdigt worden ist. Gewiß ist auf vieles, vielleicht das meiste, an zerstreuten Stellen der bisherigen Literatur schon hingewiesen. Die Anmerkungen machen möglichst darauf aufmerksam. Alles aber mußte bis zur letzten Quelle zurückverfolgt, geprüft und unter zusammenhängende Gesichtspunkte gebracht werden. Aber auch diese Gesichtspunkte deutender Betrachtungsweise waren angesichts der Fülle gegenwärtig herandrängender neuer gleichwie überlieferter Ideen auf ein Mindestmaß einzuschränken.

Hoffnungsvoll entfalteten sich aus bereits selbst geernteten Früchten neue Keime eigenen, örtlichen Geisteslebens unter der milden, auf jede produktive Regsamkeit möglichst fördernd aufmerksamen Regierung Herzog Karl Wilhelm Ferdinands. Von ihr nicht gehindert, verarbeitete man in Braunschweig wegweisend die revolutionisierenden Nachwirkungen der Aufklärung, ja zunächst auch noch überraschend unbefangen die Revolution selbst. Spürbar geblieben sind diese Regungen sogar durch die gerade für Braunschweig katastrophalen, fördernde Pflege vernichtenden, die Schaffensmöglichkeit lähmenden Folgen der Revolution über die Zeit der französischen Fremdherrschaft und den Tod Herzog Friedrich Wilhelms hinaus bis in die auf ihre Weise beschränkende, aber auch behütende Metternichsche Reaktion.

Der Herr Oberbürgermeister Braunschweigs ermöglichte höchst dankenswerter Weise die Veröffentlichung dieser Arbeit in dem ihr sachgemäßen Rahmen der „*Werkstücke*“, wie sie denn auch ohne das seitens des Archivs und der Bibliothek der Stadt unermüdlich entgegenkommend zur Verfügung gestellte geschriebene und gedruckte Quellenmaterial nicht hätte abgeschlossen werden können. Gleichermassen war das Staatsarchiv in Wolfenbüttel der Arbeit freundlichst behilflich.

Braunschweig, im März 1932.

K. Steinacker.

I.

## Abklang der Aufklärung



Mit Lessings, des helllichtigen Ergründers und unbestechlichen Gestalters, Tode am 15. Februar 1781 endigte auch die stürmische Jugendzeit einer neuen deutschen Geistigkeit im zusammenbrechenden Reiche des römischen Kaisers deutscher Nation, Auflösung, Kampf und neue Formungen in jeder Richtung, erst literarisch und theoretisch, dann zuständlich und praktisch. Gewinn war die Eindeutschung und erst damit die entspannende Beseelung der europäischen Aufklärung, letzten Endes im Sinne von Lessings Ehrfurcht vor der Unergründlichkeit des Daseins, vor Lessings Sich-bescheiden mit dem Triebe nach Wahrheit, deren Besitz sich Gott allein vorbehalten habe. Soweit freilich konnte die Tagesmeinung sich nicht mehr durchdringen, überheblich wie sie nun einmal zu sein hat. Auch damals blieb sie das, und das überlieferte Zwielicht des unerprobten Aufklärungsrationismus klebte ihr weiter an, indes die Wissenderen den Most zum Wein zu klären suchten. Politische, wirtschaftlich der Erde verhaftere Neubildungen gerieten unbefriedigend, während die ledere, ungebundenere Umformung im Reiche der Geister, der Dichtung zumal, wirklich zu klassischer Reife gedieh. In ihr versprühten die Wellen der Selbstsicherheit nur rationaler, verstandesmäßig verflachter Aufklärung im Dienste des Umbaues irdischer Zustände, in sie verliefen sich aber auch die Glutten des jugendlich unmittelbaren, gefühlsmäßigen Lebensdranges, der soeben die Tür zum Unermeßlichen, zum Irrationalen wieder aufgestoßen hatte. Lessing gehörte beiden Vorbedingungen der Reife an und nahm an ihr auch selbst noch teil. Er war eine Übergangserscheinung größten Formates gewesen. So fand er im neu belebten, gleichstrebenden geistigen Leben Braunschweigs willige Gefolgschaft während seiner zehn letzten Lebensjahre als Bibliothekar und als Hofrat in auch gesellschaftlich gehobener Stellung zu Wolfenbüttel, das damals schon wie heute, nur zwölf Kilometer von Braunschweig entfernt, so etwas wie dessen stillerer Vorort war.

Braunschweig freilich hielt in der Folge nicht, was es eine Zeitlang zu versprechen schien. Es ging, auch nur in gewissem Abstände von den führenden Geistern, den Weg zur klassischen Reife oder ihrer polaren Entgegnung, der aufblühenden Romantik, nicht im gleichen Tempo mit. Ihm fehlten dazu materielle Voraussetzungen, letzten Endes aber auch das geistige Bedürfnis. Niederdeutsches Phlegma hatte längst die mittelalterliche Regsamkeit der Stadt verdrängt. Die nun wieder neu sich zeigenden, von der Regierung geförderten und durch Zuzug verstärkten Energien konnten dem gegenüber sich nicht hinreichend behaupten, als die Epoche von Deutschlands politischem Zusammenbruch wohl keinen seiner kleineren Staaten so empfindlich und umwälzend traf wie Braunschweig. Immerhin, der Funke hatte gezündet. Das Feuer erlosch nicht mehr ganz. Wieder und wieder züngelt auch eine Flamme leuchtend auf. Wir werden daher begabten, umsichtigen und unternehmungslustigen Menschen genug begegnen, Männern, denen es oft nur am Glück, an der Gelegenheit gefehlt hat, um höchste Ziele zu erreichen. Sie näher kennen und werten zu lernen, ist unsere Aufgabe. Wir dürfen fördernde Unterhaltung erwarten, genussreiche Eindrücke, freilich auch Peinliches und Erschütterndes genug. Erkenntnis gläubiger Auffchau zu höchsten Zielen

lohnt immer die Mühe des Auffuchens, auch wenn der Abstand der Leistung von ihrer Absicht erheblich geblieben ist, die Hingabe nicht ausgedauert und wohl gar mit dem Ideengute selbst sich verflacht hat in die Breite populären Tagesbedarfes. Dieser aber blieb erheblich in Braunschweig. Besaß die Stadt doch um das Jahr 1800 30 000 Einwohner, die durch den Fernverkehr ihrer blühenden Messe für nutzbare Kenntnisse und neue Nachrichten aufgeschlossen, infolge materiellen Wohlstandes und durch das Beispiel eines oft üppigen Hofes dazu empfänglich war für phäaktisches Behagen, für unterhaltssame kulturelle oder ästhetische Anregungen.

Der Hof selbst freilich hatte mit dem im Jahre 1780 nach 45 jähriger Regierung eingetretenen Tode Herzog Karls I., Doppelschwagers von Friedrich dem Großen — sie hatten jeder die Schwester des anderen zur Frau — eine gründliche Abkehr von einem Aufwande auch künstlerischer Art erfahren, der in keinem Verhältnis zu der Leistungsfähigkeit des kleinen Landes gestanden hatte. Eingesetzt hatte die Einschränkung infolge übermäßiger Verschuldung schon unter der einsichtigen Mitwirkung von Karls Sohne, dem Erbprinzen. Nun selbst zur unmittelbaren Regierung berufen, setzte der neue sparsame Herr, Karl Wilhelm Ferdinand, mit Erfolg die Gesundung des finanziellen und wirtschaftlichen Zustandes seines Landes fort, ohne doch noch Kulturinstitute zu opfern, wie es mit dem Theaterprunk seines Vaters bereits hatte geschehen müssen. Freilich konnte auch er sie nicht weiter entwickeln. Er mußte sich begnügen, selbst das Kollegium Karolinum, die neue Hochschule in Braunschweig, nur eben über Wasser zu halten. Im übrigen versuchte er erfolgreich, wenigstens gesinnungsmäßig das von seinem Vater in Stadt und Land bereits geförderte geistige Leben im fortschrittlichen Sinne seiner Zeit zu unterstützen. Er erfreute sich dabei der energischen Hilfe gleichgesinnter Beamten, zumal für die Sanierung des Finanzwesens des Geheimrats Seronce von Rotenkrenz (1723—1799), für Inneres, wie man etwa sagen könnte, und Kultus, ja auch für das Äußere von 1782—1790 Karl Augusts von Hardenberg, des späteren Fürsten und preussischen Staatskanzlers. Des Herzogs allseitige Aufgeschlossenheit für die neuartigen kulturellen Regungen seiner Zeit war sachlicher und tiefer gehend als die seines Vaters, sie war sich aber auch der diesen geistigen Umbruch begleitenden Krisenhaftigkeit aller Zustände nur zu sehr bewußt. Die bedenkliche Problematik seiner Gegenwart machte ihn je länger desto besorgter und überlegamer. Infolgedessen aber blieben die fähigen Persönlichkeiten in Stadt und Land auch in einem guten Sinne weitgehend sich selbst überlassen und nicht gehindert in ihren Äußerungen.

Besaß doch die Stadt Braunschweig bereits, sehen wir ab von der großen und anregungsreichen, in ihren gesellschaftlichen Bannkreis gehörigen Wolfenbüttler Bibliothek, einen geschlossenen Kreis literarisch geschulter und wissenschaftlich unterrichteter, einige Zeit führender deutscher Poeten und Gelehrten seit der Gründung des Kollegium Karolinum durch Herzog Karl I. im Jahre 1748. Diese Bildungsanstalt verdankte ihren Ruf dem an ihrer Gründung maßgebend beteiligten geschickten Organisator und beliebten geistlichen Schriftsteller Friedrich Wilhelm Jerusalem, Abt von Riddagshausen, gestorben in Braunschweig 1789 als Achtzigjähriger, und den durch ihn als Professoren berufenen „Bremer Beiträgern“, das heißt Mitarbeitern des seit 1744 von Leipzig aus besorgten Bremer Wochenblattes „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“. Es war ein derzeit bahnbrechendes schöngeistiges Literaturorgan. Diese Professoren waren Karl Christian Gärtner (1712—1791), Joh. Arnold Ebert (1728—1798), Justus Friedr. Wilh. Zachariae (1726—1777), Konrad Arnold Schmid (1716—1789).<sup>1)</sup> Der Geistesrichtung dieser vier namhaften Männer, auf die wir hier nicht eingehen können, hatte auch Lessing angehört. Er war ihr zwar erwachsen, als er im Jahre 1770 dem Rufe an die Wolfenbüttler Bibliothek folgte, verdankte diesen aber seinem alten Freunde

Joh. Arnold Ebert. Das allein schon knüpfte ihn enge an die vom Kollegium Karolinum als Hochschule für allgemeine Bildung ohne sonderliche Berufsziele gepflegten geistigen Interessen, ganz abgesehen davon, daß Wolfenbüttel selbst ihm keine ausreichende Anzahl anregender Männer bieten konnte, Braunschweig aber nahe genug lag, den Mangel auszugleichen. Ein hier nicht zu behandelndes Sonderdasein als Austauschstätte geistiger Interessen führte die auch nicht sehr fern gelegene Landesuniversität Helmstedt.

Unter den noch bildsamen jüngeren Leuten wurden tiefgehend von Lessing in Braunschweig beeindruckt Joh. Joachim Eschenburg (1743—1820), seit 1778 Professor am Karolinum, der seit 1775 im braunschweigischen Verwaltungsdienste sesshaft werdende Dichter Joh. Anton Leisewitz (1752—1806), sowie Karl Wilhelm Jerusalem (1747—1772), Sohn des Abtes und Goethes Weglarer Weggenosse. Auch der junge Konrad Heusinger (1752—1820) scheint in Wolfenbüttel zu Lessing in einer Art von freundschaftlichem Vertrauensverhältnis gestanden zu haben. In mehr oder weniger nähere oder häufigere Berührung kam Lessing selbstverständlich unter anderem auch mit dem Abte Jerusalem und den Professoren der Hochschule, mit dem Domprediger Sedderfen, mit dem späteren Göttinger Professor Fiorillo, mit den durch eine lebhaftere allgemeinere Interessiertheit anziehenden Künstlern Oeding und Krull. Philipp Wilhelm Oeding, 1697 in Benzingerode (Kreis Blankenburg) geboren, war als tüchtiger Maler und Zeichenlehrer 1746—1781 am Karolinum tätig, Krull schnitt Medaillen und Münzen. Zu Herzog Karl blieb Lessings Verhältnis ein rein amtliches; Karl Wilhelm Ferdinand suchte ihm nach seiner Art auch persönliche Teilnahme zu zeigen. Wir werden näher bestimmbar Beziehungen in der Folge wiederholt im einzelnen begegnen. Zu gedenken ist dazu des in Hamburg mit Lessing in angeregten Verkehr gekommenen Braunschweigers Joh. Joachim Christoph Bode (1730—1793), seit 1778 in Weimar in unabhängiger Stellung. Ihn haben vermutlich literarische Interessen auch mit Ebert und Eschenburg verbunden. Daneben mögen die ausgedehnten geselligen Beziehungen des Freimaurertums eine Rolle gespielt haben, das in Bode einen regen Förderer gehabt hatte im Sinne der überschwänglichen Weishaupt-Kniggeschen Richtung und zu Braunschweig derzeit einen Mittelpunkt besaß. Die Möglichkeit mannigfaltigen Gedankenaustausches bot aber zumal den geistig regsameren Kreisen Braunschweigs der damals rasch emporblühende „Große Klub“.



Der Große Klub<sup>2)</sup>, noch unter Beteiligung Lessings als eines Ehrenmitgliedes mit 142 Zugehörigen am 1. November 1780 gegründet, gewährt den bequemsten Einblick in die gesellschaftlichen Voraussetzungen des geistigen Lebens in Braunschweig, denn er war statutengemäß<sup>3)</sup> geschaffen, um „angenehme und nützliche Unterhaltung, wissenschaftliche Belehrung und geselliges Vergnügen“ zu vermitteln. Dieser Zweck, gefördert, aber auch eingeschränkt durch den beträchtlichen Mitgliedsbeitrag und ein „Ballotement“, sollte erreicht werden durch gesellschaftlichen Ausgleich aller Bildungsschichten innerhalb des Klubs sowie durch anregende Beziehung zur Ferne mittels planmäßiger Heranziehung auch auswärtiger Meßbesucher. Denn die derzeit wegen der günstigen Verkehrslage der Stadt blühende Messe Braunschweigs führte jährlich zweimal auf längere Zeit zahlreiche Fremde mit keineswegs nur kaufmännisch begrenzten Erwerbsinteressen in die Stadt. Sie belebten den Gedankenaustausch und erhielten ihrerseits gute Unterhaltung und geistige Anregungen auch durch Oper, Schauspiel und gelegentliche Sonderveranstaltungen, wie etwa den bekannten Ballonaufstieg Blanchards am 10. August 1788, der Adolf Freiherrn Knigge den Stoff zu seiner bis heute geschätzten, 1792 veröffentlichten komischen

Erzählung „Die Reise nach Braunschweig“ gegeben hat. Engere Beziehungen zu Braunschweig mag Knigge etwa außer persönlichen zu Campe<sup>4)</sup> durch seine lebhafteste freimaurerische Tätigkeit befaßt haben. So wurde denn der Große Klub geleitet durch einen Präsidenten, einen Sekretär und durch vier „Assistenten“, die ernannt werden sollten „aus den vier Ständen, des Adels, des Militärs, des Civilstandes und der Kaufmannschaft“. „Messebesucher und amtlich reisende Beamte“ konnten auch auf vier Wochen eingeführt und auswärtige Mitglieder werden. Dem entsprechend setzte sich der erste Vorstand 1780 zusammen aus dem lebenslustigen, mit Lessing vertrauten Kammerherrn J. v. Kuntzsch als Präsidenten, Leisewitz, dem Dichter des 1776 erschienenen Julius von Tarent, als Sekretär und juristischem Beirat, dem Kaufmann Friedrich to der Horst als praktischem Organisator, dazu aus den vier Assistenten Kammerherr August Dietrich Graf Marschall, Generalmajor A. W. v. Rhetz, Professor Eschenburg und Kaufmann Hans Heinrich Kalm. Mitglieder waren: 45 Angehörige des Adels, 15 des Militärs, 45 des Zivilstandes und 37 der Kaufmannschaft. Leisewitz blieb in seiner Stellung bis 1. November 1789, Eschenburg bis 1792. Als Militärvertreter trat am 1. November 1792 der Professor am Karolinum und damalige Major Mauvillon ein und besetzte sie bis zu seinem Tode. Protektor des Klubs war seit dem 2. April 1781 der nicht regierende Herzog und Logengroßmeister Ferdinand, namhafte Freimaurer waren denn auch Zugehörige des Klubs, insbesondere Mauvillon. Erstrebten doch die Freimaurer auf ihre Weise auch einen zeitgemäßen sozialen Ausgleich der Stände, welchem auf schlichtere und erfolgreichere Art der Große Klub hinsichtlich zwanglosen Gedankenaustausches, dem auch der reichliche Bezug von Zeitungen und Zeitschriften aufhalf, wirklich zeitweilig näher gekommen ist. Noch 1815 beteiligt sich der im gleichen Jahre bei Quatrebras für das Vaterland fallende regierende Herzog Friedrich Wilhelm an einem zu seinen Ehren vom Klub gefeierten Festmahle<sup>5)</sup>. Erst die späteren Landesherren suchten keine gesellschaftliche Verbindung mehr mit dem in seiner sozialen Pionierarbeit freilich inzwischen durch andere, insbesondere politische Verbindungen überholten Klub. So war die Führung Lessings als Ehrenmitgliedes des jungen Klubs eine keineswegs nur dekorative Geste. Lessings geistiger Freimut und gesellige Mitteilbarkeit war ihm Ausdruck seiner eigenen Absichten. Und die zeitgenössischen Zeugnisse berichten andererseits, daß Lessing die Zwecke des Klubs nicht nur theoretisch am Herzen lagen, sondern daß ihm auch die praktischen Möglichkeiten des durch jene gebotenen vielseitigen, durch Witz und Heiterkeit entspannenden Gedankenaustausches seine letzten Erdenwochen erfrischt haben. Schließlich trat freilich auch dieses Institut in den unvermeidlichen Zustand alternder Sprödigkeit, hat aber doch bis in das 20. Jahrhundert alle, auch die nur geselligen, Ersatzversuche überlebt<sup>6)</sup>.

Nur einer von diesen scheint in unserem Zusammenhange mit einigen Worten erwähnenswert, der im Jahre 1805 noch vor dem völligen Zusammenbruch der überlieferten politischen und ständischen Zustände gegründet, bis mindestens 1808 bestehende „Klub auf dem Hainischen Garten“<sup>7)</sup>. Erhebliche Kostenbeiträge vermied er. Bestimmungsgemäß waren von ihm ausgeschlossen: „A: dienstthuendes Militär, B: Juden.“ Das alles war offenbar eine Geste gegen den Großen Klub gewesen, entsprechend einem noch zwangloseren, bereits weniger weltbürgerlichen Gemeinschaftsbedürfnisse. Doch sind auch in dieser Vereinigung namhafte Braunschweiger aus den verschiedensten Erwerbskreisen vertreten. Im Gründungsjahre bestand sie aus augenscheinlich meist jüngeren Leuten und hatte 47 Mitglieder. Sie blieb ungefähr bei diesem Zahlenbestande, hob sich aber noch durch größere Teilnahme der beamteten Bildungsschicht, ohne doch mindestens in dem ersten Jahrzehnte ihren Charakter anspruchsvoller Zusammensetzung einzubüßen. Aufnahme geschah auch hier wie im



Großen Klub durch Kugelwahl, Broschüren und Journale wurden ebenfalls gehalten<sup>9)</sup>.

Vereine, wie der erst 1821 gegründete, sehr rege, aber wesentlich nur vergnüglicher Unterhaltung gewidmete „Klub zum schiefen Ständer“<sup>9)</sup>, liegen zeitlich wie sachlich schon zu sehr außerhalb unseres Stoffgebietes. Für Vereinigungen mit vorwiegend ästhetischen Bildungszielen war die Zeit in Braunschweig überhaupt noch nicht gekommen. Der praktische Aufgaben sich stellende Kunstverein<sup>10)</sup> tat sich erst 1832 auf, der vorwiegend geselliger Form sich bedienende Kunstklub<sup>11)</sup> 1836. Dagegen ist noch ein Blick zu werfen auf das Freimaurerwesen in Braunschweig<sup>12)</sup>, hat es hier doch seit 1744 als charakteristische Begleiterscheinung der starken geistigen Gärung des 18. Jahrhunderts eine erhebliche Rolle gespielt, zumal seit nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges dessen erfolgreicher Feldherr, der nichtregierende Herzog Ferdinand von Braunschweig, die Leitung des Logenwesens weit über Braunschweig hinaus bis zu seinem Tode 1792 in die Hand genommen hatte. Allerdings gingen auch die braunschweigischen Logen viel zu sehr in dem maurerischen Geheimniswesen, seinen schwärmerischen Weltbeglückungsideen und den damit verbundenen unlöslichen Organisationsproblemen auf, als daß derzeit geistige Anregungen in ihnen tiefgehend gepflegt, kulturelle Wirkungen, die sie erstrebten, von ihnen hätten erreicht werden können. Nach dem Jahre 1780 trat freilich auch in Braunschweig die Ernüchterung ein. Damit aber schwanden zugleich die Erwartungen, welche von den Vorkämpfern der geistigen Erneuerung Deutschlands dem Freimaurerwesen entgegengebracht worden waren. Lessing zog sich ganz zurück, Goethe, der mit seinem Herzoge, beide als Freimaurer, der Loge Zur gekrönten Säule in Braunschweig am 27. August 1784 einen Höflichkeitsbesuch abgestattet hatte, nahm nur noch an den rein geselligen Unternehmungen gelegentlich teil. In Braunschweig fortan unbeschadet ihrer weltbürgerlichen Ideen im eigenen Kreise auf Kameradschaftlichkeit und Wohltätigkeit beschränkt, bieten auch die Logen für unser Thema im einzelnen keinen besonderen Stoff. Immerhin lohnt ein Blick auf den Mitgliederbestand, wie ihn die gedruckten, sehr sorgfältigen Personenlisten bieten. Im Jahre 1785 hatte danach die „Alt-Schottische Loge zu den Neun Sternen“, und die damit verbundene Freimaurerloge „Zur gekrönten Säule“ einen Bestand von 100 Mitgliedern einschließlich 32 auswärtiger, nämlich 38 Beamte meist in höheren Stellungen, 2 braunschweigische Prinzen und 16 Hofbedienstete, 17 Offiziere, 6 Künstler und Kunsthandwerker, 5 Professoren, 3 Advokaten, 2 Kaufleute, 2 Ärzte, 1 Geistlicher; der Rest verteilt sich auf 3 Sonderberufe. An den Organisationsunternehmungen lebhafter beteiligt waren nach dem 1779 eingetretenen Tode des gleich seinem Ordensmeister dem Herzog Ferdinand utopischen Plänen anhängenden Oberstleutnants von Lestewitz etwa noch der Generalleutnant August Wilhelm v. Ketz, der Geheimkammerer Ferdinands J. S. Schwartz, der 1723 in Preßburg geborene Ingenieur-Oberstleutnant David Andreas Schneller und der Klosterrat J. A. v. Voigts, gen. v. König. Manche der Logenbrüder gehörten auch dem Großen Klub an<sup>13)</sup>.

So geräuschvoll die Freimaurerlogen damals eine neue, bessere Form diesseitiger Glückseligkeit zu gestalten suchten, so still sonderten sich aus dem überlieferten Kulturbau die Herrenbüter ab, um auf ihre Weise dem Frieden auf Erden näher zu kommen. Auch sie waren in Braunschweig vertreten. Die Seele ihrer Brüdergemeinde hier war der bekannte Kunsthandwerker und Lackwarenfabrikant Joh. Heinrich Stobwasser<sup>14)</sup>.



Die durch das Kollegium Karolinum in Braunschweig ausgestreute geistige Saat<sup>15)</sup> trug bald ihre Früchte. Denn auch ohne amtliche Verbindung mit ihr erschienen nun in der Stadt Vertreter der derzeit bahnbrechenden Bewegung, die von

der noch wesentlich ästhetischen Literatur der Bremer Beiträger zu strengerer, erkenntnistritischer Einstellung oder über den Sturm und Drang von Lesswizens Julius von Tarent bis zur Romantik sich durcharbeiteten. Der durch das Karolinum und die aus dem englisch-hannoverschen Zweige des Welfenhauses stammende Herzogin Auguste, überhaupt durch die engen dynastisch-staatlichen Beziehungen zu Hannover und dessen rasch aufgeblühter Universität Göttingen wenn nicht genährte, so doch vermittelte, vorbereitend bildende Einfluß der englischen Literatur trat wieder etwas zurück hinter französische Einwirkung. Diese pendelte damals zwischen der konservativeren Verehrung Voltaires samt den Enzyklopädisten für alle fortschrittliche Kulturpflege und dem skeptischen Rufe Rousseaus „Zurück zur Natur“. Dazwischen macht nun aber langsam auch die Bedeutung Weimars und der deutschen Klassik sich bemerkbar. Lessings im allgemeinen der Gesinnung Voltaires näher als dem Naturburschentum Rousseaus stehender Kritizismus bleibt aber in Braunschweig als dessen örtliches und dazu dem Genius Loci gemäßes Erbe am spürbarsten. In den vom Karolinum unabhängigen pädagogischen Bestrebungen um Campe geht es, seinen Ideengehalt verwässernd, eine immerhin eigenartige Verbindung mit Rousseaus Erziehungstheorien ein. Erziehungsprobleme sind es denn auch, von denen der ebenfalls in keiner Verbindung mit der Hochschule stehende Karl Friedrich Podels in seinen umfangreichen populär-anthropologischen Schriften ausgeht. Campe und sein Kreis sind der deutschen Geistesgeschichte keine Unbekannten als stürmische, aber auch doktrinäre Neuerer des Erziehungswesens im Sinne Gemeingut gewordener Aufklärungstendenzen. Wir dürfen daher diese pädagogische Bewegung praktisch angewandten Wissens in der Hauptsache beiseite lassen, ergänzen dagegen das bisher fast nur durch sie im allgemeinen bekannte Bild der damaligen großen geistigen Regsamkeit Braunschweigs durch bisher weniger gewürdigte Leistungen auf dem Gebiete mehr nur erkenntnismäßiger und spekulativer Aufschlüsse über den nun erst ganz dem selbständigen Denken und frischen Zugriff jener Zeit erschlossenen schier unübersehbaren Wissensstoff.

Karl Friedrich Podels wird sich uns dazu in der Folge als eine charakteristische Übergangserscheinung erweisen im Aufspüren sachlich vertiefender, mehr wissenschaftlicher Einsicht in das Wesen des Menschen. Durch die französische Memoiren-, Brief- und Aphorismenliteratur vorbereitet, gedieh diese psychologische Betrachtungsweise nunmehr in Deutschland zu selbständiger, praktisch-philosophischer Ergründung des Problems Mensch und zugleich der Beziehung der Geschlechter zueinander. Podels hatte aber schon zwei sehr originelle Vorgänger seiner Betrachtungsweise just auch im engeren Raume des südöstlichen Niedersachsens um Braunschweig und Hannover, auf die wir zunächst unsere Aufmerksamkeit zu lenken haben.

Im Jahre 1787 erschien in Leipzig bei Weidmann eine anonyme Schrift mäßigen Umfangs „Über die Weiber“<sup>16)</sup>. Sie erregte ebensoviel Aufsehen wie Widerspruch, bald wurde daher auch der Verfasser aufgespürt und zu literarischem Ansehen gebracht: der Hannoveraner Ernst Brandes (1758—1810), Sohn des Bearbeiters der Göttinger Universitätsangelegenheiten im kurbraunschweigischen Ministerium und selbst später in der gleichen Stellung. Beide einsichtige, vielseitig gebildete Männer und von großem Verdienst um das Gedeihen ihrer Universität. Sie standen daher auch in engen, fördernden Beziehungen zum allgemeinen deutschen Geistesleben, Ernst unter anderen zu Wilhelm von Humboldt und dessen ehemaligem Erzieher Joachim Heinrich Campe. Das Buch beginnt: „Unter den vielen vortrefflichen Beyträgen, die in neueren Zeiten über Menschenkenntnis, Menschenbestimmung und Philosophie der Societät geliefert worden, vermißt man noch immer ein ausführliches Râsonnement über des weiblichen Geschlechtes Bestimmung und Fähigkeiten, sovielen einzelne hierher gehörige vortreffliche Charakterzüge auch die besten Schriften enthalten.“ Alsdann

wird ausgeführt, daß die Mädchen und Frauen durch gesellschaftliche Äußerlichkeiten verwöhnt seien und verdorben für ihren eigentlichen Beruf, Hausfrauen und Mütter zu sein. Die Begabung der Frau weise sie nicht in die Öffentlichkeit, sondern in die Familie. Der Mann habe aber selbst schuld, daß die Frauen durch Verbildung dieser ihrer natürlichen Bestimmung abhold geworden seien. — Es kommen neben trefflichen Beobachtungen auch sehr einseitige Urteile über die Frauen und das Verhältnis beider Geschlechter zueinander vor. Die Ausdrucksweise ist immer gewandt, die Auffassung originell. Der einseitige Standpunkt rührt wohl hauptsächlich aus Beobachtungen her im oberflächlichen Treiben müßiger und selbstgefälliger Geselligkeit, aber wohl auch aus der Lektüre vornehmlich französischer Sittenschilderer. — Brandes blieb unverheiratet, vielleicht mehr wegen seines schwächlichen Körpers und seiner komplizierten Charaktereigenschaften, als aus etwa angeborener Abneigung gegen das andere Geschlecht. Eine solche geht auch nicht aus seinem scharfen Buche hervor<sup>17)</sup>. Alle Schriften von Ernst Brandes lassen erkennen, daß ihr Verfasser schwer trägt an allerhand kulturellen und politischen Zerfetzungserscheinungen seiner Zeit. Er möchte sie verstehend überwinden und kommt doch infolge seiner zugleich skeptischen und eigenwilligen Auffassungsweise über eine gewisse verdrossen aristokratische Zurückhaltung nicht heraus. Sogar in einer auffälligen Gezwungenheit seines sprachlichen Ausdrucks zeigt sich das.



Es dauerte nicht lange, so nahm sich ein ganz anders gearteter, aber gleichfalls geistreicher Mann der durch Ernst Brandes „geschmähten oder wenigstens getadelten Weiber“ an. Im Jahre 1790 erschien, auch anonym, „Mann und Weib nach ihren gegenwärtigen Verhältnissen geschildert.“ Ein Gegenstück zu der Schrift über die Weiber“. Verfasser war Jakob Mauvillon. Mit ihm sind wir bereits wieder in Braunschweig, ja am Karolinum selbst, mit ihm aber auch in der französischen Bildungsatmosphäre nicht nur des damaligen Europas, sondern zumal auch des braunschweigischen Hofes. Jakob Mauvillon ist in der Tat eine der aufschlußreichsten, in Braunschweig führenden Personen der Aufklärung, dazu von weitreichender Auswirkung. Er wuchs in Braunschweig heran<sup>18)</sup> als Sohn Eleazar Mauvillons aus Tarascon in der Provence (geb. 1712) und einer Mutter ebenfalls französischer Herkunft. Eleazar war seit 1758 bis zu seinem Tode 1779 Professor der französischen Sprache am Karolinum, Jakob, geboren 1743, wurde von Kassel her dahin berufen 1785 als militärwissenschaftlicher Lehrer und Ingenieur-Major. Er starb in Braunschweig als Oberstleutnant 1794. Jakob Mauvillon war eine geistig sehr bewegliche, im Sinne der Aufklärung kritisch-individualistisch tätige, freigeistige Natur, begreiflicherweise auch Freimaurer und Republikaner. Respektlos und rücksichtslos macht er als junger Mann, meist in Gemeinschaft mit dem Wernigeröder Schriftsteller Ludwig August Unzer, dem bekannten Mischöpfer der Sturm- und Drang-Bewegung deutscher Dichtung, impertinente literarische Angriffe, so 1771/72 in Briefform „Über den Werth einiger teutschen Dichter“. Gleichzeitig, noch 1772, veröffentlicht er<sup>19)</sup> die derzeit gediegenste und heute noch lehrreiche Kritik über Lessings Emilia Galotti. Ihr hat, trotz ihrem Hinweis auf die Meisterschaftsgrenzen auch dieses schon klassischen Dramas, Lessing selbst Anerkennung gezollt; als selbstständiger Dichter versuchte sich Mauvillon 1785 mit der zunächst anonymen Veröffentlichung: „Dramatische Sprichwörter; Ein Beytrag zum gesellschaftlichen Vergnügen in Deutschland“. Es sind Niederschriften dramatischer Improvisationen auf Grund von Sprichwortthemen, nach französischem Vorbild gefällig und dem Zeitgeschmack entsprechend, dem sie auch 1790 noch eine zweite Auflage verdanken. Polemik enthalten sie nicht. Fortan ließ Mauvillon literarische Probleme und auch

seine Übersetzertätigkeit beiseite, ohne doch seine Oppositionslust erheblich zu dämpfen. Noch 1787<sup>20)</sup> veröffentlichte er eine Schrift: „Das zum Theil einzig wahre System der christlichen Religion“, worin er an dieser und auch ihren kirchlichen Dienern nichts mehr recht gelten läßt. Jerusalems Nachfolger, Abt August Christian Bartels, selbst kirchlicher Aufklärung zugetan, veröffentlichte dagegen sogleich eine Apologie des Christentums: „Über den Wert und die Wirkungen der Sittenlehre Jesu“.

Mauvillon war und blieb durch und durch ein französischer Enzyklopädist. Unerfreulich beteiligt zeigte er sich noch 1790 an der Polemik gegen die Schwächen des tüchtigen hannoverschen Arztes und Popularphilosophen Joh. Georg von Zimmermann anlässlich dessen Veröffentlichungen über Friedrich den Großen 1788 und 1789. Wir finden da Mauvillon in Gesellschaft unter sich zwar sehr verschieden gearteter, doch in unbekümmerter Aufklärung verbundener, führender Männer, so Lichtenberg und Kästner in Göttingen, Campe und Trapp in Braunschweig, Nicolai in Berlin. Sie erscheinen in diesem unfairen literarischen Streit, der im Grunde ein Angriff gegen die konservative, die oberflächliche Freigeisterei und das Maurertum besonders der Berliner bekämpfende Gesinnung Zimmermanns war, widerwillig sogar als fingierte Sekundanten des berühmten Dr. Bahrdt „mit der eisernen Stirn“, letzten Endes auch Kogebues, der dabei eine besonders unerfreuliche Rolle gespielt hat<sup>21)</sup>. Stern<sup>18)</sup> hat wahrscheinlich gemacht, daß auch die Verteidigungsschrift der französischen Revolution: „Doctor Martin Luther! Deutsche gesunde Vernunft von einem Freunde der Fürsten und des Volkes“ aus Mauvillons Feder stammt. Verurteilt wird darin bereits der Feldzug von 1792 gegen Frankreich, die Hinrichtung Ludwigs XVI. ist aber noch unbekannt. In der Form ist das Buch maßvoll, in der Verteidigung politischer fortschrittlicher Grundsätze bestimmt. Immerhin werden Klubs, Parteivereinigungen im parlamentarischen Sinne, verurteilt.

Führen solche Äußerungen Mauvillons aufschlußreich in die kulturellen und geistigen Kämpfe seiner Zeit, so sind sachlich wertvoller seine sozialen und politischen Veröffentlichungen auf der Grundlage der Physiokratie des Franzosen Quesnay. Sie brachte ihm jene persönliche Verbindung mit Mirabeau, die hauptsächlich die Erinnerung an Mauvillon lebendig erhält. Er wurde wesentlicher Mitarbeiter an Mirabeaus großem seit 1787 erschienenen Werke „De la monarchie prussienne sous Frédéric le Grand“, und zwar verarbeitete er für ihn in großem Umfange das sachliche Material. Das führte Mirabeau in den Jahren 1786 und 1787 wiederholt nach Braunschweig zu dem ihm geistig eng verbundenen Mauvillon. Hier hat er außer mit diesem gelegentlich auch mit Hardenberg und dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand persönliche Sühlung genommen<sup>22)</sup>. Ganz und gar aus Mauvillons Lehrberufe erwuchs noch in Kassel die 1784 in Braunschweig erschienene „Einleitung in die sämtlichen militärischen Wissenschaften“. Sie blieb längere Zeit in Deutschland das beste Lehrbuch zur Vorbereitung für die Offizierslaufbahn. Zuletzt, in seinem Todesjahre, gab Mauvillon noch die kluge und vorsichtige „Geschichte Ferdinands Herzogs von Braunschweig-Lüneburg“ heraus, auf die wir noch zurückkommen werden.

Dieser begabte Militärlehrer, der in Braunschweig schon als Jüngling beharrlich versucht hatte, Ingenieuroffizier zu werden, war verwachsen, ein körperliches Mißgeschick, das zweifellos seinem Geiste eine ähnliche klare Schärfe gegeben hat wie seinem Kollegen Lichtenberg an der Göttinger Hochschule. Obendrein scheint er einen Sprachfehler besessen zu haben. Er konnte, laut eines Stammbuchblattes in Privatbesitz, über sich selbst spotten:

„Groß nennt ihr den Demosthen,  
Den stotternden Orator von Athen;

Aesop, der Hoetrige, galt euch für weise;  
Triumph! ich werd in eurem Kreise  
Gedoppelt groß und weise seyn;  
Weil glücklich ich in mir verein',  
Was man getrennt im Demosthen  
Und im Aesop gehöret und gesehn."

In der Tat hat er trotz und wegen seiner sarkastischen Unerbundenheit allgemeines Ansehen genossen. Als er im Jahre 1793 in Weimar vergebens erwartet wurde, schreibt der bekannte dortige damalige Schuldirektor und spätere Dresdener Museenverwalter K. A. Böttiger an Campe in Braunschweig<sup>29)</sup>: „Wie mag es doch wohl gekommen seyn, daß Mauvillon gar nicht in unsere Gegend gekommen ist? Fürstlichkeiten und Gelehrte, alles freute sich hier seiner Ankunft, und wollte von seinem Witze einige Brosamen sammeln.“

So hatte Mauvillon denn auch das Glück, eine treffliche Gattin und gute Mutter seiner Kinder zu finden; ein Sohn wurde preussischer Oberst. War es das vielleicht, was ihn veranlaßte, im Jahre 1790 sich der Frauen in seiner gegen Brandes polemisierenden Schrift warmherzig anzunehmen?

Das wie die meisten derartigen Werke populärer Soziologie und praktischer Philosophie zwar ein wenig weitschweifige, aber dank wohl der Erziehung Mauvillons in überwiegend französischer Geistigkeit bemerkenswert elegant und flüssig geschriebene Buch unterstreicht polemisierend eine gewisse Neigung von Brandes, in den Männern Sklaven der Weiber zu wittern und beklagt seinerseits das Los so manchen Weibes, Sklavin des Mannes geworden zu sein. In diesem Sinne bemerkt er z. B., die Frauen müßten heucheln, um fortzukommen. Im ganzen aber zeichneten sich doch die abendländischen Völker vor anderen dadurch aus, daß bei ihnen den Weibern alle möglichen Freiheiten zugestanden würden, was eben die hohe Kultur Europas zur Folge habe. Scharf greift er unter solchem Gesichtspunkte Rousseau an, denn Mauvillon lehnte als Voltairianer Rousseaus Parole der Rückkehr zur Natur entschieden ab. Er eifert gegen den Widerspruch zwischen Rousseaus sozialen Idealen und dessen zerrüttetem Familienleben. Als Jakobiner verschrien, hatte Mauvillon den geschickten Einfall, dieses Buch der Herzogin Auguste, Gemahlin Karl Wilhelm Ferdinands, zu widmen. Allerdings macht es sich seltsam, wenn er sich dabei ihren „unterthänigsten, treu gehorhamsten Knecht“ nennt. Das war an dieser Stelle schon nicht mehr nur eine konventionelle Floskel, war aber auch schwerlich ironisch gemeint. Denn er hatte Loyalitätsgefühl und wurde im Laufe seines Lebens toleranter. Seine letzte und vielleicht gewandteste Veröffentlichung, die Geschichte Herzog Ferdinands, wird diesem als Fürsten und Feldherren ebenso gerecht, wie er ihn als Menschen mit Vorzügen und Eingeschränktheiten zu schildern weiß, ohne nach irgendeiner Seite hin anzustoßen. Als militärischer Sachverständiger begnügt er sich daher auch nicht mit bloßer Schilderung der kriegerischen Leistungen Ferdinands als Oberbefehlshabers der Verbündeten auf dem westlichen Schauplatze des Siebenjährigen Krieges, sondern er verknüpft damit eine offenbar sorgfältige, sachliche Kritik, ohne dem Herzoge irgendwie zu nahe zu treten. Freilich läßt er bei allem Respekt erkennen, daß er den Herzog auch als Menschen zu übersehen glaubt. Mauvillon war tätiger Freimaurer. Ferdinand war es in maßgebender, vielleicht aber doch, auch durch den gleich ihm einigermaßen wunderfächtigen Oberstleutnant von Lestewitz, mehr geleiteter als leitender Stellung. Mauvillon deutet demgegenüber den eigenen, freieren Standpunkt vorsichtig an, lehnt insbesondere des Herzogs Leichtgläubigkeit ab, die diesen zu einem kritiklosen Verehrer des Hochstaplers Saint Germain gemacht habe.

Bei allem im Laufe eines erfahrungsreichen Lebens erworbenen Takte blieb Mauvillon der im aufklärerischen Radikalismus weitgehendste der herzoglichen Beamten,

schwerlich zur Freude des grundsätzlich so ungemein vorurteilsfrei regierenden Landesherren, der aber den gescheuten Mann, gründlichen Militärtheoretiker und durchgebildeten Franzosen geschätzt hat.



Karl Wilhelm Ferdinands Eigenart kühl distanzierendes Gewährenlassens, dem 3. B. Lessing für seine letzten zehn Lebensjahre vieles zu verdanken hatte, geschah wohl weniger aus sehr tiefer Anteilnahme an den neuen Ideen seiner Zeit, als aus einem gewissen Mißtrauen gegen sich selbst und aus Rücksicht auf die allgemeine Meinung, sein „qu'en dira le monde“<sup>24)</sup>. Begreiflich, daß er, doch wohl wirklich der Lieblingsneppe Friedrichs des Großen, für die seinem Wesen äußerlich ähnliche kühle, weltmännisch aufgeschlossene Eigenart des damaligen Franzosentums noch die an den deutschen Höfen längst hergebrachte Vorliebe besaß. Sein sachliches, ehrliches Interesse am Aufblühen des deutschen Geisteslebens wurde dadurch im ganzen nicht gehemmt. Begreiflich aber auch, daß der Herzog, anders als sein Neffe von Weimar, zu keinem der geistigen Führer jener Zeit in ein inniges Verhältnis getreten ist, — er, der maßvolle Schützer Lessings, auch zu diesem nicht, — und daß sein Mangel an zuversichtlicher Initiative nur wenige seiner Unternehmungen ausreifen ließ. Damit in der Hauptsache zusammen geht auch noch das spätere, vielleicht nicht ganz unbefangene, aber noch auf eigener Beobachtung fußende Urteil des braunschweigischen Theaterleiters Klingemann, es sei dem Herzoge, trotz seiner „Vorliebe für französische Art und Kunst . . . die vaterländische Kultur keineswegs gleichgiltig gewesen, ob er sie gleich, besonders in künstlerischer Hinsicht, nur als nachahmende Versuche anerkannte“<sup>25)</sup>.

Das erklärt nun nicht nur Goethes fast argwöhnisches Verhalten gegenüber Karl Wilhelm Ferdinand, sondern auch seine gemessene Zurückhaltung gelegentlich seines Aufenthaltes in Braunschweig vom 18. August bis 1. September 1784, meist wohl in politischen Angelegenheiten des geplanten Fürstenbundes<sup>26)</sup>, als Minister und Freund des Herzogs von Weimar. Er vermied damals geflissentlich auch jede literarische oder wissenschaftliche Anknüpfung in der Stadt. Denn sein bereits Seite 11 erwähnter Besuch der Loge kann nicht als solcher gelten. Nur im Theater und der Salzdahlumer Gemäldegalerie treffen wir ihn. Er fühlte sich so sehr auf das glatte Parkett des Hofes angewiesen, daß er bekanntlich sogar seine tagebuchartigen Briefe an Charlotte von Stein in der hergebrachten Hofsprache französisch abgefaßt hat, trotzdem Karl Wilhelm Ferdinand auch ein gutes Deutsch schrieb und sprach.

Goethe sagt darin zunächst, daß der Herzog von Braunschweig zwar die allerbesten Formen habe, aber in seinen Äußerungen sehr vorsichtig sei, so daß man nicht recht wisse, was eigentlich dahinter sei. Ja, ihm scheint diese zurückhaltende, abwartende und wohl gar, wie man hinzufügen darf, ausforschende Art so bedenklich, daß er in seinen Braunschweiger Briefen mit Fleiß sich besonders vorsichtig ausdrückt, aus Furcht, daß sie geöffnet werden könnten, denn man könne einem Fürsten alles zutrauen, der beobachtend ist, — qui est politique — wie der Herzog von Braunschweig. Dann aber macht er die Meinung der Hofleute, — und mit anderen verkehrt er in Braunschweig nicht, — doch zu der seinigen, daß des Herzogs Absichten groß und schön seien, daß er geschickt sei in der Wahl seiner Mittel, unaussprechbar und konsequent in der Durchführung. Schließlich rühmt ihn Goethe geradezu als einen erprobten Menschenkenner, der die Schwächen anderer gar sehr zu benutzen verstehe, vornehmlich Eitelkeit und Eigenliebe. Als einem kundigen Vogelfsteller gingen ihm mit wenig Mühe und Aufwand die Vögel, die er brauche, auf den Leim. Bei alledem blieb die Schranke zwischen Goethe und Braunschweig überhaupt geschlossen. Es hat wohl noch eine ganz persönliche Hemmung vorgelegen. Denn Goethe

gesteht in der Campagne in Frankreich zum 7. Oktober 1792 gelegentlich einer sehr höflichen Begegnung mit Carl Wilhelm Ferdinand: „Er hatte mich eigentlich niemals geliebt, das mußte ich mir gefallen lassen, er gab es zu erkennen, das konnt' ich ihm verzeihen; nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden, die uns auf eine teilnehmende Weise zusammen brachte.“

Man sieht auch da, wie sehr der komplizierte, verschleierte Charakter des Herzogs es erschwerte, ihn, trotz seinem lebhaften Bedürfnisse nach Aussprache, durch offenes Entgegenkommen zu voraussetzungsloser Stellungnahme zu bringen<sup>27)</sup>, und begreift das an sich ungerechtfertigte Zögern der Nachwelt, seine Verdienste als deutscher Landesherr um die Pflege von Wissenschaft, Kunst und Literatur gebührend zu würdigen, — jene in Braunschweig seit Herzog Karl I. bereits traditionelle Pflege, ohne die auch Weimars geistiger Aufstieg unter Karl Wilhelm Ferdinands Schwester Anna Amalie schwerlich eingetreten wäre. Allerdings, die urwüchsige Naturverbundenheit seines Neffen Karl August besaß der Braunschweiger Oheim nicht. Höfische Formen waren diesem ein Lebensinstrument. Und das mag eine mehr oder weniger offensichtliche Neigung für französisches Wesen, auch ohne das von ihm nicht nur in Geschmacksangelegenheiten verehrte, sondern auch in der eigenen Kontrolle selbst kleinster Regierungsangelegenheiten befolgte Vorbild seines königlichen Onkels in Sanssouci, immer wieder belebt haben. Sie wurde schließlich so stark, daß er sein Interesse für das Theater immer deutlicher französischen Schauspielern zuwandte, bis es in seinen letzten Jahren soweit kam, daß der französischen Schauspiel- und Operntruppe der Aurore Bursay die gleichzeitig in Braunschweig zur Messe spielenden deutschen Gesellschaften eine Entschädigungssumme zahlen mußten<sup>28)</sup>.

Vielleicht steht damit im Zusammenhange, daß der seit 1782 als Professor der französischen Sprache und Literatur am Karolinum tätige, 1739 in Brüssel geborene Franz Ludwig Karl Boutmy<sup>29)</sup> 1793 in elegantester Aufmachung, ohne Verlagsangabe, also wohl als Privatdruck eine Tragödie in klassischen französischen Alexandrinern veröffentlichen konnte: Vitellie, das Schicksal einer Tochter des römischen Kaisers Vitellius behandelnd. Boutmy erklärt in einer 26 Seiten langen Einleitung, diese Dichtung sei schon im Jahre 1753 von einem in der Nähe Braunschweigs heimatisierten deutschen Edelmann und Offizier verfaßt, zweimal alsdann in Braunschweig, mehrere Jahre später auch in Berlin aufgeführt, aber nie gedruckt worden. Damals, 1753, sei aber auch der später als Tragödiendichter bekannt gewordene tüchtige französische Schauspieler Pierre Laurent de Belloy (Pseudonym Dormont) in Braunschweig aufgetreten und habe das Trauerspiel Vitellie kennen gelernt und schon 1755 auf Grund dieser Vorlage seine eigene Tragödie Titus geschrieben. Aber Belloy leugne jede Abhängigkeit seiner Tragödie von der des Deutschen gelegentlich der Herausgabe seiner sämtlichen Werke im Jahre 1779. Das habe den Verfasser der Vitellia veranlaßt, seiner Autorschaft sich wieder zu erinnern, und insofolgedessen veröffentlicht nun Boutmy dessen Tragödie und betont ihre Priorität. Wahrscheinlich liegt beiden Tragödien Metastasio's Clemenza di Tito zugrunde. Vermutlich hat der deutsche anonyme Verfasser jenes französischen Trauerspiels Vitellie dessen verhältnismäßig splendiden Druck selbst bezahlt und gar nicht für den Handel bestimmt. Wer er war, konnte noch nicht festgestellt werden.



Ersichtlich ist, daß auch nach Lessings Tode in dessen Braunschweiger Wirkungskreise voll schon reifer deutscher Literatur noch allgemeineres, nicht nur höfisches Interesse für gepflegte Kenntnis französischer Geistesart bestanden hat. Damit hängt das große Entgegenkommen des Herzogs den Emigranten gegenüber zusammen. Braun-

schweig und Wolfenbüttel waren voll von ausgewanderten Franzosen<sup>30)</sup>. Auch im Hofdienste waren sie vertreten. Der Bruder Ludwigs XVI., der spätere König Ludwig XVIII. von Frankreich, fand von 1796 bis 1798 in Blankenburg am Harz ein Asyl, in Wolfenbüttel unter anderen Notabeln der Erzbischof von Reims. Unverkennbar brachte diese „zeitweilige Überfremdung“, wie man beinahe sagen könnte, Braunschweigs Eigenleben mancherlei Anregung, aber auch Belästigung. Als Karoline Schlegel sich mit ihrer Mutter im Jahre 1795 in Braunschweig für längere Zeit einrichtete — wir kommen darauf noch zurück — klagt sie in ihrer vom Augenblick bestimmten Weise, daß in Braunschweig schwer gesellschaftlicher Anschluß zu erreichen sei. Denn „die Stadt ist zu groß, als daß sich dies sehr bald machte; jeder hat einmal seine angewiesenen Cirkel. Alle vorrätliche Gastfreundlichkeit und Gefälligkeit gegen Fremde wird an Ausländer erschöpft; das ist deutsche Art und Sitte. Wirklich, es ist wunderbar: man schimpft auf diese Menschen, weil sie zur Theurung beitragen, aber man unterstützt, man nimmt sie in Gesellschaft auf, läßt alte Bekannte durch sie verdrängen, und selten ist es Mitleid oder entschiedeneres Wohlgefallen, um des willen man soviel für sie tut. . . . Wir lassen uns fortreißen durch die dreistere Selbstschätzung eines jeden andern. . . . Es hat mir immer hart und engherzig erschienen, diese armen Flüchtlinge allenthalben zu verjagen, und doch deucht mich, wenn ich das Wesen hier so mit ansehe, ich würde als Fürst die Parthie ergriffen haben, welche Euch vor ihrem Besuch schützt. Das sage ich keineswegs als Gegnerin ihrer Meinungen, sondern als Deutsche. Die guten Leute haben sich seit gestern mit Crepp bewickelt, um den hoffentlich sanften Tod des Kleinen Unglücklichen zu betrauern, der nun nicht länger beklagenswerth ist.“ Damit ist der am 8. Juni 1795 verstorbene Ludwig XVII. gemeint. Karoline Schlegel sagt schließlich: „Wir haben eigentlich über nichts zu klagen, als über die Theurung, über die jedermann klagt.“ Ärger klingt des deutsch-norwegischen Romantikers Henrik Steffens Bericht gelegentlich eines Besuches von Blankenburg im Jahre 1799 über die dortigen mißmutigen Erinnerungen an den inzwischen bereits verflossenen Aufenthalt der Emigranten. Erinnern wir uns dazu an die engen Beziehungen Mauvillons mit Mirabeau und Mirabeaus mit dem Herzoge, der „oft drei Stunden lang“ mit ihm sich unterhielt<sup>31)</sup>, oder Mirabeaus mit Hardenberg. Noch eine andere internationale zeitgenössische Berühmtheit, der Genfer, auch vom englischen Königshause sehr geschätzte Naturwissenschaftler und Philosoph Jean André Deluc, Professor in Göttingen ohne Lehrtätigkeit, lebte zeitweilig in Braunschweig. Der Herzog unterhielt sich mit ihm gern und lange über Seelenwanderung. An den sehr rationalistischen Domprediger Joh. Wilh. Gottlieb Wolff richtete Deluc den 1804 gedruckten „Lettre sur l'essence de la doctrine de Jesus Christ“<sup>32)</sup>.



In dieser literarischen, gesellschaftlichen und politischen Auflockerung der hergebrachten Überzeugungen gedieh nun auch der Baron Benjamin Constant, eine der beachtenswertesten Erscheinungen unter den fremdländischen Gärungselementen Braunschweigs. Hat er, 1767 geboren, doch hier die ersten Lehrjahre seines unruhigen Lebens zugebracht und insbesondere Mauvillon gesinnungsmäßig sich angeschlossen, wie er selbst in seinem „Journal intime“<sup>33)</sup> rückschauend andeutet und sein Weimarer Zeitgenosse K. A. Böttiger bestätigt. Als Angehöriger einer nicht ganz mittellosen Familie französischer Refugiés in Lausanne aufgewachsen, auf Schulen in England und Frankreich zum Manne gereift, wurde Benjamin Constant durch Vermittelung seines Vaters, eines holländischen Obersten, den Karl Wilhelm Ferdinand in dem kurzen holländischen Feldzuge von 1787 kennen gelernt hatte, im gleichen Jahre Hofjunker und dann Kammerherr in Braunschweig. Hier heiratete er schon



1789 unbedachterweise eine Hofdame, Fräulein Wilhelmine von Cramm. Die kinderlose Ehe wurde 1793 getrennt. Diese Scheidung war wohl die Hauptveranlassung, daß Constant im Jahre 1794 Braunschweig wieder verließ. Schon ein Jahr darauf veröffentlichte er die erste seiner politischen Schriften, durch welche er, in Paris zu Ansehen und Würden gekommen, der Bahnbrecher des durchdachten konstitutionellen Liberalismus geworden ist. Aber er war mehr als das; er war auch der Erste, der den persönlichen Freiheitsbegriff im Sinne nur sich selbst verantwortlicher Individuen für das 19. Jahrhundert konsequent vertrat und an sich selbst verwirklichte, und er war auch insofern ein geistig sehr vielseitiger Mann, als er mit der peinlichen Seelenanalyse seines Romans Adolphe die Reihe der Dichterpsychologen von der Art Ibsens begann, darin ein unmittelbarer Vorgänger seines Landsmannes Beyle-Stendhal, auf den wir auch noch einzugehen haben. Infolge seiner unfranzösisch internationalen Aufgeschlossenheit besaß Benjamin Constant auch ein merkwürdig offenes Auge für deutsche Art und deutsches Denken. Das ging soweit, daß trotz dem früheren Mißerfolge auch seine zweite Frau eine Deutsche wurde, Charlotte von Hardenberg, Nichte des späteren Fürsten. Er kannte sie zwar schon vom braunschweigischen Hofe her, heiratete sie aber erst im Jahre 1808 und nachdem auch sie sogar zweimal geschieden worden war. Inzwischen hatte er, zeitweilig gemeinsam mit August Wilhelm von Schlegel, lange am Wanderleben der Frau von Stael und in engem Verhältnis zu ihr teilgenommen. In den geselligen Kreisen des Großen Klubs zu Braunschweig, auf dessen Bedeutung Seite 10 bereits hingewiesen worden ist, spielte er zeitweilig eine Rolle, in den Jahren 1792 und 1793 auch als Vorstandsmitglied und Vertreter des Adels, gleichzeitig übrigens mit Mauvillon als dem Vertreter des Militärs.

Benjamin Constant, der unbefangene Teilnehmer auch an braunschweigischen Zuständen, führt uns just als solcher zurück zu der zwischen Brandes und Mauvillon umstrittenen, zum Problem gewordenen Beziehung zwischen Mann und Weib. Aber Constant suchte es praktisch zu lösen, nun schon ganz individualistisch ohne jede traditionelle Bindung, die letzte Konsequenz des alles Herkommen vorweg literarisch in Frage stellenden 18. Jahrhunderts. — Nach beiden Seiten übernahm nun aber die Erbschaft solcher Vorgänger noch ein zweiter durch die politischen Verhältnisse mit Braunschweig in enge Beziehungen und auch solche des Herzens geratender Franzose, ein Franzose, der zudem an persönlicher Bedeutung und entsprechender internationaler Nachwirkung Constant noch um ein Beträchtliches übertrug. Auch ihn müssen wir daher heranziehen, um Braunschweig zu werten als einen heraussonderbaren, durch die Umstände und die Eigenart seines Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand bedingten Träger kultiviertester europäischer Geistigkeit der Gärungs- und Umbruchszeiten seit Lessing.

Vergegenwärtigen wir uns, daß Marie Henri Beyle, — denn um diesen Mann handelt es sich — als Schriftsteller de Stendhal sich nennend, zwar erst nach seinem Tode, aber um so nachhaltiger zu einem Typ der Weltliteratur geworden ist, jener amoralistischen Weltanschauung, die Pflichten nur anerkennt auf Grund eines von Vorschriften und Herkommen durchaus losgelösten, nur noch sich selbst verbindlichen Verantwortungsgefühls<sup>34</sup>). Nietzsche, der größte Nachfahre solcher Gesinnungsweise, hat ihn als ihren ersten ganz reinen Vertreter rückhaltlos anerkannt. Stendhal, geboren 1783 zu Grenoble, verstreute diese seine Lehre (Egotisme) in einer Reihe mehr oder weniger aphoristisch aufgelöster Abhandlungen und in Erzählungen, die mittels einer romantisch übersteigerten Scheinrealistik den Weg des psychologischen Romans, den wir Constant schon beschreiten sahen, mit fast fanatisch bohrender Zergliederungslust weiter geht. Nun hat sich Stendhal als Kriegskommissar unter dem französischen Zivilintendanten Martial Daru in Braunschweig vom 18. No-

vember 1806 bis 11. November 1808 aufgehalten. Ein Tagebuch des jungen Mannes und an anderen Stellen seiner Werke auftauchende Angaben belehren uns über den lebhaften Eindruck, den seine Umgebung auf den empfänglichen Geist, aber auch auf die Einbildungskraft des jugendlichen Eigenbrödlers gemacht hat. Er beobachtet alles, verzerrt es aber wohl auch bis zur Karikatur, denn er urteilt oder verallgemeinert, wie er gelegentlich selbst sagt, zu rasch, fühlt sich außerdem — seine Begabung ließ ihm dazu ein gewisses Recht — Menschen und Zuständen so überlegen, daß er sie nicht ernst genug zu nehmen pflegte, sie ironisierte oder in das Groteske abbog, gelegentlich in einer schier mephistofelischen Äußerungsweise. Infolgedessen sind seine braunschweigischen Beobachtungen nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen, trotzdem unschätzbar als der unmittelbare Eindruck Braunschweigs auf einen ausländischen Vertreter der Weltliteratur.

Denn dieser Eindruck hat, wir sagten es schon, wesentliche Spuren in ihm hinterlassen. Der junge, leicht erregbare Südfrenzo erlebte in Braunschweig das erste seiner wirklich tief gehenden Liebesverhältnisse, unter diesen aber auch das erste — das zweite in Mailand —, bei dem ihm, dem sinnlich Verwöhnten, der letzte Erfolg versagt geblieben ist. Das verletzte unheilbar seine Eitelkeit, beschäftigt ihn aber auch eben darum sein Leben lang. Als er in seinen Schriften später, scheinbar herzloser als er wirklich war, sich zu einem virtuoson Analytiker der Liebesempfindungen entwickelte, füllte das braunschweigische Erlebnis seine Ansicht über die deutschen Frauen mit einer bei ihm um so überraschenderen verhältnismäßigen Wärme, als er im übrigen, auch wieder auf Grund seiner Beobachtungen in Braunschweig, hier sein im ganzen doch recht geringschätziges Urteil über die Deutschen gewonnen hatte. In seinen „Bekenntnissen eines Ichmenschen“ nennt er sie leicht begeistert aber ohne diese Steigerung dumm, gesteht den deutschen Frauen indessen eine anbetungswürdige Natürlichkeit zu<sup>35)</sup>.

Stendhal bewegte sich in Braunschweig wie überall nur in Kreisen der Intelligenz und der Aristokratie. Am nächsten stand ihm der bekannte Jurist und vielseitige Schriftsteller Friedrich Karl von Strombeck, den er gewohnheitsmäßig ziemlich von oben herab charakterisiert. Strombeck dagegen, eine viel unkompliziertere Natur, lobt Stendhals „echt französische Lebhaftigkeit und unübertreffliche Gutmütigkeit“<sup>36)</sup>. Er hat ihn im Jahre 1811 auch einmal in Paris-St. Cloud gesprochen und „nach Napoleons Sturz noch einen Brief von ihm aus Mailand erhalten.“ Uns will scheinen, als hätten beide sich in vieler Hinsicht doch besser verstanden, als es den Anschein hat. Denn Stendhal besaß im Grunde seiner äußerst empfindlichen, zu bizarrer Widerspruch geneigten, ja boshaften Natur wirklich einen gutmütigen Kern, und Strombeck, 1771 geboren, war dem 25-jährigen Jünglinge gegenüber, der ihn in Braunschweig nötig hatte und durchaus noch nicht ausgereift war, gar nicht in der Lage, ihn zu durchschauen. Sein nachhaltiger Eindruck auf Stendhal ist denn auch daran zu erkennen, daß dieser ihn wiederholt in seinen 1829 veröffentlichten „Wanderungen in Rom“ erwähnt als „einen der geistreichsten, harmlosesten und gelehrtesten Männer, die ich je kennen lernte“<sup>37)</sup>, und noch in dem Romanbruchstück „Minna Wangen“ aus dem Jahre 1837 taucht unter anderen braunschweigischen Erinnerungen des Franzosen neben der Gaststätte des Grünen Jägers auch der Name von Strombeck wieder auf<sup>38)</sup>. Stendhals Partnerin seiner tiefgehenden braunschweigischen Liebesleidenschaft war die im Jahre 1806 20-jährige Wilhelmine von Griesheim, Tochter des braunschweigischen Generalmajors Ernst v. Gr., Schwester der Braut<sup>39)</sup> des als Schülischer Offizier erschossenen Albert von Wedell. Wilhelmine hielt ihren ausländischen Werber, ohne ihn doch ganz zu verschmähen, in gebührendem Abstände, und er entschädigte sich dafür durch ein anderes, um so derberes Verhältnis. Für die nachhaltige Wirkung seiner braunschweigischen Jahre ist im übrigen auch

bezeichnend, daß Henri Beyle sich einen deutschen Schriftstellernamen zulegte, de Stendhal. Die Stadt Stendal in der Altmark mag er von Braunschweig aus kennen gelernt haben. Er kokettierte seit dem Jahre 1815 damit, sein Franzosentum, das doch so echt war, trotz allen Widersprüchen, zu verleugnen. In seiner selbstverfaßten Grabsschrift nennt er sich einen Mailänder, denn in Mailand hatte er neben Braunschweig seine liebsten Jahre verlebt.

Der Schriftsteller und große geistige Anreger Stendhal schlummerte in Beyle während seiner braunschweigischen Jahre noch. So konnte er auf Braunschweig derzeit seinerseits nicht wirken. Zwar verkehrte er bei den Professoren des Karolinums Emperius<sup>40)</sup>, den er lobt, und Eschenburg, dem er wohl sein lebhaftes Interesse für Shakespeare verdankt, aber bei beiden nur, um sich die deutsche und englische Sprache anzueignen, die erste wohl ohne vollen Erfolg. Denn nur so erklärt sich hinreichend Stendhals dauernde erhebliche Unkenntnis der gleichzeitigen, schon bedeutenden deutschen Literatur und sein damit, aber auch durch seine hastige Natur bedingtes unzulängliches Verständnis für deutsche Art und deutsches Können. Seine Achtung dagegen vor deutschem Wissen und deutscher Gewissenhaftigkeit ging so weit, daß er noch 1835 in einem seiner Testamente<sup>41)</sup> den Erben seiner Selbstbiographien verpflichtet, Exemplare derselben außer an die Bibliotheken zu Edinburgh, Philadelphia, Newyork, Mexiko, Madrid auch an die in Braunschweig zu liefern.

Alles in allem: Stendhal konnte Braunschweig in seinen Jünglingsjahren noch so gut wie nichts bieten, Braunschweig aber gab ihm wesentlichen Bildungstoff zur Menschenkenntnis und eigenen Persönlichkeitsformung für seine reifen Jahre. Auch in der Erzählung Minna von Wangel, aus dem Jahre 1829 klingt das vernehmlich nach. Die Hauptfigur spiegelt schon durch ihren Namen Minna, Abkürzung für Wilhelmine, aber auch durch ihr Wesen den Eindruck Fräulein von Griesheims wider und deutscher Mädchen überhaupt, von denen er behauptet, daß sie im Gegensatz zu den heillosigeren Französisinnen durchweg aus treuherziger Liebe heirateten. Minna von Wangel erscheint sogar als eine Art von in den „Beylismus“, Stendhals zum literarischen Typus gewordener Auffassungsweise, verzerrten Räthchens von Heilbronn, das freilich Stendhal unbekannt geblieben sein wird. Dennoch hat der Einfluß deutscher, sentimental rührseliger Liebesdichtung auch Stendhals Urteil über die Frauen bestimmt. Und welcher Schriftsteller kommt da vornehmlich in Frage? Der Braunschweiger August Lafontaine!



Damit stehen wir immer noch in der Betrachtung des Stoffes, mit dem wir braunschweigische Schriftsteller und ihre Geistesverwandten schon im Ausgange des 18. Jahrhunderts beschäftigt fanden, der Analyse des Verhältnisses der Geschlechter zueinander. Man sieht, es ist kein Zufall, daß dieses Thema nicht nur die Braunschweiger ungewöhnlich in Anspruch nahm. Es lag in der europäischen Luft. Die literarische Kritik, der Mittelpunkt noch für Lessings Tätigkeit, hatte ihr Ziel erreicht: eine ganz unabhängige Dichtung und Schriftstellerei auch in Deutschland. Es war eine Art Nötigung, von der bildnerischen Darstellung menschlicher Verhältnisse zu ihrer verstandesmäßigen Ergründung überzugehen. Das eben wurde nach Lessing die bevorzugte Aufgabe niederländischer, insbesondere braunschweigischer Schriftsteller. Zwischen diesen Strömungen steht der psychologische Roman, wie ihn alsbald die Romantik auf ihre Weise gefördert hat, wie er aber, das Liebesthema immer und immer variierend, nun zumal und rasch Lesestoff aller Bildungsschichten wurde. Ihr längst wieder vergessener deutscher Modepoet der Jahrzehnte nach dem Jahre 1800 wurde jener Lafontaine. Begreiflich daher, daß ihm auch Stendhal Beachtung geschenkt hat,

trotz der tiefen Begabungsluft zwischen beiden. Stendhal krönte das Thema Mann und Weib im Sinne seines aufs äußerste gesteigerten, halb noch aufklärerischen, halb romantischen Individualismus im Jahre 1822 mit seinem zwar erst zögernd, dann aber epochemachend gewürdigten Werke „Über die Liebe“. Mittels eigener und fremder, bis zur Virtuosität entwickelter Erfahrungen wird darin alle vorhergehende Systematik, umständliche Analyse und salonsfähige Eleganz auch der Braunschweiger Mauvillon und Pockels aphoristisch überrannt. Dennoch reiht sich Stendhal mit diesem überragenden Werk gewissermaßen solchen Vorgängern insofern an, als er darin unter den leistungswertesten Werken der erotischen Literatur des Abendlandes auch „zwei bis drei Romane von August Lafontaine“ nennt<sup>42)</sup>. Noch in der vorhin erwähnten Erzählung „Minna von Wangel“ heißt es<sup>43)</sup>: „Minna kannte die Höfe nur aus den Romanen ihres Landsmannes August Lafontaine. Diese eines Albano würdigen Bilder stellten oft die Liebe einer reichen Erbin dar. . . .“

Der Verfasser dieser von Stendhal infolge wohl zu naher Sicht überschätzten empfindsamen Familienromane, August Lafontaine, geb. 1758 in Braunschweig als Sohn eines vielseitig interessierten Hofmalers, dann in Schöningen, Helmstedt, Groß-Bartensleben, später, durch den Herzog von braunschweigischer Versorgung abgesehen, bis zu seinem Tode 1831 in Halle an der Saale<sup>44)</sup>, — Lafontaine ist nun zweifellos eine merkwürdige literarische Erscheinung, der nachzugehen im kulturgeschichtlichen Interesse sich stets lohnt, zumal er im Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn einigermaßen erwartungsvoll von Herder und Wieland, sogar von August Wilhelm Schlegel erwähnt worden ist, worauf freilich eine rasche und gründliche Enttäuschung folgte. Für die Geistesgeschichte spielt aber die unmittelbare Wirkung menschlicher Leistungen auch ohne ihre Qualität eine Rolle und ist zum Verständnis einer bestimmten Zeitspanne unerlässlich. Den „Dichter“ Lafontaine hatte nun zwar schon 1798 August Wilhelm Schlegel im Athenäum zerpflückt, und ein Jahr später machte ihn Tieck im Zerbino als Wassermann (= Lafontaine) lächerlich. Aber seiner Popularität schadete das noch nichts. Er setzte die Idee der Zeit in Scheidemünze um, war der Lieblingsschriftsteller des Mittelstandes und der Damen. An der Königin Luise besaß er, wie auch Stendhal erzählt, eine Gönnerin, ja auch in Napoleons Privatabibliothek zu St. Cloud war er vertreten. In Braunschweig wurde er selbstverständlich zu Stendhals Zeit in jedem Hause gelesen. Hier hatte Lafontaine zudem seine ersten schriftstellerischen Beziehungen gefunden, unter anderem als Hilfskraft am Karolinum und zeitweiliger Mitarbeiter Eschenburgs für dessen achtbändige „Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften“. Soll ihn doch vornehmlich diese Aufgabe zum eigenen Romanschreiben veranlaßt haben. Wir dürfen, ja müssen demnach Lafontaine als ein Produkt der braunschweigischen Bildungsatmosphäre betrachten. In ihr erwarb er, der Predigtamtskandidat und spätere zeitweilige rationalistische Feldprediger, die geistige Schulung, doch auch die literarische Reife und Gewandtheit, in einer der geistigen Freiheit jener Zeit gemäßen Art Romane zu liefern, an denen trotzdem keine deutsche Frau Anstoß nahm, die auch das Ausland in Übersetzungen verschlang und ein Stendhal schätzte als typische Schilderungen der „deutschen Liebe“. Das waren sie nun freilich nur in einer sehr bedingten Art. Sie predigen Moral in konventioneller Zähmeit und philiströser Anschauung, voll Sentimentalität und Rührung. Das ist es, was Stendhal als etwas spezifisch Deutsches in der braunschweigischen Gesellschaft glaubt erlebt zu haben, und daher auch in Lafontaines Romanen für richtig beobachtet hält. Behauptet er doch in seinem Buche „Über die Liebe“ geradezu, es lebten „die braven, schlichten Nachkommen der alten Germanen von der Einbildungskraft“<sup>45)</sup>, und in seinem „Tagebuch aus Braunschweig“ bemerkt er, „Alle Deutschen aus Strombecks Bekanntschaft haben aus Liebe geheiratet“ und nicht, wie die Franzosen nur aus Eitel-

keit oder aus bloßer Sinneslust<sup>46)</sup>. Daß Lafontaine es nicht verschmäht, wohl auch einen Zuschuß verfänglicher Andeutungen, naiv-unschuldiger Liebesnachgiebigkeit verführerisch anzubringen, scheint Stendhal nicht aufgefallen zu sein.

Zuzugeben ist, daß Lafontaine denn doch kein bloßer beobachtungsbarer und gedankenloser Erzähler gewesen ist, nicht bloß beschränkt auf edele, in immer wiederholter Gefühlseligkeit dem Verfasser wie seinen Lesern gleich gefällige Liebespaare, gutmütig polternde Alte, teuflische Bösewichte, bekehrte Sünder und Sünderinnen. Zeigen sich doch daneben nachdenkliche Bemerkungen, gut zugespitzte Situationen, Andeutung einer wirklichen seelischen Entwicklung und Wandelung einzelner Personen. Die Sprache ist durchweg flüssig. Selbstverständlich fehlt es nicht an ebenso spannenden wie unmöglichen Handlungen, abenteuerlichen Überschwänglichkeiten, die freilich auch Stendhal geläufig sind. Aber bei diesem sind sie romantischer Einschlag oder Temperamentsache, bei Lafontaine nur äußerliche Mache, dem Kitsch nicht fern. Julian Schmidt, nächst Gervinus unter den älteren und Lafontaines Wirksamkeit zeitlich noch einigermaßen verbundenen Literaturhistorikern vielleicht der kenntnisreichste, sagt dementsprechend in seinem knapp analysierenden Hinweis zunächst auf die älteren, den Braunschweiger Eindrücken noch nahestehenden Arbeiten Lafontaines, die sich aber von den späteren nicht wesentlich unterscheiden<sup>47)</sup>, er habe „viele mit Kotzebue gemein, die Virtuosität im Almosen, die weichliche Rührbarkeit, die Unschuld in Färtlichkeitsbezeugungen, namentlich bei Kindern.“ Mit Recht bemerkt A. W. Schlegel 1798 im Athenäum: „heilige unwillkürliche Scheu sich hinzugeben ist Unschuld, nicht Lafontaines unendliche Arglosigkeit im Hingeben, die seine Frauen, er mag sie nun so edel schildern als er will, mehr oder weniger zu Gurlis<sup>48)</sup> macht.“ Hier dazu noch ein im ganzen milderes zeitgenössisches, aber als von einem braunschweigischen Landsmanne Lafontaines herrührend in unserem Zusammenhange unentbehrliches Urteil. Franz Horn nämlich sagt 1819 in seinen „Umrissen zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands“: „Stark und Lafontaine gaben häusliche Gemälde und Familiengeschichten, die sich ohne Anstrengung recht gut weglesen ließen. Das Talent beider Schriftsteller ist keinem Zweifel unterworfen. ... Lafontaine zeigte in seinen früheren Erzählungen, die zum Theil unter der Aufschrift ‚Gewalt der Liebe‘ erschienen, eine leichte Darstellungsgabe, und veranlaßte Hoffnungen, die bei seiner späteren, wohl zu großen literarischen Thätigkeit nicht immer erfüllt worden sind.“

Der braunschweigischen Geistigkeit war damals wie wir gesehen haben, eigen, daß sie, wesentlich gefördert durch den ihr Zugehörigen, Deutschlands größten literarischen Wegbereiter Lessing, neben und ohne ihn sehr mannigfache und unmittelbare, ja bestimmende Beziehungen zu Frankreich aufzuweisen hat, teils im Lichte bewußten Wissens, teils auf verborgenen Wegen. Sie wurde dazu ermutigt durch des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand feinfühlig, innerlich im Glauben an sein fürstliches Gottesgnadentum erschütterte Persönlichkeit, die mit unsicheren Reformunternehmungen zwischen französischer und deutscher Aufklärung festen Boden gesucht hat. Eben das aber erleichtert uns das Verständnis auch für die damals von Rousseau her in Deutschland vorübergehend vornehmlich um den Braunschweiger Joachim Heinrich Campe sich konzentrierenden Erziehungsprobleme. Wir waren ihnen auf dem Wege von Podels her über Mauvillon und die Franzosen im Grunde immer nahe geblieben und lehren nun zu dem unverdient fast verschollenen Podels zurück, mit dem wir uns ausführlicher zu beschäftigen haben.



Karl Friedrich Podels<sup>49)</sup>, im philanthropisch-pädagogischen Problemtreife zum Schriftsteller gereift, wurde 1757 in Wörmitz bei Halle a. S. geboren als Sohn

des dortigen Ortspfarrers. In Halle studierte er Theologie, den Professoren August Hermann Niemeyer und Johann August Eberhard sich anschließend. Niemeyer, nur drei Jahre älter als Podtels, war ein bekannter Pädagoge und geistlicher Dichter, Eberhard, bis 1778 Prediger in Charlottenburg, war von noch allgemeinerer Bedeutung als populär-philosophischer und ästhetischer Schriftsteller. Durch beide wurde Podtels Anhänger und Verkünder philanthropischer Ideen der Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Er erwarb sich dazu eine zu vollendeter Schmiegsamkeit entwidelte, ja elegante schriftstellerische Ausdrucksweise. In Halle erschien 1779 auch vorübergehend der Philanthrop Trapp als Professor der Pädagogik, und zwar auf Basedows Pfaden, kam aber alsbald mit Lessings Gegner im Fragmentenstreite, Professor Semler, dem bekannten Begründer der modernen Bibelkritik, in Konflikt. So traf Podtels in Halle, dem damaligen Mittelpunkt der philanthropischen Bewegung, diese gerade in einer lehrreichen Erregung. Er wurde indessen im Jahre 1780 infolge einer Empfehlung des einflussreichen Philanthropen und märkischen Gutsbesitzers Friedrich Eberhard von Rochow Erzieher der beiden jüngsten Söhne Herzog Karl Wilhelm Ferdinands, des unbegabten und fast blinden Prinzen August und des lebhaften, später regierenden Friedrich Wilhelm. Von nun an blieb Podtels mit Braunschweig eng verbunden und zwar in besonderer Vertrauensstellung zum herzoglichen Hause auch nach der Katastrophe von 1806, stets als Begleiter, Berater und Geschäftsführer des unselbständigen, nicht regierenden Herzogs August, seit dem Jahre 1800 mit dem derzeit wertvollen Titel eines Hofrats. Nach Braunschweig kam er gerade noch früh genug, um persönliche Beziehungen mit Lessing anzuknüpfen. Sie mögen noch nachklingen in seinem dem „Magazin für Erfahrungsseelenkunde“ 1794 eingereichten Aufsatz „Lessing ein passionierter Hazardspieler“<sup>50</sup>). Seit 1790 verheiratet, wurde Podtels Vater von sieben Söhnen und vier Töchtern. Gestorben ist er 1814. Lebensfreudig, aber auch lebensklug gesinnt, hatte er sich in einer erheblichen Taktgefühl heischenden amtlichen Stellung auch jenen Abstand zu sichern gewußt, von dem aus er, weltauftgeschlossen wie er war, Leben und Personen gelassen beobachten und seine Erfahrungen in umfangreichen Druckwerken nützlich zu machen vermochte. So wurde aus dem pädagogisch vorgebildeten Philanthropen Podtels der Popularphilosoph, der Verfasser allgemein verständlicher psychologisch-anthropologischer Werke, wie sie seit Goethes Werther ein literarisches Bedürfnis geworden waren, entsprechend der wachsenden analytischen Neigung der Zeit zur Zergliederung des eigenen Inneren wie allgemeiner seelischer Eigenschaften und Zustände. Er steht in dieser Beziehung in einer Reihe mit seinen Vorgängern, seinem Hallenser Lehrer Eberhard, Moses Mendelssohn, dem Freiherrn Adolf Friedrich Knigge, Joh. Georg von Zimmermann, Ernst Platner, Joh. Jakob Engel und Christian Garve<sup>51</sup>). Enge, frühzeitige Verbindung hatte er dazu mit seinem in Berlin zuletzt als Professor der Altertumskunde an der Kunstakademie lehrenden, schon 1793 gestorbenen Altersgenossen Karl Philipp Moritz<sup>52</sup>), dem unausgeglichenen, erzentrifisch sich verzehrenden römischen Freunde Goethes. Während dessen Aufenthalte in Rom 1786 bis 1788 war Podtels an seiner Stelle Herausgeber des „Magazins für Erfahrungsseelenkunde“, sowie der „Denkwürdigkeiten, aufgezeichnet zur Beförderung des Edlen und Schönen“, das erste Unternehmen insbesondere gedacht „als ein Lesebuch für Gebildete und Ungebildete“, demnach ein durchaus populäres Unternehmen. Aufzuklären wäre, wie und wo die Beziehung zwischen Moritz und Podtels sich angespannt hat. Man könnte an den Hochsommer des Jahres 1786 denken, als Moritz sich persönlich von Campe in Braunschweig die Kosten für seine bevorstehende lange Italienreise sichern ließ gegen das Versprechen von Manuskriptlieferung für Campes Verlagsunternehmen, eine Verpflichtung, der er freilich nie nachgekommen ist.

Wir haben nun auf die wichtigeren Veröffentlichungen von Pockels einzugehen. Sie setzten ein, als er sich berufen fühlte, den Weg von Brandes und Mauvillon zur, wie er sich etwa ausgedrückt haben würde, seelenkundlichen Ergründung des weiblichen Geschlechtes weiter zu verfolgen. Eine Art von Vorbereitung dazu waren schon die im Jahre 1791 vorsichtshalber anonym erschienenen „Bekenntnisse der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans“ gewesen, ein derzeit noch ganz neuer, zu unbefangener Würdigung eben erst reif und nutzbar gewordener biographischer Stoff. Veranlaßt zur Beschäftigung mit ihm wurde Pockels wohl durch die zwei Jahre früher ebenfalls anonym herausgegebenen „Anekdoten vom Französischen Hofe ... aus Briefen der Madame d'Orleans“, von denen wir noch zu berichten haben werden. Pockels benutzte außerdem die ihm im Original zur Verfügung gestellten Briefe der Elisabeth Charlotte an das Ehepaar von Harling für sein wie er richtig sagt „ziemlich genaues Charaktergemälde der Herzogin“. Für ihre unbefangene Äußerungsweise hat er volles Verständnis und schätzt sie zudem als ein „im lebenswürdigsten Sinne des Worts deutsches Weib“. Eine abgerundete Biographie will er jedoch nicht liefern, sondern nur Material dazu. — Im Jahre 1797 erschien sodann der erste des bis 1802 auf fünf Bände angewachsenen „Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechtes“ mit dem Untertitel „Ein Sittengemälde des Menschen, des Zeitalters und des geselligen Lebens“. Ein Nachtragsbändchen folgte noch 1804 als „Contraste zu dem Gemälde der Weiber“, Skizzen, welche die „Weiber meist wie sie nicht sind“ schildern, „teils zu dunkel, teils zu licht“, denn „der geheime, tigelnde Widerspruch in dem Inneren der Seele gegen kühne neue und imponierende Paradoxien erhöht offenbar den Genuß des Wahren.“ Erst in dem 1799 erschienenen dritten Bande (Seite 400 und 429 ff.) äußert sich Pockels, nachdem er vorher schon auf griechische, lateinische, französische und englische Vorgänger eingegangen war, über deutsche, insbesondere zeitgenössische literarische Anregungen zu seiner Arbeit. Er gedenkt dabei seiner für uns wichtigsten Wegbereiter Brandes und Mauvillon, übergeht aber den vielseitigen und fruchtbaren, allerdings auch wenig originellen Göttinger Kulturhistoriker Christoph Meiners, der 1788 bis 1800 in vier Bänden eine „Geschichte des weiblichen Geschlechtes“ herausgebracht hatte.

Über solche Anreger vernehmen wir von Pockels: „Die Deutschen haben sich in neueren Zeiten durch ihre pädagogische Schreibseligkeit und ihre vielen, zum Theil sehr schätzbaren Abhandlungen über das weibliche Geschlecht vor allen andern Nationen ausgezeichnet.“ Er nennt dann Luther, Opitz, Fleming, Lohenstein, Hippel. „Dieser (d. h. Hippel) originelle Kopf, der das Wahre und Halbwahre, das Einfache und Paradore so äußerst schön mit einander zu vereinigen wußte ... machte einen kühnen Verteidiger des schönen Geschlechtes. ... Das vortrefflich geschriebene und allgemein gelesene Buch des Herrn Brandes: Über die Weiber, Leipzig 1787, zog die Weiber, wiewohl hier und da etwas unsanft, vom Himmel zur Erde herab, und wies denselben ihren eigenthümlichen Rang und Stand in der Menschheit an. Einige Thürinnen fanden es sonderbar, daß der Verfasser die Weiber — Weiber genannt hatte, und wollten in der Residenz — Damen genannt seyn. Eine behauptete sogar, daß man nun auch ein Buch über die Männer unter dem Titel: über die Kerls schreiben müßte! Genug das Buch machte grosse Sensation in der vornehmen Weiberwelt, und die meisten übersfällt noch jetzt ein kleiner Schauer, wenn sie an das aus so edelen Absichten geschriebene Werk denken. Herr Mauvillon hat in seiner Schrift: Mann und Weib dieses Buch weitläufig zu widerlegen gesucht. Es ist weniger schön, als das Buch über die Weiber geschrieben; allein es enthält einzelne ganz vortreffliche, besonders in practischer Hinsicht lehrreiche Stellen. Etwas weniger Vorliebe für das andere Geschlecht, — etwas weniger Nachsicht mit den Schwächen desselben würde ihm ein größeres Interesse gegeben haben. — Es würde ein Meisterstück geworden

seyn, wenn es nicht als eine polemische Schrift auf den Kampfplatz getreten wäre. Ferner nennen wir hier Campes Erziehungsschriften, und vornehmlich seine und seiner gelehrten Mitarbeiter vortreffliche Noten zum *Emil*<sup>53)</sup>, die ein Coder der geprüfsten Menschenkunde und Lebensphilosophie genannt werden können, und den *Emil* selbst zu einem vollendeten, in seiner Art einzigen Werke machen. Vorzüglich nenne ich auch hier die Schriften eines Wieland. Dieser große lichtvolle Kopf . . . verdankt seinen Ruhm dem scharfsinnigsten Studium des menschlichen Herzens. . . . Ich halte ihn für einen subtileren Menschenkenner als Voltaire und Rousseau. Ihm zur Seite setze ich wegen . . . seiner . . . Darstellungsgabe und seines . . . Ideenreichtums unseren Herder.“

So schaut Pöckels jedem seiner literarischen Genossen zwar gelassen in das Auge, fixiert aber keinen. Das mag ein Ergebnis auch seiner gesellschaftlichen Erfahrungen sein, schadet aber der Sicherheit seines Urteils. Kürzer nur angeführt werden noch die Romane von Joh. Timotheus Hermes, geboren 1732, „wo man die reichhaltigste Galerie weiblicher Charaktere . . . in einem etwas vernachlässigten Stile antrifft“, ferner die 1779 erschienenen „Betrachtungen über die Sittlichkeit der Vergnügungen“ von Martin Ehlers, dem Philosophen, Pädagogen und Kieler Professor, dazu des Göttinger Philosophieprofessors Joh. Georg Heinrich Feder „sehr schätzbare“, 1779—1786 in drei Bänden veröffentlichte titelreiche „Untersuchung über den menschlichen Willen, dessen Naturtriebe, Veränderlichkeit, Verhältniß zur Tugend und Glückseligkeit, und die Grundregeln, die menschlichen Gemüther zu erkennen und zu regieren“. Auch „Änigges Schriften verdienen nicht bloß gelesen, sondern studiert zu werden.“ Noch knapper meist tauchen andere Namen auf, auch von Frauen, z. B. Sophie La Roche. — Eine zweite Auflage dieses weitschichtigen Werkes blieb 1806 auf den ersten Band beschränkt.

Bestimmungsgemäß der Beachtung gebildeter Menschen aller Stände und Berufe gewidmet, erfreut dieser umfangreiche „Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts“ durch gefällige, Schroffheiten der Ansicht vermeidende, zuweilen auch spöttische und damit anregende Ausdrucksweise. Französische literarische Schulung ist unverkennbar, auch wenn der Verfasser sie nicht durch zahlreiche Hinweise auf französische Autoren, zumal auf seinen besonderen Liebling Montaigne und auf Rousseau nahe gebracht hätte und seine Überschätzung Wielands dahin deutete. Er erklärt dazu, der Allgemeinverständlichkeit zu Liebe auf Systematik und streng wissenschaftliche Nachweise verzichten zu sollen. Aber unschwer bemerkt man, daß die wissenschaftliche Form ihm gar nicht liegt, allein noch weniger aphoristische Knappheit, daß ihm vielmehr das fast lässige Mitteilen aus der Fülle einer großen Erlebnisfähigkeit und Erfahrungskontrolle, dazu und mehr noch aus erheblichem literarischen Wissen Sache seiner Begabung gewesen ist. Er spricht als geistvoller Plauderer, auch dann noch, wenn der Stoff zu versiegen droht. Denn nachdem in den drei ersten Oktavbänden, jeder durchschnittlich 500 Seiten lang, die Grundgedanken des Themas erledigt worden sind, erscheint noch ein vierter Band, allerdings mit dem Sondertitel „Charaktergemälde des Alters“, denn laut Vorrede schließt er die Männer mit ein. Auch er bringt es noch auf 32 + 411 Seiten. Hier zerflattert der Inhalt auffällig in Entlehnungen, anekdotische Einzelheiten und fast burlesk anmutende Gesellschaftsschilderungen. Trotzdem folgt als „Nachlese“ gar noch ein fünfter Band von immerhin noch 18 + 248 Seiten. Er besteht hauptsächlich aus 29 mit Bemerkungen versehenen Aphorismen des Franzosen Johann Baptist Morvau (= Abbé Bellegarde, 1648—1736). Zuletzt fügt Pöckels eine ironische Ablehnung der deutschen Vorliebe für französische Erzieherinnen bei. Das fällt auf gegenüber der erheblichen Bedingtheit seiner geistigen Haltung durch französisches Wesen, vielleicht auch durch den französischen Firnis des braunschweigischen Hofes und seines Herzogs.



Seine unterhaltsame, anregende Behandlungsweise erlaubte Pöckels auch weiterhin ein unbekümmertes Fortspinnen seiner Stoffe. So gab er von 1805 bis 1808 durch denselben Verlag, Ritscher in Hannover, eine vierbändige, ergänzende Fortsetzung seines Werkes über die Weiber heraus: „Der Mann. Ein anthropologisches Charaktergemälde seines Geschlechtes. Ein Gegenstück zu der Charakteristik des weiblichen Geschlechtes“. Beachtlich ist zunächst, daß wieder das Kennwort Gemälde im Titel erscheint, das dieses Mal aber ausdrücklich als anthropologisch definiert wird, zwei Bezeichnungen, die sich, scharf genommen, widersprechen und in der Tat die Achillesferse auch dieses Werkes andeuten, statt, wie sie sollten, sie zu verhüllen. Denn das Eigenschaftswort anthropologisch fordert wissenschaftliche Ansprüche, Gemälde dagegen unterstreicht die ästhetische Form der Darstellung, das Gepflegte einer durch zwanglos wechselnde Vorstellungen belebten Mittelungsweise. Pöckels scheint auf diese bedenkliche Doppelnatur seiner Veröffentlichungen aufmerksam gemacht worden zu sein. In der Einleitung des ersten Bandes seines neuen Werkes sucht er sich zu rechtfertigen. Sei, meint er Seite XXVIII, neben „der malerischen Darstellung eines so höchst componierten, sich oft so widersprechenden Wesens, als der Mensch ist . . . der Beobachtungsgeist einmal geweckt, und der Sinn für psychologische Untersuchungen und Deutungen lebhaft angeregt, so wird er leicht ein alles verschlingender Geist“ für den „Charaktererzieher“. Für Pöckels war es vielleicht zu wenig schwer, dieser Gefahr zu widerstehen. Ebenda Seite XXX sagt er indessen, es sei, im Gegensatz zu seiner Charakteristik des weiblichen Geschlechtes, „das gegenwärtige Werk wohl das erste vollständige (NB. gesperrt!) Gemälde, welches uns den Charakter des Mannes von allen Seiten seiner Originalität darlegt und ihn psychologisch aus sich selbst zu erklären sucht.“ In der Tat wird hierin, was wir zu betonen haben, neben der auch heute noch angenehm lesbaren, wenn auch schwer durchlesbaren, abwechslungsreichen Form die sachliche und dauernde Bedeutung des Buches zu erkennen sein, läßt aber auch begreifen, daß nur in der sorglosen Kinderzeit seiner Wissenschaft Pöckels Anthropologie und Psychologie vermischen durfte in der saloppen Form, deren Meister er war. Durch Kant war ja freilich die Trennung schon geschehen, wenn auch nicht in einer heute noch ganz gültigen Form: im Jahre 1790 mittels der Kritik der Urteilskraft, 1798 der Anthropologie. Diese erschien gleichzeitig mit dem zweiten Bande des Versuchs einer Charakteristik des weiblichen Geschlechtes. Pöckels nennt jene beiden Werke, zumal das ältere. Kants Analyse des Genies hat er sogar dem ganzen dritten Bande des „Mannes“ zugrunde gelegt, ohne doch die eigene bequeme Stellung aufzugeben. Dies ergibt schon die Bemerkung der Einleitung, Seite XVII, die zugleich eine Selbstverteidigung ist, es habe „keiner die Natur des Genies scharfsinniger und psychologischer deduziert, als Kant — ohne sich auf ein allgemeineres Gemälde desselben einzulassen.“ Da Systematik nicht eben die Sache von Pöckels war, ist diese bereitwillige Anerkennung, auch mit ihrer leisen Einschränkung, um so bemerkenswerter.

Jenes dritte, der Charakteristik des Genies gewidmete Buch zeigt im übrigen am schroffsten, was das ganze Werk über den Mann kennzeichnet: daß es eigentlich nur ein Fortspinnen der Untersuchungen über die Weiber ist. In beiden Arbeiten wird stets das eine Geschlecht durch das andere erläutert. Das dritte Buch vom Manne ist obendrein in zwei Teile zerlegt, je über das männliche und das weibliche Genie. Das Ergebnis des zweiten dieser Teile ist im Grunde, daß das Weib zwar viele unvergleichliche Vorzüge besäße, aber just kein Genie, Genie laut Kants Kritik der Urteilskraft § 46 und 47 verstanden als „das Talent (Naturgabe), welches der Kunst die Regel gibt“, und „dem Nachahmungsgeiste gänzlich entgegenzusetzen sei.“ Darum wohl benutzt Pöckels auch diese Gelegenheit, um sich zu rechtfertigen, Seite 289, gegen die Beschuldigung, „daß er dem andern Geschlechte Unrecht thue, daß er die

Fähigkeiten desselben heruntersetze, und dadurch das Weib unendlich tief unter den Mann erniedrige.“ Das tut er freilich nicht. Allerdings aber sieht er das Weib in der Hauptsache noch zu sehr mit den Augen des 18. Jahrhunderts, das heißt beeinflusst von der femininen Einfühlungsweise vornehmlich französischer Frauenkenner und Liebesvirtuosen. Er steht darin der Auffassung von Brandes, wie er ja selbst betont hat, näher als der Mauvillons, übertrifft sie aber beide an Spürsinn und Beweglichkeit in der Verwertung einer Fülle selbstbeobachteter oder entlehnter Erfahrungstatsachen.



Der Zusammenhang dieser „anthropologischen“ Untersuchungen mit der philanthropischen Bewegung ihrer Zeit wird von vornherein durch die im Texte vielfach zu Tage tretenden Nutzenwendungen nahe gebracht, auch wenn man nicht wüßte, daß Pöckels in Halle, der theoretischen Pflegestelle philanthropischer Ideen, zu einem Erzieher wissenschaftlich sich herangebildet und als Hüter eines geistig wenig entwickelten Prinzen gleichwie als Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft sich bewährt hat. Diese berufliche Basis seiner Schriftstellerei brachte ihn ohne Zweifel auch mit dem seit 1786 in der Stadt Braunschweig heimischen Führer rationaler Erziehungstendenzen, Joachim Heinrich Campe, in Verbindung. War doch dieser zeitweilig erst neben Basedow und dann allein Kurator von dessen philanthropischer Musterschule in Dessau gewesen. In die braunschweigische Landesverwaltung wurde Campe durch Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und den fortschrittlichen Minister von Hardenberg berufen. Er sollte in dem eigens zur Neuordnung des Schulwesens eingerichteten Schuldirektorium, das unter Hardenbergs Vorsitz aus sechs Mitgliedern bestand, gemeinsam mit zwei anderen von auswärts berufenen pädagogischen Psychologen, Trapp und Stuve, das Schulwesen reformieren. Auch der vortreffliche praktische Schulmann und Altphilologe Konrad Heusinger, damals noch als Konrektor in Wolfenbüttel, wurde dazu herangezogen. Heusingers gediegenes Wirken lag in seiner Fähigkeit, durch Beispiel und Einfühlungsvermögen, ohne doktrinaire, auch nicht philanthropische Voreingenommenheit, die ihm in der Folge als langjährigem Gymnasialdirektor anvertraute Jugend vorbildlich im humanistischen Sinne persönlich zu beeindrucken. Sein Einfluß war in dieser Beziehung sehr bedeutend. Reformwütig wie Campe war er nicht, aber offen für den gesunden Kern zu drängender neuer Ideen. Noch Hoffmann von Fallersleben, dessen Lehrer er in Braunschweig war, schildert dankbar und anschaulich seine seelenvolle Erscheinung<sup>54</sup>). Geboren 1752 in Wolfenbüttel<sup>55</sup>), wuchs Heusinger dort auf unter kundiger Obhut seines Vaters, eines bewährten Vertrauten von Lessing. Als Student in Göttingen vornehmlich von Heyne gefördert, bildete er sich außer als Praktiker auch als klassischer Philologe aus. Aber erst ein Jahr nach seinem 1820 erfolgten Tode erschien seine unübertroffene Übersetzung des Livius, die seinen Namen auch außerhalb der Sachkreise und Schülerschaft zum Ählingen gebracht hat.

Joachim Heinrich Campes Berufung nach Braunschweig war wohl neben seinem Rufe als eines kundigen Philanthropen dadurch begünstigt, daß er, im Jahre 1746 zu Deensen im Kreise Holzminden geboren, ein braunschweigisches Landeskind war. Der braunschweigische Schulreformversuch scheiterte 1790 endgültig, zum Teil infolge des 1786 voreilig herausbeschworenen Campeschen Fragmentenstreites, so genannt im Hinblick auf Lessings für Campe wohl vorbildliches Fragmentenunternehmen, an dessen Durchschlagskraft Campes Mittel und Zweck freilich nicht heranreichten. Nicht ohne Einfluß auf dieses Versagen mag Campes naiv begeistertes Mitmachen der Anfänge der französischen Revolution im Jahre 1789 gewesen sein. Von Pöckels' Ideentreife her auf Campe und das Schulproblem gewiesen, haben wir für

unser Thema auch jenen Revolutionseindrücken Campes und seinem Fragmentenstreite noch einige Worte zu gönnen.

Dieser Konflikt begann in Braunschweig 1786 gleich nach Errichtung der Schulreformkommission mit Campes herausfordernder Broschüre: „Über einige verkannte, wenigstens ungenützte Mittel zur Beförderung der Industrie, der Bevölkering und des öffentlichen Wohlstandes. Erstes Fragment“, 158 Seiten, und „Zweites Fragment“, 112 Seiten, dieses mit einer Zugabe Stuves. Sie enthalten das Schulprogramm Campes im Sinne einer radikalen Aufklärung. Er tritt, den Einfluß der Kirche beiseite schiebend, zwar für Religion ein, aber gegen Theologie, will Schulgelehrsamkeit durch praktisches Wissen ersetzen und sucht unverhüllt die Staatsgewalt mobil zu machen gegen das Beharrungsvermögen der Zustände und Menschen, insbesondere der Geistlichkeit. Diese, im protestantischen Lande des lutherischen Summepiskopats, der landesherrlichen Bischofsgewalt, auf den Staat angewiesen, leistete ihm sofort entschiedenen Widerstand. Der Abt Johann Kaspar Veltbushen, Theologieprofessor in Helmstedt, machte sich 1787 zu ihrem öffentlichen Wortführer durch die Gegenschrift „Über die nächste Bestimmung des Landpredigerstandes“. Freilich, Veltbushen war kein Goethe, Campe kein Lessing trotz dem gesuchten Titelanklange seiner „Fragmente“ an Lessings ein Jahrzehnt zurückliegenden Fragmentenstreit, trotz auch dem wegweisenden Vergleiche von Campe mit Mirabeau durch Ranke<sup>56</sup>). Aber Veltbushen<sup>57</sup>) hatte das Herz doch auf dem rechten Fleck und scheute den Kampf nicht. Noch 1799 nahm er zum Fichteschen Atheismusstreit das Wort, war aber damals nicht mehr in Braunschweig tätig. Schon zu Lessings Lebzeiten war er auf seine Weise für dessen Freimaurergespräche Ernst und Fall eingetreten, hatte auch alsbald die Logenzugehörigkeit aufgegeben<sup>58</sup>). Campen, der uns hier mehr interessiert, fehlte es an Lessings Konzentration in das Gegebene und Umgrenzte, ganz aber dessen Fernsicht in das Irrationale, überhaupt an innerer Unabhängigkeit. Daß er weit mehr Geführter als Führer gewesen ist, läßt auch seine Abwehreschrift gegen den Abt erkennen: „An meine Freunde“. Auf den letzten 22 Seiten dieser Broschüre ruft er in einer lauten Weise seinen Landesherren, dessen Minister Hardenberg und den von ihnen erhaltenen Auftrag zu Hilfe, so daß man fragen könnte, ob hinter diesem temperamentvollen Schlachtruf nicht ein tüchtiges Stück „Harangue“ und nicht sehr taktvoller, auch nicht sehr selbstvertrauender Eitelkeit stecke. Wirklich setzt in diesem Streit Campe die philanthropischen Ideen seiner Zeit nur in gängige und offensichtlich kirchenseindliche Münze um.

Zu eigen gehört Campe dagegen stets warmherzige Hingabe an seine Erziehungsdoctrin, Organisationslust und praktischer Sinn, Eigenschaften, die sich bald bei seinen buchhändlerischen Geschäftsunternehmungen, bei Abfassung und Verlag seiner Kinder- und Jugendschriften bewährten. Zur derzeitigen Mitarbeit im Staatsmechanismus blieb er ein zu hastiger und unbedingter Gläubiger der Aufklärungsdogmen<sup>59</sup>). Sein Fragmentenstreit war kaum ein wenig abgeflaut, so gründete er mit Trapp und Stuve das „Braunschweigische Journal“<sup>60</sup>). Es brachte alsbald derartig unvorsichtige Äußerungen über allerhand radikale Reform, daß, wie einst in Lessings Fragmentenstreit der Deutsche Reichstag, nun hinsichtlich dieser und anderer Veröffentlichungen der König von Preußen einschritt und Campe, allerdings in mildester Form, durch den Herzog zum Einlenken genötigt wurde. Das verbreitetste Echo aus dieser Zeitschrift fanden wohl jene Pariser Briefe aus dem Jahre 1789, die 1790 auch in Buchform erschienen. Drei Augustwochen, nicht länger, hielt er sich damals in Gesellschaft seines früheren Jünglings Wilhelm von Humboldt in Paris auf. Er hatte also gegenüber der erwartungsvollen Erregung jener eruptiven ersten Zuckung der großen Revolution weder Gelegenheit noch innere Ruhe, das sich ihm bietende festlich äußerliche Bild zu vertiefen. Er schwamm durchaus mit dem

Strome. Sein unselbständiger, begeisterungstrunkener Bericht ist nur ein als solches allerdings interessantes Echo des unmittelbaren Eindrucks. Das zeigt sich schon gleich nach dem Überschreiten der französischen Grenze. Höchst erstaunt, daß das Posthaus keine mit Schlüssel oder Kiegel sperrbaren Türen habe, weil, wie er sich weismachen läßt, in Frankreich nicht gestohlen würde, kann er sich nicht enthalten, den Franzosen gegenüber das deutsche Gegenteil einzugestehen. Man mag diesen kritiklosen Mangel an nationaler Würde seiner naiven Haltlosigkeit gegenüber der immerhin noch verheißungsvollen Umwälzung Frankreichs zugute halten. Aber er ruft sie in seinem Berichte auch in alle Welt, derselbe Mann, der sich später in Deuschtümelei hervorzutun sucht und im Jahre 1802 gelegentlich seiner zweiten Pariser Reise die damalige Amtsbezeichnung Napoleons, *premier consul*, mit Oberstaatsberater wiedergibt. Als gewaltsamer Sprachreiner bekam er denn auch in Goethe-Schillers *Kenien* mehrfach etwas auf den Hut. Verspätet, erst 1846/47, wurde sogar noch eine Verulkung von Campes gesuchter Verbesserung der deutschen Sprache<sup>59)</sup> durch Clemens Brentano veröffentlicht. Sie steht in Brentanos „Märchen vom Murmeltier“ und gilt zugleich Joh. Heinrich Voß, der den Jörn der Romantiker besonders heraus gefordert hatte. „Kampe“ verheiratet sich in dem Märchen mit dem deutschen Erdfräulein Wurzelwörtchen. Der Sproß dieser Ehe, Voß, lernt so schön deutsch sprechen, daß man um ein Haar ihn nicht mehr hätte verstehen können, und schließlich überrascht der Sohn den Vater mit einer solchen Fülle neuer Wörter, daß „Kampe“ vor Schrecken stirbt.

Plump ist dazu Campes Versuch in der Buchausgabe der Briefe aus Paris von 1789, seinen Herzog ähnlich wie in den Fragmenten sozusagen matt zu setzen durch ein alle Möglichkeiten übertönendes Lob, daß irgendein Vergleich zwischen dem guten Selbstherrschertum Braunschweigs und dem schlechten Despotismus Frankreichs gar nicht in Frage käme. Campes Hingabe an die französischen Erfolge war blind. Er war und blieb im Grunde seines nur allzu mitteilbaren Herzens ein warmer, schrankenloser Menschenfreund, ein Kosmopolit, gleich dem ihm befreundeten Georg Forster. Aber er besaß auch nicht dessen keine Folgen scheuende Hartnäckigkeit und entging daher dessen schließlich tragisch endender Enttäuschung<sup>61)</sup>. Immerhin, ehrenhalber im Jahre 1792 französischer Bürger, Citoyen geworden, wurde ihm bald auch diese Auszeichnung peinlich und bereitete ihm als vermeintlichem Jakobiner dauernd Unannehmlichkeiten. Politisch demnach tot, blieb er doch seinem französisierenden Philanthropismus treu. Noch 1802 besuchte er in Frankreich voll Ehrfurcht für Rousseau die Eremitage von Montmorency, wie schon 1789 Ermenonville, den letzten Aufenthaltsort Rousseaus, dessen Erziehungsroman *Emil* er, wie wir schon gestreift haben<sup>62)</sup>, für sein pädagogisches „Revisionswerk“ durch den gebürtigen Quedlinburger Karl Friedrich Cramer hatte übersetzen lassen. Auch Cramer<sup>62)</sup> übertraf ihn an konsequentem Freiheitsfanatismus, ging deswegen seiner Kieler philologischen Professur verlustig und lebte seit 1796 schriftstellernd in Paris. Campe dagegen hatte sich 1790 zu Braunschweig in das Privatleben zurückgezogen, weiterhin tätig hauptsächlich für seinen Buchverlag und seine beiden großen deutschen Wörterbücher<sup>63)</sup>. 1818 ist er gestorben.



Rousseaus Lehren waren nun zwar auch das Ideal von Pockels. Aber Pockels hatte, wie es scheint, keinen näheren Umgang mit Campe, so sachgemäß es gewesen wäre, seine Werke in Campes philanthropischem Verlage unterzubringen. Aber das geschah nur einmal, 1788/89<sup>63)</sup>, noch in den Anfängen von Campes Tätigkeit in Braunschweig. Zweifelsohne blieben beide in gesellschaftlicher Sympathie, auch durch befreundete Dritte, etwa Eschenburg und Buhle, aber es ist begreiflich, daß der höfisch und höflich zurückhaltende Pockels, schon aus einem angeborenen Lebensbegehren die

Konflikte meidend ohne seine Überzeugungen zu verleugnen, den Verkehr mit dem unbedacht sein Inneres zur Schau tragenden oder es ungeschickt verbergenden Campe gescheut hat. Auf eine gewisse auch schöngeistige Gesinnungsgemeinschaft könnte deuten, daß sich Pöckels im dritten Bande seines „Mannes“ neben einem recht zeitbedingten, übrigens nicht ganz uneingeschränkten Lobe der Dichterin Anna Luise Karsch besonders warm der Gedichte der Karoline Rudolphi annimmt, auf die zuerst, 1780, der Komponist Reichardt, 1787 dazu Campe mit Nachdruck aufmerksam gemacht hatten<sup>64</sup>). Aber Pöckels zitiert auch nur selten Campes Erziehungsschriften, so zuweilen das zeitschriftenartig 1785 bis 1792 erscheinende „Revisionswerk“ mit Beiträgen auch von anderen Schulreformern, und den „Theophron“, diesen in seiner erst 1811 herausgebrachten, für seine Schreiblust nur schwächtigen pädagogischen Anleitung „Über den Umgang mit Kindern“.

Hier zeigt Pöckels sich noch einmal von seiner besten Seite. Ersichtlich beruhen die mancherlei praktischen Beobachtungen dieses Buches auf wohlbedachter eigener Erfahrung seines Verfassers als Vaters von elf blühenden Kindern. Der Zusagztitel lautet: „Erfahrungen, Maximen und Winke für Eltern, Erzieher und Jugendfreunde in der gebildeten Welt“. Schon er läßt erkennen, daß wir wieder keine systematische Unterweisung vor uns haben, sondern ein scheinbar zwangloses Sichmitteilen, dessen Breite zwar unserem Geschmacke auch hier nicht behagt, uns aber doch wieder anspricht durch einen gesunden Tatsachenrealismus. Doch weicht dieser, bei Pöckels eine Selbstverständlichkeit, jeder Zweideutigkeit oder auch nur Derbheit aus, ohne indessen, wie wohl sonst, in das salonmäßig Oberflächliche zu geraten. Die philanthropischen, pädagogischen Gewährsmänner dieser Schrift sind die hergebrachten des Verfassers geblieben. Kant tritt fast noch mehr in den Vordergrund, von Rousseau ist ein Abrücken unverkennbar, wie denn auch Basedows praktisches Ungeschick gerügt wird. Überhaupt ist Pöckels kritischer geworden gegenüber dem Erziehungsradikalismus der späten Aufklärungszeit, kann er sich ihm auch nicht mehr ganz entziehen. Ein Mal, Seite 27, eifert er ausdrücklich gegen „das neuere pädagogische Künsteln und Probieren“. Er beruft sich dabei auf den Göttinger Lichtenberg<sup>65</sup>), der nicht nur der Vorschrift, sondern auch dem Zufall Erziehungsfunktion zugestehet. Pöckels war nichts weniger als ein nur rationalistischer Philanthrop vom Schlage Campes, hatte freilich auch nichts von dessen resolutem Zupacken. Er hätte dessen nüchterne, schönheitsfremde Erziehungsmethode verurteilt, wie das schon im Jahre 1789 der alte Bremer Beiträger am Karolinum, Ebert, in der Vorrede seiner „Episteln und vermischten Gedichte“ vorsichtig und langatmig als Greis noch für nötig gehalten hatte<sup>66</sup>).

Pöckels rastete nicht. Seinen „anthropologischen“ Betrachtungen über Mann, Weib und Kind folgte, sie gewissermaßen abschließend, 1813 und nach seinem Tode aus dem Nachlaß noch 1816 das dreibändige Werk „Über Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang“. In der Form das lässigste, ungleich auch in der Behandlung des Inhaltes, ist es doch im ganzen wieder das Produkt reifer Erfahrung, im Ton besonders warm, voll wohlwollender Nachsicht auch für die menschlichen Schwächen, aufgeschlossen, ohne rüßelige Plattheit, für häusliches Familienbehagen und das beglückende, opferbereite Wesen der Frau als Gattin und Mutter. Lehrreich ist in jeder Beziehung ein Vergleich mit Anigges schon 1788 erschienenem, in der Hauptsache gleiche Zwecke verfolgendem Buche „Über den Umgang mit Menschen“. Ohne das ist schwerlich Pöckels' Arbeit zu denken. Auch deren Absicht ist die Anigges, wenn dieser sagt<sup>67</sup>), er schreibe nicht nur „um zu lehren, sondern auch, wie man nützlich im Umgange sein solle“. Freilich, Anigges Ausdrucksweise ist lebhaft und enthält sich aller Entlehnungen aus der Literatur. Sie hinterläßt den Eindruck eines schroffen, im tiefsten Grunde ungeselligen Getrenntseins der Individuen in allen

Lebenslagen. Trotz seiner eben angeführten Bemerkung weist Knigge überwiegend darauf hin, wie man sich im Umgange vor Schäden durch andere zu hüten habe. Bei geringerer Fülle des selbsterlebten Tatsachenmaterials und schleppenderer Darstellung ist Podels geneigter zu schildern, wie man andere zu nehmen hat, um überhaupt Geselligkeit pflegen zu können. Dabei stehen beide Autoren auf dem, jener Zeit freilich durchweg geläufigen Standpunkt aufklärerischen Widerspruchs gegen jeden auch gesellschaftlichen Despotismus; die höfische Gesellschaft zumal erscheint ihnen als die schlechteste. Freiherr Knigge sagt das, trotzdem er Hofkavalier gewesen war, als skeptischer Realist und freimaurerischer Aristokrat Schroffer, Podels, zwar auch ein Hofmann, doch Zugehöriger des „dritten Standes“, spricht es milder und nachsichtiger aus. Sein Buch ist das Ergebnis geselligen Behagens und eines ruhigen Sinnierens über seinem Stoff, Knigge schreibt impulsiver und unmittelbarer aus dem Leben für das Leben. Eben darin liegt der dauernde Erfolg seines durchaus nicht menschenfreundlichen „Umganges mit Menschen“. Dieser ist auch heute noch lehrreich und unterhaltsam, nicht nur als kulturgeschichtliches Zeitdokument, trotzdem fast die ganze darin vorausgesetzte Lebensweise veraltet ist. Podels dagegen, der ein bereits belehrtes Lesepublikum voraussetzt, wurde nie eigentlich populär und ist vergessen. Ist doch fast ein Viertel des ersten Bandes seines Geselligkeitswerkes ein kulturgeschichtlicher Exkurs: „Über das eheliche, — gesellige und öffentliche Leben der Griechen, mit Hinsicht auf die Individualität ihres Nationalcharakters.“ Er begibt sich da an eine geschichtliche Aufgabe, der seine Kenntnisse, freilich auch seine nicht selten allzu salonmäßige Zurückhaltung nicht gewachsen war. Aber die reiche „anthropologische“ Problematik dieses Stoffes auch nur zu sehen, war derzeit schon etwas Besonderes. Er geht an sie heran im Sinne hergebrachter, unsachgemäßer, unhistorischer Schönfärberei. Die erotischen Abirrungen der Griechen, von Ernst Brandes led idealisiert, will und mag Podels offenbar nicht sehen. Sie störten wohl seine stets solide, doch keineswegs philiströse sittliche Tüchtigkeit, die ihn in den Stand setzte, trotz persönlichen Schwächen, die auch er besaß, über die mannigfaltigsten Verhältnisse begründete, wenn auch nicht selten verschleierte Auskunft zu geben.

Der Höhepunkt von Podels Schaffen liegt zwar erst im Anfange des 19. Jahrhunderts. Seine Anschauungen und Auffassungsweise verharrten aber ganz in der Sphäre der ausklingenden Aufklärung. Romantik und Freiheitskriege waren seiner ruhigen, rationalistischen Sachlichkeit, der diesseitigen Geschlossenheit seines Weltbildes nicht günstig. Statt neuer Auflagen seiner Werke wurde immerhin einmal der Versuch gemacht, wie es scheint von fernher und ohne Auftrag, durch eine Auslese aus den weitschweifigen Bänden ihrem wertvollen Inhalte einen größeren Leserkreis zu gewinnen: 1817 erschien in Pesth „Charakter- und Umgangsgemälde von Podels. Aus dessen Schriften gezogen“<sup>68</sup>). Dann verklingt die Erinnerung an ihn.

So ging es noch manchem Zeitgenossen von Podels. Denn das lange Ausspinnen der Gedanken war damals eine verbreitete Eigentümlichkeit schöngeistig-philosophischer Schriftsteller. Ihr Zugehöriger, der von uns schon gewürdigte hannoversche geheime Rabinettsrat Ernst Brandes, war auch nicht frei von dieser Neigung, obschon er sie gelegentlich rügt. So fragt er 1810 in seiner Schrift „Über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeistes auf die höheren Stände Deutschlands“, 1. Abtheilung, Nr. 24 und 25: „Sagt uns offenherzig, ob die Schriften des sehr vernünftigen, klar vortragenden Mannes viele Gedanken bei Euch erweckten, ob Ihr von seinen Gedanken viele behalten habt? Hätte Garve nicht Alles so ausführlich sagen wollen, er hätte auch mehr zu denken gegeben, mehrere seiner Gedanken eingepreßt.“ Brandes, als Schriftsteller und Zergliederer sozialer Zustände Podels nach der herberen Seite ergänzend, ließ seine späteren Bücher bei derselben Verlagsfirma, den Gebrüdern Hahn in Hannover, erscheinen, die auch die letzten

Arbeiten von Pöckels auf den Markt gebracht hatte. Auch da liegen gemeinsame Beziehungen beider niedersächsischen Autoren, die doch in ihrem persönlichen Charakter so verschieden waren. Man möchte sie dazu wiederfinden in dem einzigen Werke von Pöckels, das ihn uns in konsequenter, meisterhafter Nutzenanwendung seiner allgemeinen Analysen seelischer und gesellschaftlicher Zustände als berufenen Schilderer einer bestimmten Persönlichkeit vorführt und daher auch um so weniger vergessen werden konnte, als es einem sozial höchststehenden Menschen von komplizierter, schwer aufzudeckender Veranlagung galt. Es ist das im Jahre 1809 aus Vorsicht anonym (Braunschweig war von Napoleon annektiert) erschienene Buch „Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Ein biographisches Gemälde dieses Fürsten“. Des Herzogs Bedeutung als Landesherr und preußischer Heerführer entsprach es, daß Cotta in Tübingen den Verlag besorgt hat.

Pöckels war sich seiner derzeit besonders schwierigen Aufgabe einer solchen Veröffentlichung durchaus bewußt und hat sie bis heute grundlegend gelöst, gemäß den, Ausdrücke seiner zwiespältigen, halb wissenschaftlichen, halb schöngeistigen Methode wiederholenden Sätzen des Vorworts: „Das Ganze dieses Werkes selbst ist charakteristisch und geschichtlich, wie es die Natur eines biographischen Gemäldes verlangt.“ Dieses „hat daher eine anthropologische Form angenommen, weil es etwas so ganz natürliches ist, einen merkwürdigen Mann aus sich selbst (NB. gesperrt auch im Original) in die sichtbare Welt hinzustellen. . . . Der Verfasser . . . befand sich selbst in der Lage, den verdienstvollen Regenten, eine lange Reihe von Jahren hindurch, in der Nähe zu beobachten. . . . Er hatte Gelegenheit, mit diesem außerordentlichen Geiste . . . über den schwankenden Zeitgeist, über Kultur und Erziehung, über Aufklärung und Religion, über die Angelegenheiten seines Hauses u. s. w. zu reden, hierüber seine freimüthigen Meinungen zu vernehmen. . . . Das Menschliche (NB. gesperrt auch im Original) ist in dem Gemälde des Herzogs nicht vergessen worden; allein die Achtung für größere Verdienste gebietet, es mit Schonung und Delikatesse zu berühren. . . . Die Geschichte ist keine Ethik; sie richtet nicht das Innere des Menschen, sie darf es nicht richten, aber sie ehrt die Freymüthigkeit, wenn einzelne große Männer ihre Fehler anerkennen. Auch dieß hat der Herzog gethan.“ — Wir bringen diese Äußerungen, die uneigennützig für einen vertriebenen Fürsten unter dem Usurpator seines Thrones geschrieben sind, weil sie das erfolgreiche Bestreben verdeutlichen, zurückhaltend und doch sachlich zu sein, trotz der geflüsterten bequemen Form auch dieser Biographie. Er schildert den Herzog als einen geistigen Brennpunkt, von dem die zum Teil versengenden Strahlen der von der Aufklärung ausgelösten Gärung gedämpft und gemildert zurückgeworfen wurden. Ungern zwar, zögernd nur habe Karl Wilhelm Ferdinand bewährtes Herkommen aufgegeben, lebhaft und einsichtsvoll sich dagegen den neuen Ansichten auch nicht verschlossen. Durch Erziehung und, genau betrachtet auch durch Geburt Kosmopolit, fand er im Gewirr der Meinungen freilich keinen festen eigenen Standpunkt. Dafür hatte er das ganze Elend eines kleinen verantwortungsvollen Selbstherrschers durchzulisten gehabt. Mit ihm wurden schließlich auch seine Untertanen in das vaterländische Unglück auf das engste verstrickt.

Wesentlich schroffer, aber auch einseitiger, lautet das gleichzeitige Urtheil von Brandes über den Herzog. Da er Pöckels als Schriftsteller ebenso nahe steht, wie er ihm als Persönlichkeit unähnlich ist, möge auch er in diesem Zusammenhange noch einmal zu Worte kommen. Er sagt<sup>69)</sup>, Karl Wilhelm Ferdinand hätte zweimal in Preußen unter König Friedrich Wilhelm II. Gelegenheit gehabt, die Staatsleitung in die Hand zu nehmen, „wonach er, von heimlicher Herrschsucht verzehrt, bis an sein Ende strebte“; er habe jedoch nicht verstanden, diesen „seinen eigenen lebhaftesten Wunsch zu erreichen“, denn er sei „unvermögend“ gewesen, „müthig im

gemeinen Leben oder bey Hofe aufzutreten“. Preußen habe „dabey nichts verloren, nur die im Großen, ohnbeschadet seines wirklichen Verstandes, usurpierte Reputation des Herzogs wäre früher, aber nachtheiliger entlarvt.“ — Auch diese Bemerkungen mögen zu den Veranlassungen von Podels' nicht nur „delikater“, sondern wohl auch gerechter abwägenden Charakteristik des Herzogs gehört haben. Ihm vergönnten die Umstände, seinen gelassenen Standpunkt inmitten gewaltiger Ereignisse und Schicksale still und fest zu wahren. In dieser innerlichen Unererschütterlichkeit wurzelt auch der ununterbrochene Fluß seines gepflegten Schilderns. Für Braunschweig hat er zu allem übrigen die besondere Bedeutung, daß unter den derzeitigen namhaften Schriftstellern allgemeiner Bildungstheorie nur sein und Eschenburgs Schaffen sich völlig in dieser Stadt vollzogen hat.



Solche in verhältnismäßiger Unbekümmertheit die Überlieferung fortentwickelnde geistige Haltung wurde nunmehr problematischer und seltener. Schon durch Lessings reifste Erkenntnis geschwächt, zersplitterten und verdünnten sich auch infolge der französischen Revolution die Aufklärungsideen und erleichterten die Gegenwirkung, ohne freilich dieser zu erliegen. Denn die nun aufblühende Romantik, das Zentrum der Gegnerschaft, blieb ihrem eigentlichen Wesen nach auf das ästhetische und geschichtliche Gebiet beschränkt. Indem sie die Relativität gegebener Formen, ihre Endlichkeit, wieder betonte, negierte sie zwar den Positivismus und Realismus der Aufklärung, konnte aber selbst kaum eigentliche Aufbauarbeit leisten. Aber ihre Kritik reichte hin, den unbedingten Glauben an die Unfehlbarkeit der Vernunft, der Ratio, zumal des sie verdrängenden anmaßlichen Verstandes zu erschüttern, dem Gefühl für die Unzulänglichkeit menschlicher Einsicht, für die Unberechenbarkeit irdischer Verhältnisse wieder Einfluß auch auf die praktischen Angelegenheiten zu verschaffen. Auch in Braunschweig begann nun diese neue Bewegung sich leise bemerkbar zu machen, allerdings noch eng verknüpft mit der lokalen Überlieferung, ohne deutliches Bewußtsein ihres Andersseins. Die Seite 2 genannten Bremer Beiträger des *Karolinums* waren, schon durch Lessing und seine literarischen Gesinnungsgenossen überholt, inzwischen aus dem Leben geschieden, zuletzt, erst 1795, Ebert, der alte Freund Lessings und Vermittler von dessen Berufung an die Wolfenbüttler Bibliothek.

Podels stand noch im Zenith seiner Wirksamkeit. Andere Träger langsam sich wandelnder Gesinnung lebten aber in Braunschweig neben ihm, die unsere Aufmerksamkeit nicht weniger beanspruchen, mag ihre Tätigkeit auch nicht so umfangreich sein oder in strengeren, fachwissenschaftlicheren Bindungen sich ergeben, mögen sie selbst verstummen, sich verpflanzen oder nur als vorübergehende Anreger in Braunschweig sich aufhalten. Der bedeutendste aller war der Hannoveraner Leisewitz, seit 1778 in Braunschweig ansässig, und hier gestorben 1806 als angesehener Verwaltungsbefehlshaber. Aber schon während des ganzen Winters 1775/6 hielt er sich in Braunschweig auf, befreundete sich mit Lessing und veröffentlichte von hier aus sein von Lessings *Emilia Galotti* im Aufbau und Ausdruck günstig beeinflusstes Drama *Julius von Tarent*, der besten eines der „Genieperiode der Sturm- und Drangzeit“. So überragt er mit ihm auch bei weitem die Leistungen seiner braunschweigischen Zeitgenossen. Aber es blieb sein einziges dichterisches Werk, und gehört weder zeitlich noch seinem literargeschichtlichen Charakter nach in unseren Zusammenhang. Auch die zweifellos geistig anregenden Beziehungen des stets kränklichen und hypochondrischen Leisewitz in Braunschweigs geselligen Kreisen flauen bald ab, obgleich er, wie Seite 10 bereits erwähnt, zu den werktätigen Gründern des Großen Klubs gehört hatte. Im Stillen wirkte aber seine Persönlichkeit in Braunschweig geistig fördernd weiter<sup>70)</sup>, dienstlich unermüdlich auch als Reformator des Armenwesens.



Großen Einfluß nach auswärts gewann eines der jüngeren Mitglieder des Karolinums, der an ihm schon seit 1767 als Literaturhistoriker, Ästhetiker und Archäologe lehrende Johann Joachim Eschenburg, geboren in Hamburg 1743, gestorben in Braunschweig 1820, seit 1777 Nachfolger Zachariaes in der Professur für schöne Literatur und Philosophie. Zwar war auch er ohne wesentliche schöpferische Begabung, produzierte oder propagierte keine neuen Ideen, war aber ein Stoff und Wissen verbreitender Gelehrter im besten Sinne, ein umsichtiger Vermittler fremder und zeitgenössischer Literatur- und Kulturgüter. Sein 1783 zuerst veröffentlichtes „Handbuch der klassischen Literatur“ erschien noch 1837 in einer neuen, wieder vermehrten Auflage. Es wurde ergänzt durch ein „Handbuch der vornehmsten historischen Wissenschaften“ von Christoph (von) Schmidt-Phiseldiek. Beide Werke fußen selbständig auf einer 1760 zuletzt erschienenen „Anleitung zu den vornehmsten historischen Wissenschaften“ von Benjamin Hederich (1675–1748).

Christoph von Schmidt-Phiseldiek, im Jahre 1740 zu Northeim geboren<sup>71</sup>), wurde Hauslehrer beim Grafen Münnich in Rußland und schon 1768 Professor für Geschichte und Staatsrecht am Karolinum. 1779 zog er sich nach Wolfenbüttel als Archivar und Hofrat zurück, 1801 ist er dort gestorben. 1789 ließ er sich adeln im Interesse der Offizierslaufbahn eines Sohnes. Seine von den Zeitgenossen wegen ihrer guten Form, Sachlichkeit und Quellenverwertung geschätzten Veröffentlichungen beziehen sich auf Geschichte und Staatsrecht. Sie begannen mit russischen Stoffen, zum Teil sind es nur Materialsammlungen. Er hinterließ einen Sohn Justus (geb. 1769) als Amtsnachfolger, der im Jahre 1804 eine gute „Anleitung für Anfänger in der deutschen Diplomatie“ herausgegeben und später als Minister auch eine politische Rolle gespielt hat. Ein anderer Sohn, Konrad Friedrich, geb. 1770, erlangte im dänischen Verwaltungsdienste eine hohe Stellung und war ebenfalls schriftstellerisch, auch im ästhetischen Bereiche, tätig<sup>72</sup>).

Eschenburg gefellte seinem Handbuch der klassischen Literatur noch im gleichen Jahre den „Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften“ als ein Handbuch für Vorlesungen. Auch dieser wurde noch 1836 neu herausgegeben. Eschenburg ergänzte ihn durch die systematisch-kompilatorische, 1788 bis 1795 in acht Bänden erschienene „Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften“. An ihr war, wie wir Seite 22 gehört haben, August Lafontaine kurze Zeit Mitarbeiter gewesen. In ähnlichem Sinne folgten 1799 „Denkmäler altdeutscher Dichtkunst“, durch Beiträge gleichen Stoffes vorbereitet und fortgesetzt. Solcher Aufgeschlossenheit für literarisch Eigenwüchsiges auch in der älteren deutschen Dichtung, bemerkenswert schon bei seinem Amtsvorgänger Zachariae, verdankte Eschenburg die wohl unmittelbarste Wirkung auf die Romantik. Aber er hatte die Entwicklung der deutschen Dichtung bereits seit 1775 bis 1782 gefördert durch seine damals muster-gültige Fortsetzung der von Wieland zwar unzureichend begonnenen, trotzdem aber auf die Jugend schon einflußreichen<sup>73</sup>) Übersetzung Shakespeares. Bei diesem Unternehmen war Eschenburg vorsichtig genug, der Bedingtheit seines dichterischen Formungsinnens gemäß, sich mit einer prosaischen, aber philologisch gründlichen Übersetzung zu begnügen. Sie bereitete der seit 1797 erscheinenden, ebenfalls in Braunschweig begonnenen Schlegelschen den Weg. Waren ihr auch Schiller und Goethe nicht eben günstig, so hat sie doch die verdiente Würdigung gefunden, in Weimar bei Herder zum Beispiel und durch Christian Gottlob Heyne in Göttingen. Sonderuntersuchungen über Shakespeare begleiteten diese Übersetzertätigkeit<sup>74</sup>). Jener Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften ist in der Hauptsache systematischer Art, eine kategoriale Sonderung der Dichtungsgruppen und der sprachlichen Ausdrucksweisen, einschließlich also auch der Opern, Briefe und der Geschichtsschreibung. Bei der Oper sollen sich „fast alle schönen Künste mitwirkend verbinden,

um Interesse und Täuschung beim Zuschauer in voller Stärke hervorzubringen“. Für die Geschichtsschreibung wird „Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit“ verlangt. Eschenburg als Zugehörigem der Aufklärungszeit war dabei die Auffassung der Vergangenheit unter allgemein vernunftgemäßen Gesichtspunkten noch eine Selbstverständlichkeit. Die Schwierigkeiten des wertenden Eindringens in die eigenen Verkleidungen des Menschen jeder besonderen Zeitepoche sah er noch gar nicht. Dennoch hatte er ein unmittelbares Gefühl für den Eigenwert geistiger Leistungen der Vergangenheit. Darin liegt auch die anregende Bedeutung seiner literarischen Beispielsammlung für das vertiefende Geschichtsverständnis der anbrechenden Romantik. Sein Handbuch der klassischen Literatur hat demgegenüber einen noch sachlicheren Charakter. Es ist Literaturgeschichte und zugleich Altertümertunde, also auch Darstellung der Gebräuche, Sitten und Rechtszustände von Griechen und Römern. Der Selbstsicherheit des Humanismus, dem ja auch Eschenburg noch ganz angehörte, entspricht die von aller Problematik unbeschwerte Ruhe und Klarheit der Darstellung.

Bei einem derartig umfangreichen, zumal literargeschichtlichen Interessengebietes Eschenburgs kann es nicht Wunder nehmen, daß der 1822 erschienene Nachlaßkatalog seiner Bücherei nicht weniger als 416 Seiten Umfang hat, trotzdem er die griechischen und lateinischen Klassiker nicht einmal enthält, dagegen viel zum Teil wertvolles Material zum alten deutschen Schrifttum. Dementsprechend umfangreich waren seine persönlichen Beziehungen. Während Podels über Geselligkeit unterhaltend theoretisiert und geistreich plaudert, hat Eschenburg das praktische Verlangen auch nach persönlichem Gedankenaustausch mit anregenden Zeitgenossen und der bereitwilligen Förderung aufstrebender Talente. Vergolten wird ihm das durch anerkennende Teilnahme. Selbst Goethe stand ihm nicht so kühl gegenüber, wie es gelegentlich den Anschein hat<sup>76)</sup>, waren beide sich doch schon zu Leipzig in Gemeinschaft Zachariaes als Studenten begegnet. Mit Herder stand Eschenburg dauernd in brieflicher Verbindung, und Lessings erschütternde Zeilen beim Tode von Sohn und Gattin an den vertrauten Gelehrten in Braunschweig sind bekannt. Dieser nahm sich dann auch im Jahre 1790 des Lessingschen literarischen Nachlasses an durch die zweibändige Veröffentlichung von „Gottbold Ephraim Lessings Kollektanen zur Literatur“, alphabetisch geordnet und durch Zusätze ergänzt. Eben durch diese stellte er häufig ihre Bedeutung erst ins volle Licht, wenn das Ganze auch nicht zunächst als Stoffsammlung seine Bedeutung hatte und haben sollte, sondern als Einblick in Lessings Gelehrtenwerkstatt<sup>76)</sup>. In Braunschweig nutzte Eschenburg gleicherweise für Geist und Gemüt die Beziehungen zu seinen Kollegen am Karolinum. Er wurde Schwiegersohn Konrad Arnold Schmidts, des als Dichter begabtesten der Bremer Beiträger und vollendete 1795 Eberts Gedichtsammlung unter Zugabe einer ausführlichen Charakteristik ihres Verfassers. Eschenburgs eigene Poesien sind zeitgebunden und nüchtern. Immerhin hat eines seiner geistlichen Gedichte, erwärmt durch schlicht-aufrichtiges Gottvertrauen, sich unter Nr. 349 im Gesangbuche der braunschweigischen Landeskirche bis heute erhalten. — In seinen Beziehungen zu jüngeren, aufstrebenden Leuten werden wir Eschenburg noch gelegentlich begegnen. Infolge seines Lehrtalents wurde er auch Erzieher des wie es scheint begabten, früh verstorbenen Grafen von Forstenburg, Sprösslings aus dem Verhältnis des Herzogs mit der Brancioni<sup>77)</sup>.



Gefelliger Mitteilungsdrang, Lehrbedürfnis und Gelehrsamkeit waren die Basis des Schriftstellers Eschenburg. Podels scheint mehr einer zeitgefärbteren, konventionelleren Freundschaftsschwärmerei zuzuneigen, was sich mit seiner vorsichtigen Menschenbehandlung jedoch vereinigen läßt. Charakteristisch dafür ist ein in Privatbesitz befindlicher, undatierter Brief von Podels: „An meinen alten Freund Giseke“, ohne

andere Anschrift, also wohl in Braunschweig selbst besorgt. Er erwidert darin des Abreisenden Abschiedsgruß und beginnt: „Tausend tausend Dank mein alter (NB. unterstrichen!) Freund — (so nenne ich jeden, der es ist — wenn ich ihn auch nur seit Monathen kennen lernte) für Ihr hertziges Lebewohl!“ Dieser Ludwig Giseke vermittelt nun noch sozusagen nachträglich eine Art von Beziehung der Bremer Beiträger, denn er ist der Sohn des aus Ungarn nach Sondershausen verpflanzten Beiträgers Nikolaus Dietrich Giseke, aber auch persönlich kein Unbekannter in Braunschweig als Schriftsteller, Hofmeister am Karolinum und allerdings nur kurzfristiger Pastor im braunschweigischen Harzorte Trautenstein. Giseke befand sich in einer ähnlichen leitenden Stellung am Hofe des 1809 in Glücksburg als dänischer Feldmarschall und letzter Chef der bevernschen Nebenlinie des braunschweigischen Herzogshauses verstorbenen Friedrich Karl Ferdinands, wie Pockels am Hofe Herzog Augusts. Das wird sie zur Regelung herzoglicher Erbschafts- und Vermögensangelegenheiten 1809 oder 1810 in Braunschweig und Dänemark zusammengeführt und befreundet haben. Nach Pockels Tode, erst 1816, übersiedelte Giseke noch nach Braunschweig. Das nicht immer sichere literarische Urteil von Pockels hatte sich ersichtlich auch über die Qualität eines Spätlings der Muse Ludwig Gisekes, eines „Manuskripts voll Witz und Laune“, wie er meint, getäuscht. Vergeblich nur scheint er dafür einen Verleger, wie aus anderen Briefen zu schließen ist, im Frühjahr 1810 gesucht zu haben<sup>78</sup>).

Gehaltvoller war vermutlich eine freundschaftliche Beziehung von Pockels zu Johann Gottlieb Buhle, allerdings auch sie nur spärlich erkennbar, vornehmlich durch die Widmung des ersten Bandes von Buhles bedeutendstem Werke, dem achtbändigen, sorgsam die Systeme analysierenden, mit kritischen Literaturnachweisen ausgestatteten „Lehrbuch der Geschichte der Philosophie und einer kritischen Literatur derselben“, zugeeignet „Seinem geliebten Freunde dem Herrn Rathe Pockels zu Nordheim“. Dieser hielt sich derzeit, 1796, in Northeim unweit Göttingens auf als Begleiter seines Herrn und Schüglings Herzog August. Buhle, ein Wissenschaftler von Ruf, gehört nun auch in den Gesichtskreis unseres Themas. Denn er wurde 1763 in Braunschweig geboren und hier auch erzogen. Im Jahre 1783 ging er nach Göttingen, wo er blieb bis 1804, seit 1787 als Professor der Philosophie, deren Geschichte sein bevorzugtes Arbeitsfeld wurde. Bis 1814 war er alsdann in Rußland, seit 1815 bis zu seinem Tode 1821 lebte er wieder in seiner Vaterstadt als Professor am Karolinum<sup>79</sup>). In dieser Stellung veröffentlichte er nichts Erhebliches mehr. Eine schwungvolle lateinische Festschrift aus dem Jahre 1817 zur Feier von Eschenburgs fünfzigjährigem Dienstjubiläum zeigt uns auch ihn in naher Beziehung zu diesem seinem einstigen Lehrer am Karolinum und nunmehrigen Kollegen. Buhles bedeutende wissenschaftliche Tätigkeit gehört in seinen Göttinger Aufenthalt, kann daher von uns nur gestreift werden, ebenso wie die seines Göttinger Kollegen, des Literaturhistorikers, Ästhetikers und Dichters Friedrich Bouterwek<sup>80</sup>). Denn auch dieser war zwar 1766 in Oker geboren, also ein braunschweigisches Landeskind, und zuletzt am Karolinum in Braunschweig herangebildet, ohne daß indessen deutliche Spuren dorthin zurückweisen. Auch gelegentlicher Briefaustausch mit dem Bibliothekar Langer in Wolfenbüttel betraf wohl stets nur allgemeinere Tagesangelegenheiten<sup>81</sup>).

Buhle dagegen hielt auch von Göttingen aus rege Beziehungen zu Braunschweig aufrecht. Im Jahre 1794 besuchte ihn hier und schon vorher in Göttingen der Dichter und Stuttgarter Oberbibliothekar Matthiesson<sup>82</sup>) und wanderte mit ihm an einem erquidenden Frühlingstage nach Wolfenbüttel zu dem dort bereits zurückgezogen lebenden Berufsgenossen Campes, Trapp und zu Langer, dem Nachfolger Lessings und Kollegen Matthiessons als Bibliotheksleiter. In Braunschweig begrüßte Matthiesson selbstverständlich auch Eschenburg, überdies Leisewitz<sup>79</sup>) und den bald darauf verewigten Ebert, dessen gefellige „Munterkeit“, „Jünglingsfeuer“ und bis zuletzt

bewährte Kunst als Deklamator — er trug ein noch ungedrucktes Gedicht von Hagedorn vor — Matthiffson in Erstaunen setzte. Bei Ebert traf er außerdem den herzoglichen Kapellmeister und tüchtigen, in Wolfenbüttel 1737 geborenen Komponisten Joh. Gottfried Schwanberger, den angesehensten, von Matthiffson insbesondere als Klaviervirtuosen gerühmten aber noch der älteren Generation angehörigen Vertreter des musikalischen Braunschweig. Dagegen gab ihm die Aufführung eines Schauspielles nur Gelegenheit zu einer humoristisch abfälligen Äußerung über das Theaterverständnis der Braunschweiger. Sie schließt: „Leider steht es in den meisten Gegenden Deutschlands nicht viel besser um den Theatergeschmack.“ Das ist zwar nur ein Gelegenheitsurteil, aber nicht ganz unberechtigt.

Nicht weniger interessiert uns, was Matthiffson zu sagen weiß über den gescheuten, aber unliebenswürdigen, trotz seiner Stellung und im Gegensatz zu seinem Vorgänger Lessing am Geistesleben Braunschweigs außerhalb seiner dienstlichen Inanspruchnahme nur passiv beteiligten Ernst Theodor Langer<sup>83)</sup>: „Langer, Lessings Nachfolger, einen gelehrten und viel gereisten Mann, der für den größten jetzt lebenden Kenner alter Drucke gehalten wird, fanden wir auf der Bibliothek. . . . Daß Herr Langer in seiner Jugend, nicht ohne Glück, die in ihm wohnenden Dichtertalente ausbildete, ist vielleicht nur Wenigen bekannt. Zwey gute lyrische Stücke von ihm bewahrt Füßlis Blumenlese der Deutschen auf<sup>84)</sup>. In seiner Wohnung sahen wir eine der schönsten Landschaften Geyners und einen kleinen Appoll von Bronze, der unweit Basel ausgegraben ward.“ In diesen Bemerkungen ist der Interessent Langers umrissen: Literatur, Kupferstiche, Kunst. Das persönliche Bild schildert uns aus eigener, auch noch dem Ende des 18. Jahrhunderts angehörender Anschauung ergänzend Friedrich Karl von Strombeck<sup>85)</sup> als das eines zwar gelehrten und als Beamter gewissenhaften, aber engherzigen — nicht herzlosen —, mißlaunigen und eigenbrödlischen Junggesellen. „Er war ein strenger Orthodox, und überhaupt Vertheidiger alter Einrichtungen und Feind aller Neuerer.“ Bekannt ist seine demnach begreifliche spätere Abneigung gegen seinen Leipziger Jugendfreund Goethe. Langers störrisches Sichgeben war der Reflex seiner eigenwilligen, zum Widerspruche neigenden Natur. Sie ließ ihn, den 1743 in Breslau Geborenen, nach einer unruhigen, erlebnisreichen Jugend erst 1781 als Bibliothekar in Wolfenbüttel dauernd festhaft werden. Dort ist er 1820 gestorben. In Braunschweig hatte er sich schon einmal 1773—1774 als Hofmeister des Kollegianers Grafen Tschernischew aufgehalten. 1780 ist er als eine Art von Gehilfe Lessings, der ihn schätzte, nachweisbar, und wurde dessen Amtsnachfolger. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse waren sehr umfassend und gründlich, aber sein steifer Widerspruchsgeist hatte sein Mitteilungsbedürfnis abgedrosselt und ihn dadurch nur noch verstockter gemacht. Seine schriftstellerische Tätigkeit beschränkte sich daher auf gründliche Rezensionen. Von den Braunschweigern blieb ihm dauernd nur der anschniegsame, insofern entgegengesetzte Eschenburg nahe; sie waren sich wohl gegenseitig als vielseitige Gelehrte unentbehrlich. Langers Mangel an Anpassungsfähigkeit, der ihn mißtrauisch gegen jede neue Ansicht und Gestaltung im geistigen Leben gemacht hatte, entsprach als Lichtseite eine gewisse mürrische Treue zum Herzogshause. Herzog Friedrich Wilhelm, dessen Erzieher er, schon Bibliothekar und halb widerwillig, zeitweilig gewesen war, hat ihm das dankbar vergolten. Wenn er in einem Briefe an Friedrich Nicolai in Berlin, Lessings früheren Freund, vom 5. Februar 1796 den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand einen „sehr unruhigen Geist“ nennt, der, wie er glaube, „das ganze Publikum zum Besten habe“, so ist das ein Zeichen zwar scharfer, aber auch herber Beobachtungsgabe, seiner ganzen Lebensauffassung gemäß.

Langers Wolfenbüttler Hausnachbar, aber völlig anders geartet, den er daher auch nicht ausstehen konnte, war der von uns schon mehrfach genannte, dem Kreise

der Neuerer eng verkettert Philanthrop Ernst Christian Trapp<sup>86)</sup>. Strombeck verkehrte gern in seinem gastlichen Hause und sagt im gegensätzlichen Anschluß an seine Mittheilungen über Langer: „Es ist nicht möglich, daß es einen humanern, wohlwollendern, stets zu Diensten und Aufopferungen bereitwilligern Mann geben kann, als Trapp war. Ein Freigeist im edlen Sinne, war er ein Feind von jedem Pfaffenthume und jeder Art von Verkegung. In politischer Hinsicht war er Republikaner, doch mit den gemäßigtsten Grundsätzen, und dankbar in der trefflichen Administration Karl Wilhelm Ferdinands das letzte Ziel des Republicanismus, Wohl des Ganzen, erkennend. . . . Zum Lehrer war er im eigentlichen Sinne geboren“ und bewährte das auch „in seiner kleinen Pensionsanstalt. . . . Sein Haus . . . war der Vereinigungsort der literarischen jungen Männer Wolfenbüttels,“ worin „auch Trapps auswärtige Freunde, als Campe, Fr. Nicolai, Gleim, Elise von der Recke u. s. w. von Zeit zu Zeit erschienen.“ Das wird bestätigt durch Elise v. d. Reckes Tagebuch, wonach sie auf ihren Reisen 1791 und 1794, von Braunschweig kommend, bei Trapp übernachtete, während auch Campe und dessen künftiger Schwiegersohn H. J. Dierweg von Braunschweig her sich dort einfanden. Ähnlich warm äußert sich Matthiesson gelegentlich seines Wolfenbüttler Ausflugs über Trapp, seinen „alten Freund“ und einstigen Lehrer. — Der Holsteiner Trapp, 1745 geboren, kam erst 1786 nach Braunschweig, und nur, um als Praktiker im Schulberuf endgültig zu scheitern. Denn auf seines Freundes Campe Empfehlung war er in das von uns schon früher erwähnte (S. 28), zur Reform des Schulwesens, insbesondere seiner Loslösung aus der kirchlichen Aufsicht gebildete Schuldirektorium bestellt worden. Nach dessen Erfolglosigkeit und Auflösung pensioniert, zog er sich für den Rest seines Lebens nach Wolfenbüttel zurück und starb dort erst 1818. Er gehörte zu den angesehensten rationalistischen Erziehungstheoretikern. Nach Campes Abgang war er kurze Zeit am Dessauer Philanthropin tätig gewesen, dann, auch nur für wenige Jahre, als Universitätsprofessor in Halle. Minder betriebsam als der Heißsporn Campe, hatte doch auch er den Kampf mit den Gegebenheiten des Lebens nicht bestanden. Bis zuletzt ist er der aufklärerische Idealist geblieben, ein Greuel für den auf der Schattenseite des Menschentums fröstelnden Pseudorealisten Langer. Seine fast ganz dem 18. Jahrhundert angehörende bedeutsame Publizistik beschränkt sich auf seinen Lehrberuf. Campes beide Zeitschriften, das Revisionswerk und das Braunschweigische Journal, sind voll davon. Als fachwissenschaftliche Leistungen haben sie uns im einzelnen nicht zu beschäftigen.

Daß Trapp den Glauben an sich selbst und seine Überzeugungen auch in Wolfenbüttel nicht eingebüßt hatte, gereichte dieser Stadt zweifellos zum Vorteil, und damit auch dem geistigen Leben der überragenden Nachbarstadt. Das lehrt unzweideutig Strombecks, des Bildungseifrigen und Umsichtigen, dankbares Erinnern an seine Ende des 18. Jahrhunderts in Wolfenbüttel zugebrachten Jugendjahre. Hören wir ihn noch einmal<sup>87)</sup>: „Wolfenbüttel und Braunschweig, nur zwei Stunden Weges von einander entfernt liegend, werden gleichsam als eine Stadt angesehen. Das Großartige der letzten überträgt sich auch auf die erste, die in literarischer Hinsicht selbst noch Vorzüge vor Braunschweig behauptet. Zu Wolfenbüttel befindet sich die weltberühmte Bibliothek. . . . Da die Justiz-Collegien und das Consistorium des Landes hier ihren Sitz haben, so fehlt es auch nie an gelehrten Männern und bedeutenden Privat-Bibliotheken; kurz, Wolfenbüttel bietet in manchen Beziehungen den wissenschaftlich Gebildeten die Vortheile einer Universitäts-Stadt dar.“ Überdies: „Sie war der Aufenthaltsort von einer bedeutenden Anzahl gebildeter Französischer Emigranten, die sämmtlich in den Gesellschaften . . . Zutritt hatten. . . . Abgesehen von dem großen Vortheil . . . sich in der Französischen Sprache zu vervollkommen, welche, der Fremdlinge wegen, fast ausschließlich in unsern Cirkeln ge-

prochen wurde, so war es doch gewiß auch ein bedeutendes Bildungsmittel, mit Personen, die ganz andere Verhältnisse kennen gelernt hatten, als unsere beschränkten waren, genauen und täglichen Umgang zu pflegen.“



In Braunschweig ging die Bedeutung des Karolinums allmählich zwar zurück, zunächst aber nicht so sehr am Bestande tüchtiger Lehrkräfte wie an Besuchernachwuchs. Somit hatte neben Eschenburg keiner seiner meist jüngeren Kollegen dessen belebenden Einfluß auf das nach außen noch weiterhin wirksame geistige Leben Braunschweigs. Einer der älteren, schon 1736 und zwar in Braunschweig selbst geboren, Julius August Kemmer, seit 1770 als Lehrer an der Hochschule tätig, 1779 Professor der Geschichte, ging 1787 nach Helmstedt, wo er 1803 gestorben ist. Nach Eschenburgs und auch nach anderen zeitgenössischen Angaben<sup>88)</sup> war Kemmer eine liebenswürdige, mittheilsame Natur. Das ließ ihn wohl beispielsweise leicht ver-  
schmerzen, daß er sich einmal genötigt sah, schriftlich beim Herzoge Ferdinand, einem ebenso liebenswürdigen wie leichtgläubigen Herrn, sich zu entschuldigen, weil er 1784 beim wirklichen oder angeblichen Tode des Abenteurers Saint Germain diesen öffentlich als das, was er war, einen Betrüger, bezeichnet hatte<sup>89)</sup>. Man sieht, welcher Vorsicht es derzeit gelegentlich auch in Braunschweig bedurfte, der Wahrheit zu dienen, selbst bei dem gutmütigen Feldhern des Siebenjährigen Krieges. Produktiv war Kemmer nur im Formalen. Er besaß ein willkommenes Talent, einen universalen politischen oder kulturellen Wissensstoff in Lehrbüchern knapp zusammen zu fassen. Schon 1771 hatte er mit solchen Veröffentlichungen begonnen. 1774 bis zu seinem Fortgange nach Helmstedt war er an Zachariaes Stelle auch Redakteur der „Braunschweigischen politischen und gelehrten Zeitung“<sup>90)</sup> und Leiter des braunschweigischen Zeitungswesens überhaupt. Kemmer, wesentlich nach Alter und Gesinnung noch den Braunschweiger Geistesgenossen Lessings zugehörend, war allein darunter Braunschweiger Stadtkind. Eine so geringe Vertretung von Geburt Einheimischer ist in dem kosmopolitisch eingestellten 18. Jahrhundert etwas Normales. Auch in der großen Anzahl Auswärtiger in leitenden Stellen der Staatsverwaltung wirkte es sich aus. Erst im 19. Jahrhundert wurde der Intelligenzbedarf im Zusammenhange mit der zunächst einsetzenden größeren Enge und Bedächtigkeit, ja Angstlichkeit der Führung in größerem Umfange mit eigenen Landeskindern bestritten, wurde der Austausch geringer. Zwar blieb die Qualität dabei im Durchschnitt sich gleich, begreiflicherweise aber ist häufig der vom Geltungsbedürfnis gesteigerte Leistungstrieb der Jugewanderten erfolgreicher als bei den Einheimischen. Diesen, von vornherein gefestigt durch ursprüngliche Verwurzelung im Heimatboden, für den sie tätig bleiben, daher auch im Pflichtgeföhle unbeirrter, fehlt es dagegen nicht selten an Nötigung, sich besonders auszuzeichnen, und ihren Landsleuten an Neigung, ihnen, die sie haben aufwachsen sehen, leichtthin eine Ausnahmestellung zuzubilligen. Der eingeschobene und vorge setzte Fremde hat gerade das Besondere weiter zu entwickeln, hat die kritischere Erwartung zu rechtfertigen, die ihn beruft aber auch beargwöhnt.

In einer solchen Lage war nun auch Professor Johannes Stuve, der Gesinnungs- und Amtsgenosse Trapps und Campes für dessen geplanten Umbau des Schulwesens im Herzogtume. Stuve<sup>91)</sup>, von zarterer Gesinnung als Campe, aber gleich diesem zu tiefst verflochten im unhistorisch rationalistischen Sinne der Zeit mit deren philanthropischem Reformeifer, wäre vielleicht seinen Fähigkeiten nach recht geeignet gewesen, in der geistigen Sphäre Braunschweigs eine Rolle zu spielen. Denn er war mehr Praktiker als Theoretiker, obschon er auch für Campes Zeitschriften zahlreiche Aufsätze geliefert hat. Aber schon kränklich, obgleich erst fünfunddreißig-

jährig, im Jahre 1786 herbeigerufen, im Zusammenhange mit dem Scheitern der schulpädagogischen Reformen bereits 1789 sozusagen abgefunden mit einer Professur am Karolinum für Logik, Anthropologie und Erdbeschreibung, die dem Schulmanne nicht lag, kam er zu keiner nachhaltigen Wirksamkeit in Braunschweig. Nach einem vergeblichen Versuche, sein Siechtum durch einen längeren Aufenthalt in Italien zu überwinden, ist er schon 1793 „in den Armen seiner Freunde Trapp und Campe“ gestorben<sup>92</sup>).

Ganz anders geartet, auch aber lebhaft aufgeschlossen den ihre Zeit bewegenden Ideen, waren die Professoren Lueder und Zimmermann. Der Hofrat August Ferdinand Lueder<sup>93</sup>), geboren 1760 in Bielefeld, wurde 1786 auf Empfehlung Spittlers und Schlözers Professor für Geschichte und Statistik am Karolinum. Nach der Umwandlung dieser Hochschule in eine königlich westfälische Militärschule ging er 1810 an Schlözers Stelle nach Göttingen, scheiterte aber dort, wie es scheint aus politischem Grunde, 1814 und ist in Jena als Honorarprofessor 1819 gestorben. Zeigte schon Kemers Neigung zu einem tatsachenreichen geschichtlichen Universalismus, so ist dieser in Lueders Schaffen noch bemerkbarer und verdichtete sich in sachmännischen nationalökonomischen Arbeiten. Hier interessieren mehr seine allgemeinen geistigen Bestrebungen. Sie spiegeln sich in einer 1800 herausgegebenen „Geschichte der vornehmsten Völker der alten Welt im Grundrisse“, ein Musterbeispiel reichen Inhalts in gedrungenen Form und kurzen, klaren Sätzen, dem es auch an entsprechenden Kulturübersichten nicht fehlt. In der Vorrede sagt Lueder, er könne nicht „an ein System (NB. eine planmäßige Leitung der Menschheit durch eine Vorsehung) glauben, und der Glaube an ein beständiges Fortrücken der Menschheit, der unter uns so viele Anhänger fand, gewährt den überzeugendsten Beweis von der tiefsten Unkunde der Geschichte“. Dieser Unkunde soll sein Geschichtsgrundriß abhelfen. Er steht denn auch schauernd vor den „Explosionen“ der französischen Revolution, „die in den engen Raum weniger Jahre die Erfahrung mehrerer Weltalter zusammen preßten“ und lobt die „Barmherzigkeit“, welche „ohnlängst Herder und Wieland den Unglücklichen angedeihen ließen, die Kant blendete und in endlose Labyrinth führte“. Er schließt sich also aufs unbedingtste den Gegnern auch Kants an. Als skeptischer Pessimist erweist er sich dazu durchweg in seiner Geschichtsdarstellung. Als solcher war er aber auch befähigt, bedenkliche Schwächen just der so beweiskräftig sich gebärdenden Statistik in nachdrücklichen Veröffentlichungen aufzudecken, der Statistik, für die er selbst in Braunschweig Lehrauftrag besaß und die begreiflicherweise ein Schöpfkind der alles Menschentum erklären und durchschauen wollenden Aufklärung war. So läßt sich Lueder auffassen als der erste konsequente Abtrünnige des Aufklärungsdogmatismus in Braunschweig, der Romantik insofern zwar nahe, aber allem Anschein nach doch ohne innere Beziehung zu ihr.

Der beachtenswerteste braunschweigische Theoretiker vorsichtigeren, erdgebundeneren Eindringens in das Verständnis des Wirtschaftslebens dieser unruhigen Jahrzehnte ist der, trotz warmer Anerkennung als wissenschaftlicher Förderer durch seinen großen Schüler Gauß, heute selten noch erwähnte Eberhard August Wilhelm (von) Zimmermann<sup>94</sup>). Geboren 1743 in Ulzen, also fast schon ein Zugehöriger Braunschweigs von geburtswegen, las er seit 1766 als ordentlicher Professor am Karolinum über Mathematik<sup>95</sup>), Physik und Naturgeschichte. Auch ihn zog es aber, wie seinen Kollegen Lueder, mehr und mehr zur Nationalökonomie mit einer gewissen universalgeschichtlichen Ausweitung auf geographischer Grundlage. Doch blieb er ein Gegner der Physiokraten<sup>96</sup>). Sein schriftstellerisches Ansehen begann mit dem zweibändigen Werke „Geographische Geschichte des Menschen und der vierfüßigen Tiere“, 1778 bis 1783. Diesen älteren Arbeiten entnahm Herder dankbar anerkennend wertvolle Anregungen für seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“<sup>97</sup>).

Zimmermann besaß indessen den lebhaften Drang, noch unmittelbarer zu wirken, und zwar mit seinem statistischen Küstzeug sogar als politischer Warner und in fühlbarem besonderen Gegensatz zu seinem inzwischen freilich still gewordenen Orts-genossen Campe. Dazu diente ihm das 1795 erschienene Buch „Frankreich und die Freistaaten von Nordamerika, Vergleichung beider Länder“. Seine vom 21. Oktober 1795 datierte Vorrede sagt sogleich die Absicht: „Ein zufälliges Bejahren und Verneinen der Frage, ob die heutige Revolution Frankreichs mit dem Unabhängigwerden der Freistaaten von Nordamerika ähnliche Ursachen und ähnlichen Wert habe? gab mir vor länger als zwei Jahren Anlaß zu der Entstehung dieses Buchs.“ Zwei allegorische Kupferstiche veranschaulichen von vornherein das Thema, die gewaltsame Losreißung von England und Republikanisierung der Vereinigten Staaten zu rechtfertigen, die französische Revolution aber zu brandmarken, und zwar nicht aus einer nur theoretischen Wichtigtuerei. Das größere Bild veranschaulicht den Handel, Wandel und Recht hütenden Genius der Vereinigten Staaten, das kleinere den gefesselten Genius Frankreichs trauernd vor eifrig tätigen Guillotinen. Daß damals eine Abstand nehmende objektive Beurteilung der blutig umwälzenden Zeitereignisse noch gar nicht möglich war, erscheint uns selbstverständlich. Zimmermann als Miterleber und Warner durfte jedenfalls mit dieser Arbeit das Verdienst in Anspruch nehmen, und tat das auch ohne Anmaßung, immerhin sachliches Material zusammengebracht zu haben, das seine Leser zu eigenem Urteil befähigen konnte. In derselben Vorrede weist er auf seine populär gehaltene Schrift hin „Ernste Hinsicht auf sein Vaterland bei Annäherung des Friedens von einem biedern Deutschen“, die auch erst laut einer Angabe auf Seite 214 nach dem 14. Februar 1795 erschienen sein kann. Wäre dieser dringende Hinweis auf die durch Frankreich drohende Gefahr zehn Jahre später veröffentlicht, würde er lebhaftes und vollstümliches Echo gefunden haben. So aber wurde er nur von wenigen Wissenden zeitig gewürdigt, an die der Verfasser sich freilich auch in erster Linie gerichtet hat<sup>98</sup>), namentlich an den deutschen Kaiser Franz II. in Wien, wie er denn auch Seite 139 als große und edele Menschen vorbildlich nennt Friedrich den Großen, Kaiser Leopold II. († 1792), Karl Friedrich von Baden und seinen eigenen Landesherrn Karl Wilhelm Ferdinand. Im übrigen scheint der einzige erkennbare Erfolg des leicht lesbaren und nicht umfangreichen Buches — 248 Seiten Kleinoktav — ein äußerlicher geblieben zu sein, und zwar ein am 15. Februar 1796 ausgestellter kaiserlicher Adelsbrief, doch wohl eine freiwillige, wenn schon durch den Herzog empfohlene kaiserliche Anerkennung<sup>99</sup>).

Die praktische Erfolglosigkeit des Buches ergaben die französischen Friedensschlüsse, auf die schon sein Titel deutete: 1795 zu Basel mit Preußen, 1797 mit Österreich zu Campoformio. Beiden folgte der Rastatter Kongreß, der ergebnislos auseinanderging, den Zusammenbruch des Reiches eingeleitet und dem von Zimmermann vorahnend mit den kräftigsten Farben gekennzeichneten völligen Sieg Frankreichs über Deutschland die Bahn gewiesen hat. Wirkungslos verhallte Zimmermanns eindringlicher Warnruf auf Seite 4: „Keinem Lande der Erde tauscht aber die Fluth, die Verheerung lauter ins Ohr, keinem Lande tritt dies Verderben näher auf die Fersen, als unserm Vaterlande. Pflicht ist es demnach jedes biedereren Deutschen, jedes Mannes von Gefühl, Herz und Sinn, seine Kräfte, welcher Art sie auch sind, dagegen aufzubieten.“ Und weiter Seite 76: Durch die derzeitigen „Freiheitsprediger“, gemeint sind die Franzosen und ihre deutschen Nachbeter, werde „die gesammte heutige Menschheit eine Zeitlang ohne Ordnung, ohne Ruhe, die Beute der Wildheit aller Leidenschaften und der Wut von jedem Privatinteresse. Scheiterhaufen und Kreuzzüge, wodurch sonst die Menschheit in Trauer gesetzt ward, sind nur geringe, auf eine mindere Anzahl wirkende Calamitäten gegen diesen metaphysischen Mordmord der gegenwärtigen Generation.“ Darum fragt er weiter, Seite 229, direkt im Hinblick auf einen er-



warteten Friedensschluß: „Sollte eine große, biedere, unerschöpfte Nation von 30 Millionen die schwachen Knie jenes Volkes — das heißt der Franzosen — umfassen, das nur allein durch Tyrannei innigst vereint wirkt, und seine letzten Kräfte zum Umsturz aller Societät aufbietet? Von diesem Volke sollten wir einen entehrenden Frieden erbetteln?“ Schließlich, nach allem Mahnen vor der Verführungskunst leerer französischer Schlagworte nach Art der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, nach dem Hinweis auch auf praktische Abwehrmöglichkeiten der feindlichen Einbruchsgefahr, ein letzter Ausruf: „Möge meine Darstellung Frankreichs unwahr, meine Idee über unsere Zeiten falsch, und mein Hinblick auf die Zukunft zu finster seyn! Freudig will ich auftreten, meine Kurzsichtigkeit bekennen, und meinem Vaterlande nebst seinem Nachbar zu ihren besseren Aussichten Glück wünschen. Wohl dem Manne, der in dem fürchterlichen Spiele des Aufruhrs einen weisen Plan zur Veredlung des Menschengeschlechts sieht! Wohl dem Lande, das durch die Zerrüttungen seiner Nachbarn klug wird.“ — Worte wahrlich derzeit eines Predigers in der Wüste.

Eberhard von Zimmermann sah zwar noch den Zusammenbruch der französischen Illusionen und ihres Machthungers, mußte aber vorher auch die tiefste Demütigung Deutschlands ertragen, weil es eben nicht, wozu er antrieb, rechtzeitig hatte klug werden können. Er war verstimmt als politischer Mahner, aber wissenschaftlich lebhaft tätig geblieben. Mit dem Titel eines Geheimen Etatsrates ausgestattet gibt er 1801 sein Lehramt auf, schlägt aber lockende Anerbietungen aus Weimar und zumal Petersburg aus. Seit 1802 veröffentlicht er noch in zwölf Jahrgängen ein inhaltreiches „Taschenbuch der Reisen“ und verarbeitet dieses Material zu dem viel benutzten fünf-bändigen Werke „Die Erde und ihre Bewohner“. Er erlebt noch zu seiner Genug-tuung die Rückkehr des von Napoleon vertriebenen Herzogs von Braunschweig und stirbt hier, bei dessen Beisetzung im Jahre 1815 vom Schlage gerührt.

Zimmermann war, bei aller Aufgeschlossenheit für zeitgemäße soziale und politische Änderungen, Überliefertem gegenüber von schonender Gesinnung. Innerhalb der Professorenschaft des Karolinums fand sein Wollen und Wirken auch in die Ferne eine teilweise Ergänzung hinsichtlich der Pflege des Deutschtums durch Karl Franz Christian Wagner<sup>109</sup>. Geboren 1760 in Helmstedt als Sohn eines aus Ulm stammenden Schulrektors, war er seit 1789 öffentlicher Hofmeister am Karolinum und seit 1791 Professor der deutschen Sprache, hielt aber auch Vorlesungen über griechische, römische und englische Literatur. In Osnabrück aufgewachsen, lehrte er zum Studium der Theologie, der Naturwissenschaften und der Philologie an der Universität nach Helmstedt zurück, wo sein Verwandter Franz Dominikus Haebelin als berühmter Professor der Geschichte und des Staatsrechts wirkte. In Braunschweig wurde er Schwiegersohn des Senators Ernst Wilhelm Horn, Erbauers der klassizistischen Fassaden des Neustadtrathauses, dessen Sohn Franz wir noch be-gegen werden. Inzwischen hatte sich Wagner durch Berufsreisen vorbereitet, namentlich einen mehrjährigen Aufenthalt in London als Lehrer der Söhne eines Graubündener Grafen von Salis-Saglio, und durch kurze Tätigkeit als Privatdozent in Göttingen, wo er Heyne näher getreten war. Seine vielseitige, recht persönliche, zwar wissenschaftlich nicht sehr schöpferische, doch gut unterrichtende Schriftstellerei fand weitgehende Beachtung. Das führte nach der Umwandlung des Karolinums in eine Militärschule zu seiner Berufung 1810 an die Universität Marburg, wo er erst 1847 gestorben ist. Noch von Braunschweig aus veröffentlichte er eine Reihe von Beiträgen zur Ausbildung der deutschen Sprache, im Jahre 1800 eine acht-bändige Shakespeare-Ausgabe und 1802 eine sehr verbreitete „Vollständige englische Sprachlehre für die Deutschen“. Auch jener Shakespeare scheint gern benutzt worden zu sein. Grillparzer legte ihn laut Selbstbiographie seinem Studium Shakespeares zugrunde. So wurden noch um 1800 von Braunschweig aus die früheren geistigen

Säden nach England fortgesponnen. Wagner schätzte nächst der griechischen Sprache gar sehr die englische, wogegen er dem „aller Kraft mangelnden, den oberflächlichen Geist der es redenden Nation in einem hohen Grade aussprechenden“ Französisch abhold war.

Im Gegensatz zu Zimmermann trat zwar ein anderer seiner bemerkenswerten Kollegen, Emperius, nach außen hin wenig hervor, repräsentierte aber um so mehr die heimische Verwurzelung einer tüchtigen allgemeinen Bildung und fachlichen Schulung. Joh. Ferdinand Friedrich Emperius wurde zu Braunschweig 1759 geboren<sup>101</sup>). Beachtlich, daß fortan gebürtige braunschweigische Landesfinder in gehobene Stellungen wieder häufiger einrückten. Emperius studierte in Göttingen Altertumswissenschaft, besonders Philologie, unter dem vielseitigen Heyne. Dann hielt er sich als Reisebegleiter eines Grafen v. Bentinck mehrere Jahre in England, hauptsächlich in Cambridge, erfolgreich studierend auf. Daraufhin wurde er 1788 Professor der altklassischen und der englischen Literatur am Karolinum, im Jahre 1806 dazu Direktor des herzoglichen Museums. Als solcher bewährte er sein auf Reisen gefördertes Kunstverständnis im schwierigen praktischen Dienst gelegentlich der Zurücksführung der von den Franzosen nach Paris verschleppten Schätze seines Museums<sup>102</sup>). Sein gründliches archäologisches und kunstgeschichtliches Wissen kam überwiegend seinem Amte zugute. Wissenschaftliche Veröffentlichungen hinterließ er bis zu seinem Tode im Jahre 1822 nur wenige. Aber als Sachmann, und nicht nur als solcher, genoß er auch außerhalb Anerkennung, insbesondere in Göttingen<sup>103</sup>). Beyle-Stendhal trat ihm gelegentlich seines langen Aufenthaltes in Braunschweig näher. Er sagt von ihm in seinem Tagebuche von 1807/8 anlässlich einer Gesellschaft bei seinem Vetter, dem französischen Intendanten für Braunschweig Martial Daru<sup>104</sup>): „Bei Tisch sprach ich viel mit Emperius, einem geistvollen, aber seelenlosen Manne. Er hat im Gespräch keinen Funken von Corinnas Feuer“, und 1808 hören wir, Stendhal „nehme ausgezeichneten englischen Unterricht bei Herrn Emperius“. Stendhals Urteile sind äußerst subjektiv, immer aber der Reflex einer der Aufmerksamkeit werten Persönlichkeit im Spiegel eines Mannes von Genie.

Andere Lehrkräfte des Karolinums, wie etwa der Mathematiker und Naturwissenschaftler Joh. Christian Ludwig Hellwig, blieben in der Hauptsache auf ihre amtliche Tätigkeit beschränkt. Eine für das 18. Jahrhundert recht charakteristische Sondererscheinung war immerhin der Italiener Domenico da (von) Gattinara, geboren 1727 in Rom, seit 1761 Lektor, seit 1783 Professor der italienischen Sprache und Literatur<sup>105</sup>), lebte anscheinend noch 1811. Er hat ein wenig von dem abenteuerlichen Halbdunkel wandernder und auswandernder Italiener oder Franzosen jener Zeit; doch war er zu bürgerlich, um deshalb sonderlich zu interessieren. Sein Ansehen blieb auf Braunschweig, wo er früh sesshaft geworden war, beschränkt. Man erfährt nicht einmal, ob ihn sein Kollege Mauvillon geschätzt hat, der doch ein eifriger Bahnbrecher für italienische Literatur in Deutschland gewesen ist. Gattinara suchte sich bekannter zu machen durch Gedichte, auch religiöse, Epen und im Jahre 1765 dazu ein Drama: *La conquista del Vello d'oro* (*Der Raub des goldenen Vlieses*). Betrachten wir einmal ein Titelblatt. Ebenfalls 1765 ließ er mit einer Widmung an Herzog Karl I. in Venedig drucken: *Rime di (Reime von) Domenico Grattinara, Romano, fra gli Arcadi (unter den Arkadiern) Rinato Pindario*. Hier ist fast jedes Wort aufschlußreich. Er nennt sich noch nicht da Gattinara, sondern einfach, ohne die Andeutung eines Adelsprädikates, Grattinara, aber mit einem r hinter dem G, das später verschwindet. So ist ein offenbar gewollter Anklang da an den Namen des Kardinals Mercurio di Gattinara, der in den Wirren zwischen Kaiser Karl V. und Papst Clemens VII. eine Rolle gespielt hat<sup>106</sup>). Gattinara ist eine Gemeinde Piemonts. Im Jahre 1786 erhielt Gattinara, so nannte er sich bereits, das päpstliche

Ritterkreuz vom heiligen Sporn, mit dem ein römischer Hoftitel verbunden worden war. Mindestens seit dem Jahre 1774 erscheint ein „da“ vor dem Namen, wörtlich übersetzbar als von, doch im italienischen Sinne nur Herkunftsbezeichnung. Als römischer Ordensritter ließ er sein Bild bald, 1789, in Kupfer stechen, ein be-  
häßiges, auf Genußfähigkeit weisendes rundliches Gesicht. Der große italienische Abenteurer Casanova erhielt denselben Orden im Jahre 1760. Er galt schon damals als eine nicht mehr recht ernst zu nehmende Dekoration<sup>107</sup>). Ferner lesen wir auf jenem Titelblatt den stolzen Namenszusatz Romano, wie sich nur in Rom Geborene nennen konnten und sich somit als Erben des Ruhmes der ewigen Stadt fühlten. Den Beinamen Rinato Pindario aber führte Gattinara als Mitglied der römischen literarischen Gesellschaft der Arkadier. Das bedeutete immerhin, daß er in Rom, mindestens als Vertreter italienischer Kultur für Deutschland, beachtet wurde<sup>108</sup>). So hatte er auch Beziehungen zu Metastasio in Wien und war italienischer Hofpoet Herzog Karls I., wie Friedrich Karl von Strombeck gelegentlich mitteilt und ihn überdies seinen Lehrer und Freund nennt<sup>109</sup>).

Gattinaras umfangreichste Dichtung ist La Pace, Der Friede, ein im heroischen Stile italienischer Dichter des 16. Jahrhunderts gehaltenes Epos von nicht weniger als 2100 gereimten Achzeilern (Ottaverime), in 21 Gesänge aufgeteilt. Es erschien 1774, gedruckt auf Kosten des Verfassers bei der Witwe Bindseil in Wolfenbüttel. Langatmig wird mit möglichster Vermeidung von Schlachtszenen geschildert, wie Azzo als mythischer Stammvater der Este und Welfen und als Zeitgenosse des Kaisers Augustus diesem ermöglichte, zum Zeichen vollkommenen Friedens den Janustempel Roms zu schließen. Der ganze 17. Gesang dient in Form einer bildhaften Schau der persischen Sibylle — das Epos spielt fast ganz in Vorderasien — einer prophetischen Verherrlichung der zur Zeit Gattinaras wirkenden Welfen und ihrer Abkömmlinge, insbesondere des Wolfenbüttler Welfenhauses, also einschließlich Friedrichs des Großen, Maria Theresias, Josephs II. und Leopolds von Toskana. Herzog Karl I. war überdies schon zu Anfang des Epos als wohlwollender Gönner des Dichters und Schätzer seiner Verse besungen worden. Diese Dichtung ist ein beachtenswertes Produkt der am Karolinum gepflegten völkerverbindenden Interessen und mag zur Professur ihres Verfassers unter Herzog Karl Wilhelm Ferdinand beigetragen haben.



Waren die Professoren des Karolinums sozusagen berufsmäßig, auch wenn die Zahl ihrer Studenten nicht so bedenklich gering gewesen wäre, zur Pflege geistigen Lebens durch Veröffentlichung kulturfördernder Ansichten und wissenschaftlicher Einsichten verpflichtet, so war die übrige Lehrerschaft in Stadt und Land — von der Helmstedter Universität haben wir abzusehen — um so mehr gebunden an praktische Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts, der formalen Vorbereitung der Jugend zu selbständigem Denken, und noch gebundener war die Geistlichkeit. Dennoch fehlte es auch diesen Berufsgruppen nicht an Veröffentlichungen mehr oder weniger theoretischer Beiträge zur Bildungspflege. Überwiegend in den berufstechnischen Grenzen ihrer Arbeit hielt sich auch die Beamtenschaft der Verwaltung und der Rechtspflege. Dem entsprach der sachmännische Charakter ihrer Veröffentlichungen, die daher außerhalb unseres Themas liegen. Dazu gehört auch ein so unermüdlicher und mannigfaltiger Stoffsammler wie der Jurist und als solcher publizistisch tätige Karl Gesenius (1746—1829), aus dessen gleichwie anderen handschriftlichen Kollektaneen bis heute die Forschung Nutzen zieht. Wir können hier gleichfalls nicht weiter eingehen auf das gelegentlich schon Gesagte zur Regierungstätigkeit des Herzogs und seiner Minister, so hoch deren Wollen und Leisten im ganzen für die Förderung

selbständigen Denkens in Stadt und Land auch anzuschlagen ist. Über den dementsprechend blühenden Zustand des Herzogtums um die Jahrhundertwende gibt seine von den Verwaltungsbeamten Georg Hassel und Karl Bege gelieferte, ihrer Zeit musterhafte Beschreibung<sup>110)</sup> einen Überblick unter mannigfaltigen, vorwiegend wirtschaftlichen und geschichtlichen Gesichtspunkten. Beide veröffentlichen auch später noch topographische Arbeiten, insbesondere über Wolfenbüttel, zuletzt, 1839, Bege (1768–1849) mit einer Chronik der Stadt. — In die Gruppe der hier nur eben gestreiften Sachliteratur ist schließlich auch die aus den Briefen der Friederike Charlotte Luise v. Riedesel, geb. v. Massow, im Jahre 1800 herausgegebene „Reise nach America“ zu rechnen, die Frau v. Riedesel als Begleiterin ihres Gatten, des späteren braunschweigischen Generalleutnants, als damaligen Kommandeurs der braunschweigischen Truppen in Nordamerika 1776–1783 gemacht hat.

Daß die Regierungsfürsorge, wenn auch nicht immer geschickt, doch stets auf richtig die Ideen der Zeit berücksichtigte, ersieht man sogar aus der Wahl der Hof- und der Domgeistlichen. Nominell hatte die Stellung eines Hofgeistlichen der Abt Jerusalem bis zu seinem Tode 1789. Domprediger, und als solcher dem Hofe gleichfalls nahe stehend, war seit 1777 Jakob Friedrich Seddersen<sup>111)</sup>, geboren 1736 in Schleswig. Unbedingter als Jerusalem war er ein Anhänger der Aufklärung und dementsprechend der Auslöserung religiöser Bindungen an dogmatische Vorstellungen und symbolische Überlieferungen. Seddersen spielte daher auch im braunschweigischen Freimaurerwesen, dem sich Jerusalem fern gehalten hatte, als Redner eine Rolle. In den Jahren 1777 und 1780 hat er „drey mahl drey Reden über die Uebereinstimmung der Freimaurerei mit der Religion“<sup>112)</sup> veröffentlicht. Mauvillon war sein Logenbruder, war dazu ein enger Jugendfreund und Gesinnungsgenosse des gleich ihm mit Unzer in Wernigerode nahe verbundenen, 1776 als Pastor von St. Martini in Braunschweig verstorbenen Christian Günther Kautenberg<sup>113)</sup> gewesen. Auch dieser war ein formgewandter, rationalistisch geschulter Schriftsteller und vorzüglicher Redner. In einem 1767 herausgegebenen Katechismus suchte er „die Lehren der Offenbarung mit Vernunftgründen zu stützen“<sup>114)</sup>. Kautenbergs „Einleitung in die christliche Glaubens- und Sittenlehre“ wurde durch Seddersen erst im Jahre 1781 veröffentlicht. Indessen hat Seddersen offenbar auch Sinn befaßt für unmittelbares Götterleben, denn er ließ 1777–1779 „Betrachtungen und Gebete über das wahre Christentum“ erscheinen im Anschlusse an Johann Arnds Bücher vom wahren Christentum, eben an diese, die durchaus persönliche Götterinnigkeit atmen. Leisewitz scheint ihn für so etwas wie einen Charlatan gehalten zu haben, aber er übertreibt wohl nur Seddersens immerhin gutmütige Anpassungsfähigkeit<sup>115)</sup>. Seddersen ging 1788 nach Altona und starb dort noch im gleichen Jahre.

Die Herzoginwitwe Philippine Charlotte, Schwester Friedrichs des Großen, wünschte als Nachfolger Seddersens den Holzmindener Gymnasialdirektor Joh. Heinrich Anton Petersen, einen gebürtigen Holzmindener Jugendfreund, aber weniger draufgängerischen Gesinnungsgegnossen Lampes<sup>116)</sup>. Da Petersen ablehnte, wurde Joh. Wilhelm Gottlieb Wolff Domprediger, geb. 1750 in Watenstedt bei Jerrheim, Kreis Helmstedt, gest. 1823, ein wohl überzeugter Rationalist, aber vorsichtiger Äußerungsweise und warmen Herzens<sup>117)</sup>. Ohne diese letzte Seeleneigenschaft wäre auch schwerer zu verstehen, daß der Romantiker Franz Horn als junger Mensch am „geistreich geselligen Verkehr im Domprediger Wolffschen Hause“ Gefallen finden konnte. Wolff wurde 1797 auch Professor am Karolinum für Religion<sup>118)</sup>. Nicht immer fand er so günstige zeitgenössische Urteile wie das Hornsche. Ein anderer Braunschweiger, Franz Chassot von Florencourt, bekannt durch seine romantisch gefärbte politische Tätigkeit<sup>119)</sup>, sprach sich, zum Katholizismus übergetreten, äußerst abfällig über den oft wohl ziemlich nüchtern moralisierenden Konfirmandenunterricht

Wolffs aus. Hatte doch der Domprediger als Professor an dem zur Militärschule zusammengeschumpften Karolinum eine „Moral für den Militärstand“ geschrieben. Geboren erst 1803, hatte Florencourt den Unterricht Wolffs allerdings nur in dessen Alter genossen, er mochte daher abgenutzter ausgefallen sein als zwanzig Jahre früher zur Zeit Horns. Jedenfalls erkennen wir an diesen so verschiedenen Wirkungen desselben Mannes nunmehr deutlich den Riß, der inzwischen dem geistigen Leben seine während des 18. Jahrhunderts im ganzen doch noch gewahrte Einheit genommen hatte. Dem Ideenapparate etwa eines Ludwig Klages angenähert ließe sich sagen, es sei der durch äußerliche Denkfunktionen des Geistes erstrebten Einsicht in die Natur und ihre erzwungenen naturwissenschaftlichen Gaben das ältere, lebensnähere Erbe der Menschheit, ihre innerliche, seelische Verbundenheit mit der Natur wieder abwehrend gegenüber getreten. Damit war jenes, im 18. Jahrhundert nur erst vorbereitete, dann von der Romantik genährte Ringen wirklich akut geworden, das auch im 19. Jahrhundert trotz gesteigerten Mitteln nicht vermocht hat, den entseelenden Marsch der Aufklärung, der systematischen Formung des Einzelnen und der Gestaltung des Gemeinschaftslebens auch nur zu verlangsamten.

Aber noch immer sind wir im 18. Jahrhundert. Wirklicher Hofprediger an Jerusalems Stelle wurde im Jahre 1789 August Christian Bartels, geboren 1749 im braunschweigischen Wesergebiet, auch er ein Vertreter des „gesunden Menschenverstandes“, vernunftgemäßer Auslegung der Offenbarung, wie er denn eine „Predigt von dem Vernunftmäßigen, was die Bibel von den bösen Engeln lehrt“, 1788 veröffentlicht hat. Vom Herzoge geschätzt wegen seiner laueren Gesinnung, verbunden mit innerer Ruhe und praktischer Gewandtheit, wurde er Nachfolger Jerusalems auch in dessen meisten anderen Ämtern. Bezeichnend für seine die lauten Extreme gleich Jerusalem hassende Art ist, daß er gegen Mauvillons Angriff auf das Christentum eine Verteidigung veröffentlichte, auf die wir bereits Seite 24 hinweisen konnten. Gestorben ist er im Jahre 1826 als erster Geistlicher des Herzogtums und, wie Jerusalem, Abt von Riddagshausen<sup>120</sup>).

Nicht ohne Zusammenhang mit der führenden Geistlichkeit des Landes sind ferner noch mehr oder weniger isolierte Persönlichkeiten der Lehrerschaft und der Kirche zu betrachten, zumal gerade in diesen Berufen das bodenständige Element der Landeskinder stets überwiegend vertreten gewesen ist. Da war am Martinsgymnasium seit dem Jahre 1780 Joh. Karl Daniel Curio<sup>121</sup>) tätig, seinerzeit über Braunschweig hinaus bekannt als vielseitiger Belletrist. In Helmstedt 1784 geboren, in Hamburg aufgewachsen, lehrte er zum Studium nach Helmstedt zurück. Schon dort begann er seine Veröffentlichungen mit ästhetischen Betrachtungen und Phantasiearbeiten. 1787 wurde er Herausgeber der „Braunschweigischen Zeitung für alle Stände“. Seine Romane und Theaterstücke behandeln rührselig bürgerliche Stoffe. Aber er gab auch anonym in zwei Abteilungen eine Festschrift von 172 Seiten heraus gelegentlich der Einholung des Erbprinzenpaares: „Braunschweigs Jubel am 10. November 1790“, loyalen patriotischen Inhalts. Anhangsweise ist ihr jedoch ein Bericht über eine 14 Tage später in der Stadt erfolgte Handwerkerrevolte beigegeben worden, und das sieht fast aus wie vorsichtiges Zurechtrücken des vorangegangenen Überschwanges in der Art Campescher Gesinnungstaktik. Wie Campe war er zwar Philanthrop, ihm fehlte aber der Drang zur Polemik und Propaganda. Vielleicht als Ausgleich dafür war er als unterhaltender Schriftsteller in allen Sätteln gerecht, wenn auch auf ziemlich lahmen Säulen. Damit hat er auf seine Zeitgenossen denn doch keinen ihm förderlichen Eindruck gemacht. Im Jahre 1795 lehrte er nach Hamburg zurück, wo er sich in der Hauptsache wie es scheint erfolgreich als Lehrer und Erzieher betätigte und 1815 gestorben ist.

Ein Kollege Curios am Katharinum, August Wilhelm Vaders, 1757 in Braunschweig geboren und hier 1801 gestorben<sup>122</sup>), zog sich im Jahre 1797 in das Privatleben zurück, wohl nicht ganz freiwillig, denn als Freimaurer wird im gedruckten Verzeichnis der Logenmitglieder gesagt, er sei „wegen unmaurerischen Betragens“ von der Loge ausgeschlossen. Er lieferte kleinere, meist belehrende Unterhaltungslektüre namentlich für die Jugend, auch 1874 eine Kinderkomödie: „Das Examen“, alles wie es scheint in dem verstandesmäßig moralisierenden Sinne seiner Zeit. Zwei Reden in Versen auf seine 1790 verstorbenen Logenbrüder, den Oberstleutnant Schneller, der im braunschweigischen Logenwesen eine führende Rolle gespielt hat, und den Blankenburger Kammerat Karl Chassot von Florenouert zeigen ihn verflochten in weltbeglückende Utopien. — Sein verdienter Vorgesetzter als Leiter des Katharinengymnasiums, später wieder Landpastor in Beddingen, Friedrich Ludwig Heimbert Drude<sup>123</sup>) veröffentlichte als Theologe kleinere Sachen verschiedener Art und meist geistlichen Charakters mit pädagogischem Einschlag. — Von Haus aus Theologe war auch der nun schon 21 Jahre jüngere, 1778 zu Reiflingen in der Nähe Braunschweigs geborene Schüler des Katharineums und Carolinums Joh. Christian Markwort. Nach einem unruhigen Wanderleben als Hauslehrer und Schauspieler wurde er in Darmstadt sesshaft als Sänger und Volksmusikdirektor. Von seinen wenig beachteten Schriften erschien das Trauerspiel „Haß und Täuschung“ im Jahre 1799 noch in Braunschweig<sup>124</sup>). — Ein anderer Braunschweiger, Heimbert Paul Friedrich Hünze<sup>125</sup>), dessen in Helmstedt 1802 gestorbener Vater schon 1752 auch mit Gedichten hervorgetreten war, wurde Schauspieler und geachteter Direktor einer norddeutschen Wandertruppe. Als solcher empfahl er den später bedeutenden, als jugendlicher Anfänger zunächst aber noch der Zucht bedürftigen Schauspieler Heinrich Marr an Klingemann in Braunschweig. Er soll auch vorübergehend im Jahre 1814 Mitglied der Bühne Klingemanns gewesen sein. Gedichte veröffentlichte er seit 1787, seit 1798 dazu Theaterstücke, meist Lustspiele. Schon Schiller interessierte sich für ihn. 1840 starb er in Lübeck, ohne weitere Spuren in Braunschweig hinterlassen zu haben. — Den schriftstellerischen Niederungen Braunschweigs, worin wir uns im übrigen nicht länger aufzuhalten brauchen, fehlte fortan auch die Schauer Geschichte nicht mehr, eingeführt 1794 durch Elisabeth Hollmann, geb. Werner<sup>126</sup>), Gattin eines Wolfenbüttler Beamten, die erste und einzige Frau, die sich in unserem Zusammenhange überhaupt schriftstellerisch-wagemutig bemerkbar macht. Denn Wagemut gehörte wohl derzeit noch dazu, sich als Verfasser eines Romans zu bekennen, der den Titel führt „Hinko von Waldstein mit der eisernen Tasche. Geistergeschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert“.



Der in seiner zunehmenden Losgelöstheit vom Herkommen altklug werdende Aufklärungsseifer und Belehrungsdrang, in der Stadt Braunschweig seit langem durch führende Geister wirksam angetrieben, machte sich alsbald auch im Lande lauter bemerkbar. Außerhalb der Städte mit Gymnasien sorgten dafür die Pfarrer. In ihren Äußerungen fällt die zeitgemäße Neigung zu erfahrener Diesseitigkeit naturwissenschaftlicher Erkenntnis neben dem ihrer Pflege anvertrauten Christentum der inneren Erfahrung besonders auf<sup>127</sup>). Knapp vor der Zeitgrenze unseres Themas, aber ganz seinem Stoffe zugehörig, erschien im Jahre 1778 ein Buch mit merkwürdig sachlicher Basis seines Grundgedankens, das aber auch seiner Ideen wegen Aufmerksamkeit verdient: des in Helm bei Helmstedt amtierenden Pastors Joh. Christian Dünnhaupt „Beiträge zur Deutschen Niedersächsischen Geschichte und deren Alterthümern“. Dünnhaupt strebt auf dem Wege weiter, den vom benachbarten

Helmstedt aus bereits im Jahre 1665 Hermann Conring mit seinem Buche *De antiquissimo statu Helmeſtadii et viciniae coniecturae* (Kübbenſteine!) beſchritten, dann, ebenfalls in der engeren Heimat, 1714 der in Braunschweig aufgewachſene Kaſpar Calvoer und, durch Leibniz angeregt, 1750 Eſtard-Scheid im Sinne der Aufhellung vorchriſtlicher Zuſtände weiter verfolgt hatten. Dieſes letzte Buch, 443 Quartſeiten groß, iſt Herzog Karl Wilhelm Ferdinand als heranwachſendem Erbprinzen gewidmet worden. Dünnhaupt dagegen iſt bereits Spezialiſt für das, was wir Vorgeſchichte nennen, er gehört zu den Bahnbrechern vorſichtiger Beobachtung der Fundorte und Fundumſtände, verbunden mit einer planmäßigen Grabungstechnik. Das iſt um ſo anerkennenswerter, als er in dieſer Beziehung nur auf ſich ſelbſt geſtellt war, aber begabt mit Spürſinn für das, worauf es ankommt. Daß er dieſes nur voraus ahnte, noch nicht verwirklichte, iſt ſelbſtverſtändlich gegenüber der noch unvermeidlichen Unentwideltheit vorgeſchichtlicher Forſchungsmethode. Aber er gehört zu ihren Pionieren, wohlbewandert auch in der lateiniſchen Quellenliteratur deutſcher Frühgeſchichte. Freilich ſind ſeine Schlüſſe aus dieſen Quellen und den Sachbeobachtungen allzu voreilig und durchaus veraltet. Ihr Ziel indeſſen, die Syntheſe aus Bodenfunden und Überlieferung war richtig. Die Gegenwart hat ſeiner dankbar zu gedenken.

Auf noch einige andere Geiſtliche praktiſch-ſachlicher Aufklärungsgefinnung haben wir einzugehen. Johann Heinrich Helmuth, geſtorben 1818 im 82. Lebensjahre, gab 1786 eine „Volkſnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens“ heraus und widmete ſie Hardenberg als damaligem braunſchweigischen Miniſter für, wie wir heute ſagen würden, Volksbildung. Sie fand allgemeinen Beifall und wurde auch kirchlicherſeits zur Belehrung der Landbevölkerung empfohlen. Ja, noch im Jahre 1877 wurde ſie in neuer Bearbeitung und inzwiſchen reich bebildert, in 18. Auflage herausgegeben<sup>128)</sup>. 1794 erſchien bei Campe aus Helmuths Feder bereits in 2. Auflage eine ſchon inſolge ihrer modiſchen, nach elegantem Ausdruck ſtrebenden Briefform recht umfangreiche „Anleitung zur Kenntniß des großen Weltbaues für Frauenzimmer“. Beigegeben iſt ihr des Verfaſſers von Schroeder geſtochenes, von ſeinem als ſpottluſtigem Gelegenheitsdichter bekannten Sohne Dr. phil. Friedrich Wilhelm Helmuth<sup>129)</sup> gezeichnetes Bildnis. 1809 reiht ſich ſeiner der Populariſierung mannigfaltigen naturwiſſenſchaftlichen Wiſſens dienenden Schriftenreihe noch eine 246 Seiten große „Ausführliche Erklärung des Julianiſchen und Gregorianiſchen Kalenders“ an. — Ein Nützlichkeiſchwärmer war auch Auguſt Karl Müller, der 1796 ein auf weiteste Kreiſe berechnetes, populär-anſchaulich geſchriebenes, zweibändiges „Exempſelbuch zum Geſundheitskatechiſmus“ erſcheinen ließ, als „Ein Leſebuch für niedere Schulen, Ältern, Lehrer und Kinder, die ſich des Guten beſleißigen wollen“. Den erſten Band konnte er als Paſtor zu Gebhardshagen 1806 noch einmal erſcheinen laſſen.

Ein weit leſterer geiſtlicher Außenseiter war der 1768 in Braunschweig geborene, 1849 in Schöppenſtedt als Paſtor emeritus verſtorbene Karl Venturini<sup>130)</sup>. Er begann ſeine ſelbſtändige Laufbahn im Jahre 1794 als Privatdozent der philoſophiſchen Fakultät Helmſtedts, trotzdem er hier das theologiſche Examen abgelegt hatte und von dem höchſt angeſehenen Kirchenhiſtoriker und undogmatiſchen Bibelausleger Philipp Konrad Henke, dem derzeitigen geiſtigen Führer der religiöſen Aufklärung im Lande, gefördert worden war. Aus Erwerbsgründen und wohl auch aus einer gewiſſen zeitweiligen Haltloſigkeit ging er ſchon 1795 nach Altona und 1797 nach Kopenhagen. In Altona ließ ihn der frühere Helmſtedter, 1776 geadelte Profeſſor für Moral und Politik Gottlob Benedikt von Schirach, der freilich nicht im beſten wiſſenſchaftlichen Ruſe ſtand<sup>131)</sup>, an ſeinem ſeit 1781 erſcheinenden konſervativen „Politischen Journal“ mitarbeiten. In Kopenhagen war Venturini Lehrer

an einem Erziehungsinstitute für Geschichte, Geographie, Statistik und Rechnen. Schon 1794 war er mit einem umfangreichen Buche vor die Öffentlichkeit getreten: „Ideen zur Philosophie über die Religion und den Geist des Christentums“. Er mußte sich alsbald gegen den Vorwurf des Plagiats in einer besonderen Broschüre verteidigen.

Seine Weltauffassung war danach wesentlich noch die hergebrachte der Aufklärung, obgleich er gelegentlich sich zum Schützer des Christentums gegen deren Übertreibungen macht. Die Vernunft allein ist ihm „Richterin über alles, was zur Religion gehört“. Die Grundlehren des Christentums sind ihm nur moralischen Gehalts. Für dessen Naturnähe, seine unmittelbare Beziehung zum Unausdenkbaren des Lebens, kurz für das Wesen religiöser Haltung überhaupt hat er keinen Blick, er überflieht es, gleich der gebildeten Menge seiner Zeitgenossen. „Je mehr unsere Vernunft gebildet und aufgeklärt wird, je mehr verliert sich auch das Positive. Wir werden unsere eigenen Bestimmer und Gesetzgeber.“ Indessen müssen wir „die Schriften der Apostel als echte, heilige Religionsdokumente gebrauchen und empfehlen.“ Aber „Religion an sich ist nie Zweck, sondern Mittel zum Zwecke der Bildung, Erziehung und Beglückung des Menschen“. Diese mühsam christlich verbrämte, im Grunde materialistische Glückseligkeitslehre unterscheidet sich in nichts von der oberflächlichen Vernunftvergötterung, die eben, Ende 1793, in der Pariser Notre-Dame-Kirche sich grauenhaft lächerlich gemacht hatte. Venturini ficht das noch nicht an. Es ist daher nicht überraschend, wenn ein zweites Buch Venturinis, die im Jahre 1800 erschienene dreibändige Fortsetzung einer von einem Unbekannten begonnenen „Natürlichen Geschichte des großen Propheten von Nazareth“ — in ihr erscheint unter anderem Joseph von Arimathia als betrügerischer Verfälscher Mariens und natürlicher Vater Jesu — wenn ein solches Buch es ihm auf das äußerste erschwerte, eine wenn auch nur außerordentliche theologische Professur selbst im freisinnigen Helmstedt, ja überhaupt nur eine Anstellung zu erhalten. Überdies war ihm seine zwar gutmütige und ehrliche, aber zum Widerspruch geneigte Natur nicht gerade förderlich. Dennoch nahm sich seiner schließlich der Graf Röttger von Veltheim auf Harble, Sohn August Ferdinands, an als Patron der braunschweigischen Pfarre in Hordorf. Im Jahre 1807 wurde er in sie eingeführt. Einfluß auf dieses Geschehen in der Heimat hatte wohl schon eine in der Folge noch stärker hervortretende warmherzige Neigung zur Vaterländischen Geschichte gemacht mit der im Jahre 1804 erschienenen romanartigen Darstellung: „Hermann, der Sassen Herzog, Deutschlands Rächer und Befreier; ein romantisches Bild“. Hier ist deutlich schon ein Abrücken zwar nicht von der Aufklärung überhaupt, wohl aber von französischen Freiheitsidealen zu spüren, und eine wenn auch nur äußerliche Annäherung an die populäre Romantik der unbeschwerten Phantasie. Ihr gab er sich in der Folge noch in einer Reihe anderer geschichtsgefärbter Erzählungen hin, auch etwa im Titel das Grelle nicht scheuend, wenn er 1824 sein neuestes Musekind nennt „Margarethe von Nordheim, oder Ahnung und Schicksal“. Erfolg hat er mit diesen Erzeugnissen dichterischer Laune nicht gehabt, sie haben dafür aber auch seiner nunmehr sachlicher gerichteten, vorwiegend der Geschichte sich zuwendenden Schriftstellerei nicht geschadet.

Graf Röttger von Veltheim, derselbe, den im Jahre 1805 Goethe in Begleitung Henkes von Helmstedt aus besucht hat, hatte sich also in seinem Vertrauen zu Venturinis Fähigkeiten, verbunden mit im Grunde gesundem Lebensgefühl, nicht getäuscht. Venturini wurde ein tüchtiger Landgeistlicher, der bis zum Jahre 1844 seiner Pfarre sach- und seelenkundig vorstand, ohne seine umfangreiche Schriftstellerei irgendwie einzuschränken. Sie wuchs im Gegenteil, wobei nicht etwa die Hauptsache ist, daß, praktisch wie er war, er gelegentlich nicht nur naturwissenschaftliche



und wirtschaftliche Themen aufgriff, sondern auch — im Braunschweigischen Magazin — sich ausließ mit Ratschlägen für Landwirte über Kartoffelbau und Düngemittel. Ganz vorwiegend wurde nun die Geschichte, in erster Linie die zeitgenössische, sein publizistisches Arbeitsfeld. In ihrer Auffassung blieb freilich auch er ein Kind des 18. Jahrhunderts; eigentlichen historischen Sinn besaß er noch nicht. Aber von dem Freiheits- und Gleichheitsrausch, dem noch ein Campe so ganz erlegen war, zeigte er sich vollends geheilt, als er sein umfangreiches Geschichtswerk schrieb, das seinen Namen in der Heimat lebendig erhalten sollte, das in vier Bänden von 1805 bis 1809, also bis in die Franzosenzeit erschienene „Handbuch der vaterländischen Geschichte“, zuletzt mit dem Motto aus Tacitus: *Suum cuique decus posteritas rependit*, jedermanns Verdienst offenbart die Geschichte. Er erscheint darin als ein zwar „liberaler“, aber keineswegs mehr neuerungsfüchtiger Vaterlandsfreund, auch unter dem Drucke französischer, in neuem Geiste alles umformender Fremdherrschaft. Diese Gesinnung entwickelte sich zu einem entschiedenen Hass gegen Napoleon als Tyrannen in seinem bedeutendsten und einflußreichsten Werke, der „Chronik des neunzehnten Jahrhunderts“. Schon der Helmstedter Professor Gottfried Gabriel Bredow hatte sie begonnen. Venturini führte sie 1807 bis 1829 in stoffreichen, dicken Jahressbänden annalenartig fort. Sie blieb lange das ergiebigste Auskunftswerk über Tatsachen zeitgenössischer Geschichte. Als eine Art Auszug dieser Chronik erschien 1816 ein vierbändiges Werk über die Befreiungskriege der Jahre 1812 bis 1815. Daneben bearbeitete er andere, zum Teil ausländische Geschichtsstoffe, auch in volkstümlicher Weise im Anschluß mehr an seine Romane, so 1821/22 das zweibändige, halb dichterische „Deutsche Heldensbuch“. — Er muß ein Mann von ungewöhnlicher geistiger Ökonomie gewesen sein, denn alles das schaffte er von seinem kleinen, aber auch Muße lassenden und nur zehn Kilometer von Braunschweig entfernten Pfarrdorfe aus.

War Venturini bei alledem im ganzen eine etwas scharfe, unbedingte Eigenwilligkeit geblieben, charakteristisch für den Mann, der mühsam im Ringen zwischen äußeren Widerständen und inneren Hemmungen eine wenn auch bescheidene bürgerliche Stellung denn doch erreicht hatte, in der er seine Überzeugungen letzten Endes behauptete, so bietet die Persönlichkeit eines anderen seiner Amtsbrüder, des derzeit unmittelbar dienstlich weit einflußreicheren Abtes Häfeler das entgegengesetzte Bild einer konservativ aristokratischen Haltung auf im übrigen ähnlicher Grundlage rationalistischer Wertungen.

Johann Friedrich Häfeler<sup>132)</sup>, geboren 1732 in Braunschweig, war der Sproß einer seit etwa hundert Jahren zu Vermögen und Ansehen gekommenen Familie. Sie war verschwägert mit dem alteingefessenen Patriziat, ein preußischer Zweig wurde derzeit geadelt. Für Häfeler war daher die Wahl des Theologieberufes von keinerlei Versorgungsabsichten mitbestimmt worden, sie war durchaus eine Neigungsangelegenheit. Im Jahre 1759 wurde er Pastor der Johanniskirche in der Wolfenbüttler Augustvorstadt, 1774 Generalsuperintendent zu Holzminde und Abt von Amelungsborn, als welcher er zu den Prälaten des Landtages gehörte. Auf diese Stellung und die geistliche Schulaufsicht in seinem Amtsbezirk, überhaupt auf die Einhaltung kirchlicher, derzeit oft recht lax befolgter Vorschriften, legte er Wert. Er war ein Gegner der philanthropischen Projektentmacher, insbesondere also der unter Campes Einfluß stehenden Umbildungspläne des Schulwesens und seiner beabsichtigten Lösung von der kirchlichen Aufsicht durch das 1786 errichtete Schuldirektorium. Aber schon vorher hatte er in dieser Richtung zu kämpfen mit seinem eigenen Amelungsbörner Prior, dem uns schon bekannt gewordenen Holzmindener Schuldirektor Petersen, und noch mehr mit dem an weniger Rücksichten gebundenen, wohl etwas fahrigten Widenfer Justizamtmann und Drost von Freyenbagen von Rosenstern. Häfeler wies den Drost zurück. Der Kirche wollte er keinerlei Aufsichtsrecht nehmen lassen.

Andererseits ergibt sich des Abtes religiöser Freisinn unzweideutig daraus, daß er die konsistoriale Aufforderung zu einem Gutachten über die Fortbildung der Landbewohner dazu benutzte, Helmuths „Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens“ zu empfehlen. Sie wurde vorhin schon von uns besprochen. Häselers Widerstand im Landtage hat mit dazu beigetragen, daß die Campe-Hardenbergische Schulreform verpuffte, trotzdem — oder eben weil? — just das als Amelungsborner Klosterschule zum Abte noch in Beziehung stehende Holzmindener Gymnasium zu einem ersten praktischen Reformversuche ausersehen worden war<sup>133</sup>). Häselers Wirksamkeit ging indessen durch ganz persönliche Verbindungen und Veröffentlichungen über seinen amtlichen Aufgabenkreis hinaus. In Wolfenbüttel schon stand er mit Lessing in Verkehr und hatte dessen dauernde Schuldennot etwas mildern können. Ein herzliches Verhältnis entspann sich alsdann zu dem Göttinger Mathematiker und Epigrammatiker Abraham Gotthelf Kästner. Es fußte auch auf produktivem Interesse Häselers für Mathematik und Naturwissenschaft, dem eine Anzahl von Schriften entstammen. Dem entspricht sein Grundsatz der Unterordnung religiöser Überzeugungen unter die Vernunft. Auf ihm basiert seine umfangreichste theologische, im Jahre 1787 erschienene Arbeit: „Betrachtungen über die natürliche Religion“. Eine Ergänzung derselben ist ein kleineres, im Ungedenken seines verstorbenen Sohnes<sup>134</sup>) als Schüler Kästners diesem gewidmetes, 1790 erschienenes Werk: „Julius oder von der Unsterblichkeit der Seelen“. Er sagt darin<sup>135</sup>), daß er „aus keinem einzigen Religions-System etwas habe borgen wollen, sondern bloß das sagen will, was der gesunde Menschenverstand lehret.“ Des Abtes Nefte, der bekannte Jurist und Schriftsteller Friedrich Karl von Strombeck meint übrigens von diesem Buche, es sei geschrieben worden für die Herzogin Philippine Charlotte, um ihr ängstliches Fragen nach dem Jenseits ein für alle Male zum Schweigen zu bringen<sup>136</sup>).

Auch in Holzminden, wo er im Jahre 1797 gestorben ist, stand Häseler mit seinen wissenschaftlichen Liebhabereien nicht ganz allein. Das Städtchen war, man möchte sagen wie das ganze Land, im Verhältnis zu seiner Kleinheit und Ablegenheit eben damals geistig schon recht regsam. Der verträgliche Petersen wurde zwar 1790 nach Wolfenbüttel in das Konsistorium berufen. Dagegen wurde im Jahre 1799 von Herford her an dem aufstrebenden Gymnasium als Direktor Johann David Hartmann<sup>137</sup>) angestellt, aus Aschersleben gebürtig. Er hatte bereits durch Herausgabe kleinerer Dichtungen, den „Versuch einer Kulturgeschichte der vornehmsten Völkerschaften Griechenlands“ und darauf einen „Versuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie von den ältesten Zeiten an“, diese bis zur Völkerwanderung, vorwiegend sich bemerkbar gemacht, starb aber schon Ende 1801. Ihm war wohl noch ein Unternehmen nutzbar gewesen, das namentlich Häseler mitwirkend beschäftigt hat und anregend für Stadt und Land Holzminden gewesen ist. Es ist das seit seiner Gründung 1785 einige Jahre von August Heinrich Raabe, Wilhelm Raabes Großvater, geleitete und oft mit originellen Aufsätzen versehene „Holzmindische Wochenblatt“. Näher eingehen können wir grundsätzlich auch auf diese Zeitschrift nicht, so wertvolle Hinweise sie zumal in den ersten Jahren ihres Bestehens für das geistige Streben des braunschweigischen Weserlandes bietet<sup>138</sup>).

War doch zudem noch zu Häselers Lebzeiten, spätestens seit 1795 bis 1803, Holzminden der Wohnsitz des bekannten, auch von Goethe geschätzten Arztes Joachim Dietrich Brandis. Geboren 1762 zu Hildesheim als Angehöriger einer altangesehenen Patriziersfamilie, lebte er seit 1791 in Braunschweig und ging dann als Hofrat und Mitglied des braunschweigischen Obersanitätskollegiums nach Holzminden. Im Jahre 1803 wurde er Professor der Medizin in Kiel, 1810 königlicher Leibarzt in Kopenhagen, wo er 1846 gestorben ist<sup>139</sup>). Seine zahlreichen Schriften ruhen auf einer breiten naturwissenschaftlichen Basis. Zu den ihrerzeit originellsten

gehört der im Jahre 1798 noch von Braunschweig aus Kästner, dem Freunde auch Häfeler, gewidmete „Versuch über die Lebenskraft“. Er unternimmt es damit, ein Gedankenprodukt — eine visionäre Vorstellung scheint es nicht gewesen zu sein — als bindende Kraft des Organismus zu statuieren. Es sei eine dem Menschen eigene Kraft, welche seinen Körper befähige, daß er zu einem „Communicationswerkzeug der Körperwelt vollkommen dienen kann“, das heißt, sie habe zwischen dem Individuum und der Außenwelt zu vermitteln. Es handelt sich also keineswegs um eine materialistische Verschleifung der Polarität Seele—Körper. Im Gegenteil soll seine im Jahre 1818 erschienene Schrift „Über psychische Heilmittel und Magnetismus“ erfüllt sein von theosophischer Mystik. Schon 1792, also gleichfalls von Braunschweig aus, hatte er eine verhältnismäßig umfangreiche, wissenschaftliche „Anleitung zum Gebrauche des Driburger Bades und Brunnens“ veröffentlicht. Driburg, südwestlich von Holzminden im Bistum Paderborn, wo Brandis nebenher Badearzt war, entwickelte sich in der Tat, mit Pyrmont konkurrierend, zu einem allerdings bescheidenen Kurorte. Auch Häfeler besuchte ihn, freilich erfolglos, im Jahre 1793.



Das ferne Driburg nun ist es auch, das uns wieder in die Landeshauptstadt Braunschweig zurück führt, denn es war das Familiengut des damaligen herzoglichen Oberjägermeisters und Kammerherrn Freiherrn Kaspar Heinrich von Sierstorpff<sup>140)</sup>. Dieser, 1780 geboren, erst 1842 gestorben, war ein belebendes Element nicht nur für den verhältnismäßig regsamen Hof, sondern für alle bildungsbereiten Bürger. Bekannt geblieben ist er freilich nur durch seinen Konflikt mit Herzog Karl II. seit dem Jahre 1828, der zu dessen Absetzung beigetragen hat. Unmittelbar kulturfördernd wirkte er dagegen als Kunstliebhaber. Er brachte in Braunschweig eine stattliche Gemäldegalerie zusammen. Auch durch Reste der von Napoleon und seinem Bruder Jerome aufgelösten Salzdhulmer Gemäldegalerie bereichert, wurde sie später nach Driburg überführt und 1817 durch einen gedruckten Katalog der Allgemeinheit erschlossen. Namentlich aber veröffentlichte Sierstorpff außer einigen forstwissenschaftlichen Arbeiten anonym und vielleicht nur zu Geschenken bestimmt im Jahre 1804: „Bemerkungen auf einer Reise durch die Niederlande nach Paris im elften Jahre der großen Republik“. Das zweibändige Werk ist voll interessanter Meinungen und Mitteilungen, größtenteils über Gemälde und Kunstgegenstände. Der Verfasser erweist sich darin als weltmännischer Aristokrat, offenen Blicks auch für die politischen Neugestaltungen und aufgeschlossen für die aus der Anhäufung geraubten Kunstgutes damals in Paris gebotenen ästhetischen Anregungen. Literatur scheint ihn dagegen weniger interessiert zu haben.

Band diesen Aristokraten sein Hofamt an Braunschweig, so sagte ein noch älterer Standesgenosse und in größerer Nähe, zu Harbte bei Helmstedt landsässig, August Ferdinand Graf von Veltheim<sup>141)</sup> ohne solche Verpflichtung in Braunschweig Boden, angelockt wohl auch durch den Ruf der dortigen Träger geistiger Anregungen. Veltheim, 1741 geboren, im braunschweig-lüneburgischen Harze unter dem vom herzoglichen Kammererrat in Braunschweig bis zum preußischen Staatsminister aufgestiegenen tüchtigen Sachmann Freiherrn von Heinitz bergwissenschaftlich ausgebildet, studierte in Helmstedt, wurde 1763 Kammerassessor in Braunschweig, kam aber bald in die hannoversche Bergverwaltung. In der Folge zog er jedoch seine gutherrliche Unabhängigkeit vor, ging auch auf eine in Braunschweig ihm angebotene Ministertätigkeit nicht ein, ließ sich aber dort durch den tüchtigen klassizistischen Baumeister Langwagen am Bohlwege einen inzwischen dem Durchbruch der Dankwardstraße zum Opfer gefallenem Palast bauen. Von Harbte aus pflegte er dazu rege Beziehungen zu den Professoren der Helmstedter Universität, deren Ehrendoktor

er im Jahre 1798 wurde. Die Professoren Beireis und Henke waren seine besonderen Freunde. Über seinen mannigfaltigen Interessentkreis gibt erhebliche Auskunft seine 1800, ein Jahr vor seinem Tode, veröffentlichte, schön gedruckte zweibändige „Sammlung einiger Aufsätze historischen, antiquarischen, mineralogischen und ähnlichen Inhalts“. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse hatte er schon im Jahre 1781 durch einen „Grundriß der Mineralogie“ der Allgemeinheit nutzbar gemacht. Sie veranlaßten Goethe, noch nach seinem Tode, 1805, zu einem Besuche Harbkes und seines durch ausländische Bäume berühmten Parkes<sup>142</sup>). Zu Arbeiten über antike Stoffe gegenständlicher Art — „antiquarischen Inhalts“ wurde er durch Lessing angeregt<sup>143</sup>). — In den dreizehn zum Teil umfangreichen Aufsätzen jener Sammlung vom Jahre 1800 zeigt er sich als ein lebhafter Mann von umfassender und gepflegter Bildung, geneigt, ein einmal aufgegriffenes Problem durch eine Fülle von Beziehungen herauszuheben und in einer geschmackvollen Sprache zu erörtern. Er weiß sich damit Gleichgesinnten der Gelehrtenrepublik verpflichtet, aber er kennt auch die Schreibseligkeit und Leichtgläubigkeit seiner deutschen Landsleute. In seinem sehr temperamentvollen Aufsätze „Über die Manufacturen der Mode-Bücher, besonders der Aufrubr-Prediger und Sprach-Umwälzer“ geißelt er die modische Abhängigkeit der Deutschen von den demagogischen Windbeutelien der revolutionären „Neufranken“, wie damals gern die republikanischen Franzosen freundschaftlich genannt wurden. Sein gelegentliches Wittern gegen seinen engeren Landsmann Campe gilt nicht weniger diesem als franzosenfreundlichem Freiheitschwärmer wie als deutschem Sprachkitterer, ohne daß doch der zwar konservative Graf und Menschenkenner sich als Sohn der Aufklärung notwendigen Neuerungen verschlossen zeigt. Schon als Naturforscher weiß er, daß nichts beständig ist. Begreiflich daher, daß er auch Neigung zum Geschichtsstudium gehabt hat.

Um die Geschichtsforschung erwarb er sich in der Tat ein Verdienst durch die anonymen — so vorsichtig war er zunächst<sup>144</sup>) — Herausgabe von umfangreichen und wortgetreuen Auszügen aus heute nicht mehr nachweisbaren, vielleicht durch den Schloßbrand in Braunschweig vernichteten Briefen der Liselotte von der Pfalz, Schwägerin Ludwigs XIV., an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig und namentlich an die Prinzessin Karoline von Wales. Sie stammten aus dem Nachlasse der braunschweigischen Herzogin Elisabeth Sophie Marie. Veltheim nannte diese im Jahre 1789 erschienene Veröffentlichung „Anekdoten vom Französischen Hofe“. Es war die erste und sogleich erfolgreiche Bekanntgabe von Briefteilen in der deutschen Originalsprache jener als Herzogin von Orleans am französischen Hofe lebenden pfälzischen Fürstentochter. Sie wies bereits hin auf die kulturelle Bedeutung der Briefe Elisabeth Charlottens wegen ihres gesunden Urteils und freimütigen Charakters. Ausdrücklich soll damit „von dem Sittenverderbnisse jener Zeiten ein treues Gemälde“ gegeben werden, zeigt aber keine Beziehung zu der französischen Revolution. Vermutlich brach diese erst aus, als ihr abwägender Gegner sein Buch bereits hatte drucken lassen. Durch dieses angeregt, erfolgte auch wieder von Braunschweig aus nur zwei Jahre später eine ähnliche, auf seinen und neuen Briefstellen fußende, den Charakter der Elisabeth Charlotte in den Mittelpunkt stellende Darstellung durch Pockels, auf die wir bereits Seite 25 hingewiesen haben.

Nicht ganz vorübergehen wollen wir in des gräflichen Großgrundbesitzers Nachbarschaft, schon dem auch von ihm bis zu einem gewissen Grade geteilten sozialen Ausgleichsbedürfnis seiner Zeit zuliebe, an dem strebsamen Angehörigen eines unlängst gar noch als unehrlich geltenden und doch so äußerst lebensnotwendigen Handwerks, dem Leineweber Johann Werner Prüsse, in Schöningen 1758 geboren und dort gestorben 1821. Im Jahre 1787 war er mit „Poetischen Beschäftigungen“ religiösen Inhalts zuerst in die Öffentlichkeit getreten. Mit „Dichterischen Neben-

stunden eines braunschweigischen Damastwebers, als Pendant zu den Poetischen Blüten eines Naturdichters im preussischen Staat“ hoffte er 1818 wohl als in Bedrängnis geratener Unternehmer, der in Schöningen mit staatlicher Unterstützung eine in der Franzosenzeit zugrunde gerichtete Weberkolonie in Gang gebracht hatte, dieser wieder besondere Teilnahme zuzuwenden<sup>145</sup>). — Hier ist der Ort darauf hinzuweisen, daß auch mundartliche Veröffentlichungen sich nun schüchtern hervorwagen. Sie heranzuziehen wäre indessen Aufgabe einer volkstümlichen Literaturgeschichte.



Dagegen ist es nötig, noch auf die zeitgenössische bildende Kunst einen kurzen Blick zu werfen. Das Gesamtbild ihrer Leistungen, mit dem wir uns begnügen müssen, entspricht nicht ganz den Erwartungen, die das hoch entwickelte und mannigfaltige geistige Leben unter Herzog Karl Wilhelm Ferdinand erregt<sup>146</sup>), aber es ist mit seinem betont klassizistischen Charakter ein getreuer, anschaulicher Niederschlag der diese Jahrzehnte beherrschenden Ideen. Überdies war auch hier eine im engeren Sinne heimische Künstlergeneration in der Bildung begriffen, die infolge der Katastrophe von 1806 nicht zu voller Entfaltung gekommen ist. Billig nennen wir von den wichtigeren Künstlern zuerst Friedrich Georg Weitsch, geboren 1758 in Braunschweig selbst, ein Sohn Pascha Weitschs, des als Maler richtungweisender realistischer Stimmungslandschaften bekannten Künstlers. Friedrich Georg entwickelte sich zu Braunschweigs bei weitem bestem Bildnismaler in der zeitgenössischen Auffassung halb noch höfisch aristokratischer Repräsentation, halb schon bürgerlicher Gepflegtheit der Dargestellten. Der Herzog förderte ihn und suchte ihn, seit 1787 als Hofmaler, zu halten. Aber 1797 ging er nach Berlin und kam dort als Leiter der Malerakademie bald zu Ansehen<sup>147</sup>). Verschwägert war er mit zwei ebenfalls braunschweigischen Künstlern. Sein Schwiegervater war der 1760 in Braunschweig geborene und hier bis zu seinem Tode 1844 gebliebene Hofkupferstecher Karl Schröder<sup>148</sup>), kein Künstler ersten Ranges, aber doch ein vielseitiger Techniker mit Meisterleistungen, der auch den gesteigerten Ansprüchen Braunschweigs als Dervielfältiger von Bildnissen und Gemälden zu genügen vermochte. Georg Friedrich Weitschs Schwager war der tüchtige, an den bekannten, auch für Braunschweig tätigen Meininger Johann Heinrich Schröder erinnernde Pastellmaler Johann Christian August Schwartz<sup>149</sup>), geboren um 1756 in Hildesheim, in Braunschweig als Hofmaler sesshaft geworden und hier gestorben 1814. Den Bedarf an Plastik deckten in der Hauptsache drei Bildhauer: Friedrich Kunkler, 1742—1824, vielleicht der 1768 aus der Porzellanfabrik zu Fürstenberg entlaufene, im benachbarten Meinbreten geborene, auch in anderen Fabriken, insbesondere Volkstedt bei Rudolstadt tätige Porzellanmodelleur. Er arbeitete etwa in der Art von Alauer in Weimar gute Bildnisbüsten. Betriebsamer waren Johann Heinrich, gestorben 1797, 66 Jahre alt, und Karl Oden, 1771—1837, Vater und Sohn, die beide Hofbildhauer waren und namentlich Grabdenkmäler lieferten<sup>150</sup>). Vom älteren Oden stammen auch die Denkmäler im ehemaligen Logengarten an der Leopoldstraße, für den im Jahre 1779 verstorbenen Oberstleutnant Freiherrn Sigismund Ernst von Lestewitz und den 1788 in der Oder ertrunkenen Herzog Leopold von Braunschweig. Beide Sandsteinarbeiten sind in der Werkstattausführung nur mäßig, gut aber ist an dem jüngeren Denkmal die Erfindung und das metallene Reliefbildnis des Herzogs. Dieses aber ist eine Arbeit Krulls, der Entwurf des Ganzen stammt von Siorillo. Christian Friedrich Krull<sup>151</sup>), in Hefsen, Kreis Wolfenbüttel 1748 als Pastorsohn geboren und in Braunschweig schon 1787 gestorben, gesellig und bildungseifrig, aber nicht sehr produktiv, war ein feinfühligler Münz- und Medaillengraveur. Seine wenigen Bildnisbüsten, der englische Schauspieler David Garrick etwa, der Abt Jerusalem und

Lessing zeigen ihn Künstler gleichwertig, als Stempelschneider besaß er besondere Meisterschaft.

Dem gleichaltrigen, geistig überaus regsamen Halbtaliener Johann Dominikus Giorillo<sup>152)</sup>, 1748 in Hamburg geboren, gestorben 1821, war Braunschweig zwar nur eine Durchgangsstation, trotzdem er der Sohn eines auch hier tätigen Kapellmeisters Ignaz († 1787) war. Aber dieser immerhin jahrelange Aufenthalt fiel in seine empfänglichste Jugendzeit und kann nicht ohne wesentlichen Einfluß auf seine Reife gewesen sein. Diese zeigt ihn uns freilich nicht mehr als bildenden Künstler, sondern als bedeutsamen Kunstforscher. Schon in den Jahren 1761 bis 1767 zu Rom und Bologna als Künstler vielseitig vorgebildet, kam er alsbald nach Braunschweig, vielleicht veranlaßt durch eine Reisebekanntschaft mit Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der sich 1767 in Rom von Batoni, einem Lehrer Giorillos, hatte malen lassen. In Braunschweig wurde er vom Hofe angeblich als Historienmaler beschäftigt. Auch er mußte Braunschweig verlassen, verflochten in die Betrugsangelegenheit eines anderen, wie Leisewitz, der mit Giorillo verkehrte, am 1. Februar 1780 notiert<sup>153)</sup>. So ging er 1781 für immer nach Göttingen, wo er 1784 Aufseher der Kupferstichsammlung wurde. Daneben gab er privaten Kunstunterricht. Fortan lebhaft auch schriftstellerisch tätig, wurde er im Jahre 1799 Professor in der philosophischen Fakultät auf Grund umfassender kunstwissenschaftlicher und ästhetischer Kenntnisse, verbunden mit technischem Können und schriftstellerischem Darstellungseifer, somit wenn man will der erste fachmännische Kunstgeschichtler an einer deutschen Universität. Als solcher wurde er insbesondere schon von der ersten Generation der Romantiker geschätzt. Der junge August Wilhelm Schlegel war zeitweilig sein Gehilfe, Wadenroder sein Schüler. Aber zu Braunschweig blieben nur durch Verbindungsleute Beziehungen und kein Ersatz.

Karl Wilhelm Ferdinand ließ nun einmal sein sonst bewährtes Geschick in der Personenwahl bei der Begünstigung bildender Künstler wiederholt im Stich. Er war wohl auch just für diese Kunstzweige nicht sonderlich aufgeschlossen. Mußte er schon Giorillo nicht zu halten, so ging es ihm nicht besser mit dem im Jahre 1768 geborenen Braunschweiger Johann Friedrich Tieller<sup>154)</sup>, denn er ließ dessen Bildnisplatten in Schabkunsttechnik auslaufen und vernichten, weil sie ihm mißfallen hatten. Darauf ging der Künstler außer Landes und wurde 1795 in Berlin ansässig, wo er bald zu Ansehen kam als Miniaturist und andererseits Panoramenmaler, einer der ersten dieser Art. Als solcher erwarb er sich auch in Rußland Ruf und Anlaß zu langem Wanderleben. Dabei war er ein tüchtiger Kupferstecher in Aquatintatechnik. Die letzten sechs Jahre seines Lebens bis zu seinem Tode 1832 brachte er still wieder in Braunschweig zu. — Vorwiegend oder ganz im Lande blieb dagegen sein schwächer begabter und entsprechend wenig beachteter, nur als Porträtist und Schabkunststecher tätiger Bruder Karl Tieller<sup>154)</sup>, gestorben achtzigjährig 1845. — Nicht recht zur Reife kam auch der 1760 in Wolfenbüttel geborene Schützling Herzog Leopolds und anderer, Johann Gottfried Ludwig Sommerau. Ihm wurde ein langes Studium im Auslande, Italien zumal, ermöglicht. Über mäßige Leistungen als Maler und reproduzierender Kupferstecher kam er aber nicht hinaus. Im Jahre 1784, zwei Jahre vor seinem Tode, malte er ein Selbstbildnis und vervielfältigte es in seiner grabstichelartigen Radiermanier als „Peintre et Graveur de la Cour“, Hofmaler und Kupferstecher Herzog Karl Wilhelm Ferdinands. Aber zumal als Maler hat er diesen enttäuscht mit dem Gemälde einer „Aufopferung der Dido“, zu dessen Anfertigung ihm im Schlosse ein besonderes Zimmer zur Verfügung gestellt worden war<sup>155)</sup>. Auch mit einer allegorischen Verherrlichung Lessings in Kupferstich hatte er wenig Erfolg. Lessings wenig gelungene Büste darin scheint auf Krulls gute Arbeit zurück zu gehen.

Das Kunsthandwerk wurde gefördert durch Begünstigung neuer Unternehmungen, wie die ansehnliche Stobwassersche Lackwarenfabrik, eine Kartonagefabrik und durch sorgfältige Pflege der Fürstenberger Porzellanmanufaktur. Diese betrat im antikisierenden Geschmack der Zeit mit unglasierten Bildnissen, Büsten und Reliefs von Personen des Altertums und von Zeitgenossen, ganz neue Wege, ersichtlich bestimmt von den literarischen Interessen Braunschweigs.

Außerdem wurde das teilweise Zurückbleiben bildkünstlerischer Leistungen ausgeglichen durch eine lebhaftere Bautätigkeit, wozu die Regierung nach wie vor anzuregen wußte trotz ihrer eigenen Zurückhaltung aus Rücksicht auf den vom Herzog erfolgreich betriebenen Abbau der Landesschulden. Die Stadt Braunschweig ließ ihr mittelalterliches Neustadtrathaus durch ihren Oberzahlmeister und Senator Ernst Wilhelm Horn<sup>156)</sup> in den Jahren 1773 bis 1786 stattlich ummanteln mit Fronten in einem französisch-klassizistisch gedämpften Barock, die Landstände erbauten sich seit 1794 einen Palast für ihre Verwaltung und Versammlungen durch den Hofbaumeister Langwagen, der auch den Mittelbau des Residenzschlosses von Grund auf erneuerte und eine Reihe von Palästen und Häusern auch für Privatpersonen errichtete. Christian Gottlob Langwagen, gestorben 1805 im 53. Lebensjahre<sup>157)</sup>, ein Schüler des Dresdener Krubschius, formte seine Bauten im Sinne eines etwas derben, aber recht persönlichen und noch klingenden Klassizismus, den in zierlicherer Ausdrucksweise der nur gelegentlich als Schöpfer von Hochbauten tätige, schon 1738 geborene Kammerrat Wilhelm von Gebhardi pflegte. Einen ganz neuen, nur noch in Berlin ähnlich sich äuernden Zug wuchtiger, alle Überlieferung sprengender Monumentalität brachten die Bauten des 1753 geborenen Rheinpfälzers Peter Joseph Krahe<sup>158)</sup>. Er wurde 1803 noch unter der inzwischen zu finanzieller Gesundung gekommenen Regierung Karl Wilhelm Ferdinands herberufen und bewährte für den Rest seines langen Lebens — er starb erst 1840 — als oberster Baubeamter des Landes eine erstaunliche Schaffenskraft im Planen und Erbauen von Villen, Torbauten, Brücken und von parkartiger Promenadengestaltung. Seine Schloßbauten und anderes ließen die Katastrophe von 1806 und die Folgen der Revolution von 1830 leider meist unfertig oder als Projekte.

Erheblich zurück blieb das Theaterwesen hinter seiner üppigen Blüte vor und nach dem Jahre 1700 und wieder im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts. Zwar erschien noch für wenige Jahre, 1788—1792, der Theatermaler Johann Heinrich Zimmermann, der bis dahin in Hamburg auch als Architekt tätig gewesen war und sich lange in Italien aufgehalten hatte. Er war ein Mann von großer Begabung, malte auch angeblich gute Staffeleibilder. Beim Herzoge stand er in besonderer Gunst, konnte sich aber auch in Braunschweig so wenig wie in Hamburg wegen seiner Sittenlosigkeit behaupten und entlebte sich<sup>159)</sup>. — Ein bedeutender Musiker, auch als Komponist von großen Opern, war der in Wolfenbüttel 1740 geborene herzogliche Kapellmeister Johann Gottfried Schwanberger<sup>160)</sup>, in Braunschweig tätig seit 1762 bis zu seinem Tode 1804. Er war, als Schüler Haffes und anderer, in Venedig auf herzogliche Kosten ausgebildet worden und blieb ein fast fanatischer Vertreter italienischer Musik. Nach dem Zusammenbruch des braunschweigischen Opernwesens trat er etwas in den Hintergrund. Doch noch 1794, gelegentlich seines Aufenthaltes in Braunschweig, berichtet Mattisson über ihn<sup>161)</sup>: „Bey Ebert wurde mir auch das Vergnügen, einen der größten jetzt lebenden Virtuosen auf dem Klavier, den Kapellmeister Schwanberger, zu hören. Sein Vortrag vereint bezaubernde Anmuth mit hinreißendem Feuer.“ Ebert war Schwiegersohn des Kammerrates Johann Friedrich Gräfe, eines auch produktiven Musikfreundes, dessen Haus ein gesellschaftlicher Mittelpunkt von Musikern und Musikliebhabern war. Außer Schwanberger verkehrte bei ihm unter anderen der 1806 verstorbene Organist, Kla-

viervirtuose und Liederkomponist Friedrich Gottlieb Fleischer<sup>162</sup>). Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, bis zum Jahre 1782 selbst ein eifriger Geigenspieler<sup>163</sup>), beschränkte sich auf ein gepflegtes Hoforchester und ließ auf den Theatern nur auswärtige Gesellschaften spielen. Als Musikliebhaber wurde er bekanntlich gegen das Ende seines Lebens der erfolgreiche Förderer seines Landeskinds Ludwig Spohr. Bevorzugter Leiter der herzoglichen Musikkapelle wurde der 1760 in Braunschweig geborene und 1828 gestorbene Charles Louis Maucourt, ein seinerzeit angesehener Komponist für Geige und Virtuose auf diesem Instrument, als solcher auch Lehrer Spohrs, der von 1799 bis 1803 selbst Mitglied dieser Kapelle war. 1807 ging er an das Kasseler Hoftheater<sup>164</sup>).



Unschwer ist da ein Zurückweichen des alternden Herzogs aus den so entzündlichen literarischen Beziehungen Braunschweigs in die Welt der Töne zu erkennen, auch wohl infolge zunehmender Neigung zum Zaudern, zum Hinausschieben des Entschlusses. Sie war die Kehrseite seines Bestrebens einer möglichst parteilosen Haltung, wie vor den politischen so auch vor den kulturellen Erscheinungen seiner Zeit. Dieses Zaudern wurde insbesondere den durch das Karolinum gegebenen Aussichten abträglich, an diesem für die Stadt Braunschweig einen vielseitigen und dauernden Bildungsmittelpunkt geistigen Lebens zu besitzen. Denn die Anstalt, nur auf sich selbst gestellt, erwies sich als zu schwach dazu. Es ergab sich nach wenigen Jahrzehnten, daß ihre Aufgabe als ergänzende Hochschule zwischen Gymnasium und Universität zur Ausbildung geistig regsamere und wirtschaftlich selbständiger Jünglinge, ohne von vornherein geplante wissenschaftliche Berufsabsicht, mit ihrem Ziel zu abhängig war von vorübergehenden gesellschaftlichen Gewohnheiten und kulturellen Geschmacksströmungen. Die Studenten blieben aus, die Professoren wurden ihrer immer problematischer werdenden Lehraufgabe müde, ein angemessener Nachwuchs der Lehrkräfte fand keinen hinreichenden Anreiz sich anzubieten, und schließlich blieben auch die angewiesenen Gelder zu dürftig. Freilich, auch die Landesuniversität in Helmstedt lag schwer darnieder infolge des vor einem halben Jahrhundert geschehenen Ausscheidens von Kurbraunschweig aus der Unterhaltspflicht und des dadurch bedingten Geldmangels. Eine Gesundung schien nur eintreten zu können durch Vereinigung beider Anstalten in Braunschweig oder in Wolfenbüttel anschließend an dessen Bibliothek. Das hätte eine Hochschule von neuartigem Charakter und günstigen Zukunftsaussichten geben können. In etwas einseitigerer Form ist das die heutige Technische Hochschule Braunschweigs als älteste ihrer Art in der Tat später geworden, umgebildet aus dem inzwischen fast ganz versandeten Karolinum.

Über Planen und Erwägen aber kam der Herzog mit seinen Ministern daher nicht hinaus, als gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Lage beider Anstalten immer kritischer wurde, Zeichen jener Schwäche, die sich nun auch in des Fürsten Unternehmungen als preußischer Oberbefehlshaber bedenklich äußerte. Sie kostete ihm im Jahre 1806 Schlacht und Leben. Die darauf folgende siebenjährige französische Fremdherrschaft zerstörte seinem Lande zunächst beide Hochschulen und nahm Braunschweig damit vollends die ergiebigsten Quellen seiner bisherigen, hochgetriebenen Kulturblüte. Die napoleonische, in Kassel sitzende Regierung hatte keinerlei Mittel übrig zur Zusammenfassung und Pflege der mannigfaltigen Bildungschöflinge, die der Bedäckerung des herben heimischen Bodens durch die bisherige, zwar materiell dürftige, aber verständnisvolle staatliche und persönliche Fürsorge entkeimten.

Was wir bisher überblickt haben, war das lebhafteste geistige Ringen um Erkenntnis und Gestaltung der Nachfolger und des nächsten Nachwuchses der durch Jerusalem herbeigezogenen Bremer Beiträger und Lessings. Es hing noch eng mit



dem wellenden Karolinum zusammen und hielt dessen Ansehen hoch, ohne ihm doch von sich aus Dauer verbürgende Lebenskraft zuführen zu können. Zum Teil mag das daran gelegen haben, daß dieser Nachwuchs noch wesentlich in der versteiften und bereits in einer Krise stehenden Aufklärungsbewegung verwurzelt war. Denn die nun zum Bewußtsein ihrer Geltungsansprüche kommende, die überlieferte Verstandesvorherrschaft immerhin erschütternde, wenn auch nicht brechende romantische Bewegung hatte in Braunschweig nur wenig Aussicht, die Geister lebhaft zu beschäftigen. Soweit sie dennoch, aus eigener Kraft ihrer Anhänger, auch hier zur Geltung gekommen ist neben dem Erbgut und den Erben der Aufklärung, werden wir in den folgenden Betrachtungen zu erfahren suchen.



## II.

# Widerhall der Romantik



Immer entschlossener hatte die Aufklärung das Abendland erobert. Erst bedachtsam mit Vernunft das Dasein deutend, war sie schließlich abhängig geworden vom kurzfristigen Verstande und versuchte, die menschlichen Zustände von Grund aus umzubilden. Der unbegreifliche Dämon allen Lebens, die Gottheit hinter allem Sein ließ sich diese Übersteigerung menschlicher Gottähnlichkeit nicht länger gefallen. In Deutschland empörte sich der Sturm und Drang der literarischen Jugend des ausgehenden 18. Jahrhunderts gleich sehr gegen überlebte Formen wie gegen superkluge Neuerungsucht und Schulmeisterei. Aber dieses Himmelsstürmen grenzenloser Gefühle verlor den Boden der Wirklichkeit in ähnlichem Maße unter den Füßen, wie die Aufklärung in ihrem Bildungswahn zuletzt unfrei an ihn gefesselt blieb. So rieben und zerrieben sie sich beide aneinander, in der Dichtung und auf den Gipfeln deutscher Geistiger Kultur bis zur Verschmelzung in einer derzeit einzigen, ganz neuen Ausdrucksweise, der Klassik. Aber diese Erscheinung konnte nicht dauern. Ihre Komponenten trennen sich wieder und leben, allerdings verändert, nebeneinander weiter als nunmehr liberal zu benennende Freiheitsidee und als Romantik.

Die Romantik ist verwandelter Sturm und Drang, aber ohne dessen Glauben an seine welterfüllende Unwiderstehlichkeit. Die Romantik ist sich der Unzulänglichkeit des Fortschrittsdünkels nicht nur in seiner formgebundenen Verstandeslogik bewußt, sondern auch in der gefühlsüberschwänglichen Verhüllung formenfeindlicher Jugend. Sie ist besinnlich und beschaulich, ist passiv, wo die liberale Aufklärung weiterhin aktiv ist, und umgekehrt. Sie bildet nicht mehr, um die Welt zu bessern, sondern um sie von sich zu erlösen, ruft ihr zu: vergiß in deinem rastlosen Bildungseifer das Beste nicht, das nur im Verborgenen gedeiht. Die blaue Blume der Romantik ist eine scheue Pflanze, himmelfarben am einsamsten Orte. Wer ist besinnlich genug, ihrer daseinbeglückenden Schau gewürdigt zu werden? Kein Mensch, gesteht die Romantik sich selbst und ironisiert damit ihr eigenes Verlangen. So ist diese denn im Grunde auch weltabgewandt, illiberal, antipolitisch und damit in letzter, freilich der Verwirklichung sich entziehender Folgerung Stammutter anarchischer Zustände, deren widerwilliger Stammvater der Rationalismus der Aufklärung wäre. Diese wähnt das Paradies letzten Endes auf Erden erfüllbar, wo man die Gesetze allein brauche, damit schließlich alles freiwillig getan werde, die Romantik sieht es nur am Himmel, als verklärte Spiegelung auf Erden unerfüllbarer Sehnsuchtsbilder. Da wiederholen sich in scheinbar komplizierten ideellen Gegensätzen denn doch nur die alten, einfachen Vorstellungen des tätigen und beschaulichen Lebens, die Pole des in Wirklichkeit unteilbaren menschlichen, immer strebenden, nie zum Ziele kommenden Aufgabenbereiches. Alles eint sich in ihm schlechthin zur Vergegenwärtigung des Ewigen.

Groß geworden war die Romantik, eine zunächst durchaus deutsche Geistesäußerung, um das Jahr 1800. In Braunschweig spürte man derzeit noch recht wenig von ihr, und doch hatte sie auch hier einige frühe Nahrung gezogen und Lebensschößlinge getrieben. Sie werden uns beschäftigen, ohne vergessen zu lassen, daß sie eingesenkt bleiben in die nun auch im 19. Jahrhundert überall fortdauernden, in Braunschweig besonders beharrlichen liberalen Abwandlungen verflissener, unbekümmerter Glanzzeit der Aufklärung.

Vier Männer sehr verschiedenartiger Prägung, einen von weltgeschichtlichem Wert, bemerken wir vorweg auf und neben dem Wege zur Romantik des 19. Jahrhunderts, denn alle vier sind geboren und erwachsen in Braunschweig. Nur der resolute, aber auch erdgebundenste blieb dauernd seiner Vaterstadt erhalten, der Theaterdichter August Klingemann. Gauß, der ganz überragende Mathematiker und reine Wissenschaftler, fand leicht und sicher in Göttingen seine zweite Heimat, der romantische Komponist Ludwig Spohr in Kassel. Franz Horn wurde in Berlin sesshaft als geachteter Romanschriftsteller und Literaturhistoriker der späteren Romantik.

So möchte man glauben, daß die planmäßige Verpflanzung auswärtiger geistiger Führer nach Braunschweig aufnahmefähigen Boden gefunden hatte. Stadt und Land selbst sind in der Lage, aus eigenem Blut mannigfaltig mitzuwirken am geistigen Weiterbau Deutschlands. Ihr Temperament war in der Regel zwar schwer in Bewegung zu setzen, erst einmal bewegt, jedoch von bedachtsamer Entschlossenheit. Das sind nicht so sehr Voraussetzungen, geistiges Leben zu entzünden, wohl aber es beharrlich zu fördern. Warum diese Ausichten sich nicht wünschenswert erfüllten, haben wir bereits bemerkt. Was dennoch sich durchsetzte, wollen wir nun sehen.

Karl Friedrich Gauß, 1777 geboren, Spohr 1784, beide der Unterstützung bedürftig, Gauß gar völlig mittellos, wurden frühzeitig von sachverständigen Gönnern gefördert und mit Erfolg dem Schutze des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand empfohlen. Gauß, obschon im strengsten Sinne reiner Wissenschaftler und von schlichtestem Sich-Geben, haben wir dennoch einige Aufmerksamkeit zu widmen, denn gerade als unerreichter Sachmann wirkte er universal, über die Naturwissenschaft hinaus belebend auf das allgemeine geistige Leben, rückwirkend auch auf Braunschweig selbst, das seiner nicht vergaß. Sein wichtigster Vermittler zum Herzoge war Eberhard von Zimmermann, der uns schon bekannt ist, und der Helmstedter Professor Joh. Friedrich Pfaff, für Spohr sorgte der musikalisch begabte Herzog schon von sich aus gern. Früh zur Meisterschaft gelangt, früh auch schon zur Anerkennung außerhalb Braunschweigs, fand Spohr 1805 eine zunächst auskömmliche Berufstellung als Konzertmeister in Gotha, wurde dann über Wien und Frankfurt am Main in Kassel, zuletzt als Generalmusikdirektor, heimisch und starb hier 1859. Gauß konnte vom Herzoge bis zum politischen Zusammenbruch 1806 gehalten werden. Im Jahre 1807 ging er nach Göttingen, wo er als Universitätsprofessor bis zu seinem Tode 1855 gewirkt hat. Er wie Spohr blieben im übrigen mit Braunschweig durch verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen eng verbunden. Entwickelte Spohr seine ruhmreiche Tätigkeit als Komponist erst nach seiner Trennung von Braunschweig, so ist Gauß auch im eigentlichen Sinne ein Mitspender der produktiven Kräfte noch in Braunschweig selbst gewesen, denn sein schon Epoche machendes mathematisches Werk, die *Disquisitiones arithmeticae*, erschien 1801 in Braunschweig mit einer dankbaren Zueignung an den Herzog. Persönliche Beziehungen zwischen ihm und Spohr scheinen sich nicht nachweisen zu lassen, wohl aber zwischen Klingemann und Horn, denn die Wege dieser beiden als Schriftsteller überschnitten sich.

Wie Gauß, wurde auch August Klingemann<sup>165)</sup> im Jahre 1777 geboren, und wuchs als Sohn eines herzoglichen Registrators in kleinbürgerlichen Verhältnissen auf, genoss aber in seiner Vaterstadt die volle humanistische Vorbildung seiner Zeit, zuletzt am Karolinum unter Eschenburgs wie so oft persönlichem Wohlwollen. Schon 1795 veröffentlichte er sein erstes Theaterstück, dem in den drei folgenden Jahren je ein weiteres folgte. Auf fünfunddreißig im Druck erschienene brachte er es im Laufe seines Lebens. Inzwischen, 1798, ging er nach Jena, um die Rechte zu studieren, mehr aber, um sich dem gerade im Zenith stehenden schönggeistigen Leben Jenas hin-

zugeben. Er machte dort die Bekanntschaft von Schiller, dem Klassiker, aber auch von dessen Gegner, dem Hannoveraner August Wilhelm Schlegel und dem um diesen und seine Frau Karoline, die Tochter des Göttinger Professors Joh. David Michaelis gescharten bahnbrechenden Kreise der Frühromantiker. Auch Weimar und sein Theater besuchte er oft, in Wielands Haus wurde er eingeführt. Ende des Jahres 1800 kehrte er, zum Dr. jur. promoviert, indessen nach Braunschweig zurück, und wagte, vielleicht noch von Jena aus, in einer Art von Wettstreit mit Tiecks „Poetischem Juornal“, mit einer ganz kurzlebigen Zeitschrift „Memnon“ den Faden der eingehenden Jenaer Pionierzeitschrift der Romantik, des Athenäums, auf seine Weise fortzuspinnen. Sein junglingshafter, der Selbstkritik weit mehr als des Selbstgefühls entbehrender Versuch scheiterte sozusagen schon im Entstehen. Es hatte sich auch im übrigen ergeben, daß er zur literarischen Führerschaft trotz einigen günstigen Voraussetzungen nicht berufen war. Er hatte in Jena weder zu Schiller, noch zu den maßgebenden Romantikern ein engeres Verhältnis gewonnen. Es scheint sogar, als sei ihm von Seiten der gegen Schiller ablehnend eingestellten Jenaer literarischen Bahnbrecher um die Schlegel — auch August Wilhelm Schlegels Bruder Friedrich gehörte bekanntlich noch dazu — wegen seines Festhaltens an Schiller alsbald die kalte Schulter gezeigt worden. So ist es kaum auffallend, daß auch die bemerkenswerten Beziehungen August Wilhelm und Karoline Schlegels zu Braunschweig, worauf wir zurückkommen werden, über Klingemann gänzlich schweigen<sup>166</sup>), und ebenso, daß über die Jenaer Eindrücke von und auf Klingemann so wenig Bestimmtes bekannt geworden ist.

Ein Teil dieser Ablehnung Klingemanns durch die Jenaer Frühromantiker beruht vielleicht in dem instinktiven Mißtrauen, das Friedrich Schlegel und seine Gattin Dorothee gegen Clemens Brentanos unzuverlässig spielerisches Wesen als den „bösen Feind der Romantik in Person“<sup>167</sup>) hegten. Denn in Jena trat Klingemann gerade der nur ein Jahr jüngere Brentano in einem vorübergehenden Gefühlüberschwange nahe<sup>168</sup>). Der gleich seiner Schwester Bettina kokaldhaft phantastische Clemens Brentano und Klingemanns praktischer Sinn paßten allerdings zusammen wie Feuer und Wasser. Es scheint deshalb kein dauerndes Verhältnis zwischen beiden zustande gekommen zu sein, ob schon Klingemann später noch, wohl 1817, in Berlin „das unruhige Genie Clemens Brentanos“, allerdings vergeblich, aufgesucht hat<sup>169</sup>). Jedenfalls ist eine erhebliche Mitarbeit Brentanos an Klingemanns Zeitschriftversuch Memnon nicht zu verkennen. Als Maria (der gesuchte Schriftstellernamen des jungen Brentano) steuert dieser außer zwei selbständigen Liedern das üppig von Gedichten durchsetzte Märchen „Die Rose“ bei. Möglicherweise sind dazu der programmatische Eingangsartikel „An Julius“ sowie die Aufsätze „Religion“, „Poesie“, „Gespräche über die Kunst“, Seite 15–122 des 175 Seiten großen ersten und einzigen Heftes Gemeinschaftsarbeit mit Klingemann. Sie zeigen ein so völliges Aufgehen in romantischer Ästhetik nach Art des Athenäums, — Seite 16: „Die Religion . . . ist der Schlüssel für die Geschichte und für die Kunst, die beide erst durch sie verständlich sind,“ — daß die Mithilfe Brentanos wenigstens nahe liegt, während der größte Teil der „Briefe über Schillers Wallenstein“ allein Klingemanns, des Theaterspezialisten Arbeit gewesen sein wird. Einen gewissen Hinweis auf die Verbundenheit beider gibt insofern auch der Leipziger Verleger des Memnon, Wilh. Rein, als bei ihm im Jahre 1800 Brentanos Parodie Gustav Wasa erschienen ist.



Als Mitarbeiter des Memnon wird aber noch ein anderer Freund sowohl Klingemanns wie Brentanos erwähnt<sup>170</sup>), der nur mit A. bezeichnete Verfasser dreier Sonette, deren eines an Tieck gerichtet ist. Auch dieser Mitarbeiter, August Windel-

mann, ist ein Braunschweiger und hat namentlich als Herzensfreund des Jünglings Brentano dessen Fühlen und Schaffen erheblich stärker berührt, als Klingemann. Windelmann<sup>171)</sup>, in Braunschweig im Jahre 1780 geboren, Nefte von Leisewitz, studierte seit Mai 1799 zwei Jahre in Jena. Hier schloß er, vermutlich durch Vermittelung seines dort schon weilenden Landsmanns Klingemann, die enge, bis an seinen schon 1806 eintretenden Tod dauernde Freundschaft mit Brentano und später durch diesen die wohl noch engere mit Arnim von Arnim und die auch nicht oberflächliche mit Friedrich Karl von Savigny. Brentano ließ ihn rückhaltlos auch an seinen Herzenserlebnissen teilnehmen. Dadurch wurde August Windelmann zum Helfer von Brentanos erster Ehe, und dessen erstem Roman, *Godwi*, hat er den Schluß, eine Charakteristik Brentanos und des Jenaer Kreises, sogar selbst hinzugefügt<sup>172)</sup>. Später war er mehrfach auch Arnim bei dichterischen Arbeiten behilflich. Eigenes Gestaltungsgeschick scheint er nicht erheblich besessen zu haben. Denn außer mit Gedichten, von denen Brentano im Jahre 1802 gegen Arnim meint, sie hätten „zu viel Inhalt“, hat er sich schriftstellerisch fast nur und nicht unbeachtet in seiner medizinischen Berufswissenschaft betätigt<sup>173)</sup>. Seit 1803 lebte er, nach kurzer Privatdozententätigkeit zu Göttingen, von der Brentano behauptet, sie hätte „ein sehr schlechtes Ende genommen“, als Arzt und Professor am anatomisch-chirurgischen Institut und als Dozent für Anthropologie am Karolinum in Braunschweig. Im Romantikerkreise stellte er sich dar als ein jugendlich unruhiger, noch nicht ausgegorener Charakter. Dem Ehepaar Schlegel war er ebenso vertraut wie unsympathisch. Die medisante Karoline wirft ihm im Jahre 1801 „Unternehmungslust“ vor, ja nennt ihn einen „schlechten und lächerlichen Gefellen“. Brentano, der ihn im Jahre 1800 mit dem ersten seiner Sonette als Freund gefeiert hatte, hält ihn zwei Jahre später zwar auch für einen „Windbeutel, selbst Friedrich Schlegel“ tue das, will ihn aber nicht aufgeben. Da Brentano ähnlich gescholten werden könnte und Karolinsens verführerische Urteile mit ihrer scheinbaren Selbstverständlichkeit nur gar zu leicht blenden, so dürfte bereits übrig bleiben, daß Windelmans widerspruchsvolles, unausgeglichenes und zufahrendes Wesen sich vielleicht dem Grade, nicht aber der Art nach unterschieden hat von der seelischen Grundhaltung, welche manchem seiner romantischen Altersgenossen gemäß ihren Anlagen und deren Entwicklungsumständen eigentümlich war, auch ihre dichterische Äußerungsweise wesentlich bestimmte. Da Windelmans fast allseitiges, bevorzugt doch aber naturwissenschaftliches, auch von Fr. Wilh. Schellings Philosophie in Jena beeinflusstes Betätigungsbedürfnis auf dichterischem Gebiete allem Anschein nach nicht gerade zwingend war, so wird man nicht sagen können, daß er etwa an falscher Berufswahl seelisch und so auch physisch zugrunde gegangen wäre, wohl aber darf behauptet werden, daß er nach Temperament und Begabung der einzige ganz typische, freilich auch übersteigerte Romantiker Braunschweigs gewesen ist.

Zu dieser Wertung Windelmans bietet uns sein Verhältnis zu den Freunden Brentano und namentlich dem zuverlässigeren Arnim aus deren Briefen noch einige Aufschlüsse, die um so mehr hierher gehören, als es eine in unserem Zusammenhange nicht lösbare Aufgabe wäre, das bisher verschwommen gebliebene Bild einer dennoch im geistigen Leben Braunschweigs so scharf markierten Persönlichkeit herzhast auszugestalten. Jenes Freundschaftsverhältnis scheint in einem beständigen Sich-Anziehen und -Abstoßen bestanden zu haben. Brentano klagt im Januar 1802 über Windelmans „lügenhaftes Temperament“, entzweite sich deshalb mit ihm, aber Windelmann ist ihm „nachgelaufen bis Frankfurt. Alles, was ich prophezeite, traf ein, er hat keinen Freund als mich und Dich“, äußerte er gegen Arnim. Bald darauf aber beschwichtigt er: Windelmann „will immer lieben und erziehen zugleich, und aufrichtig sein und geheime Zwecke haben, und die Wahrheit



sagen, indem er sagt, daß er meistens lüge.“ Im Herbst 1802 fügte er hinzu: „Sonst entwickelt sich in Windelmann eine große Polyhistorie, ein unendliches Exerzieren, ein schönes Interesse an allem, und doch wird sein allgemeines Talent zum Disputieren und Sprechen“. Damit zu vergleichen ist Arnims Seite 82 angeführte Bemerkung. Brentano berichtet ferner: „Er und Savigny haben Dieterich“ — den Göttinger Verleger, doch ohne Enderfolg — „bewogen, die . . . Herausgabe von Guttens Schriften durch Wagenseil fortzusetzen.“ Nach Windelmanns Tode schlägt der positive Inhalt seiner Beziehungen zu den Freunden noch bestimmter durch. Brentano sagt dazu: „Etwas Satales liegt nur darin, daß ich es so spät erfuhr; es macht mir den Eindruck, als sei er bis jetzt unbestattet gelegen. Mich dauert der ganze gute Kerl, der vor Klassiker=Studenten=Dozenten=Leben gar nie zum rechten Menschenleben gekommen ist.“ Das sieht ein wenig aus wie eine Spiegelung Brentanos in Windelmann und deutet auf ihre Gemeinsamkeiten. Arnim erklärt ihm wärmer noch und dankbarer gelegentlich der Todesnachricht in bezug auf Windelmanns bizarres Wesen: „Mir that zwar manches spottende Wort leid, aber wir haben doch sehr schöne Zeit mit einander gelebt . . ., ich sah ihn, wie er sich so ernsthaft die Haare aufstrich. Und wenn sie weggestrichen, — diese eitle Thorheit! — es lag doch eine Stirn voll schöner Hoffnungen darunter. Er hat nie die Zeit getödtet, die Zeit tödtete ihn. Ich möchte ihn ehren wodurch, ich weiß nicht wie. . . . Er soll in der letzten Zeit Gedichte unter dem Titel Vergißmichnicht herausgegeben haben. . . . Manches in seinen Gedichten hat mich gereizt, die Poesie trat mir in ihm zuerst menschlich auf, keiner meiner früheren Bekannten hatte den Muth dazu. Dabei lernte ich an ihm das Fertigwerden im Schreiben kennen, die nachfertigenden Drucker und Lichtpunkte um das Auge zu malen, das alle ansieht nach allen Seiten. . . . Unser eigenes Verhältniß zu ihm muß da fast ganz aufgegeben werden: es war zum Theil nicht schön, wenigstens unentwickelt, wenigstens nicht schön genug, um es öffentlich zu machen . . . denn seine Heldenstiefeln drückten ihn mehr, als er andere damit niedergetreten. Viele sollen gegen ihn in Braunschweig sehr hart verfahren sein, freilich wohl nicht ohne Veranlassung. Aber wer kennt nicht die Philister!“

Schon bald darauf, am 30. Juli 1806, schreibt Arnim wieder an Brentano, und nun aus Braunschweig selbst: Windelmann „ist an einem Typhus gestorben, den seine Art von wilder Praxis gefährlicher gemacht hatte. Er hat sich auch eigentlich nicht durch Liederlichkeit geschwächt — denn das soll mehr Lebensart gewesen sein, sondern durch sein altes, Ritter nachgebildetes, ungewöhnliches Leben.“ Johann Wilhelm Ritter war der gleichermaßen scharfsinnige wie verworrene Naturforscher des Jenaer Romantikerkreises. Arnim fährt dieses Leben erläuternd fort: „Langes Arbeiten für einige Tage, Hungern, dann Schlafen, Trinken, Gessen für den folgenden, Verliebthun, Verzweifeln, eine künstliche Empfindungsmanege; dazwischen Kränkung in Wahrheit, verkehrte und verkehrte literarische Bemühungen, Collegia zu lesen, von denen er fast nichts verstand, wie Botanik. . . . Windelmann ist immer damit umgegangen, alle alte Medicin umzustößen, die neue hat ihn umgestoßen. Schade, recht schade, das verfluchte Lesen hat ihn doch auch vernichtet; Tollheit über Tollheit, wenn Jugend lehren will! Hättest Du ihn nur öfter über seine Collegia aufgezo-gen, über sein Großthun! er hat es wohl gefühlt, wie nothwendig Du ihm warst.“ Inzwischen hatte sich Arnim gegen Brentanos Schwester Bettina zum Theil mit ähnlichen Worten am reinsten ausgesprochen: „In ihm ist mir Poesie zuerst menschlich erschienen, ich erkannte dieselbe Kraft in ihr wie in allem und dieselbe Mühe, so wagte ich es auch mit meiner Kraft in meiner Mühe; in ihm wurde mir klar, daß die Verkehrtheit allein das Wunderbare des Natürlichen aufhebt. Er soll sich durch entsetzliche Wunderkuren zerstört haben, durch ewige Sehnsucht nach wunderbarer Empfängniß zerstört er schon früher alle seine natürlich herrliche Bil-

ding, doch das alles war nicht sein Fehler, das war der Fehler seiner Schule, die Todten aber müssen erkannt werden, so gehören sie noch zu den Lebendigen. . . . Noch während Galls Vorlesungen in Braunschweig, so erzählt mir sein Todesbote, soll er auf wunderbarlich überhebende Art nichts angesehen und wie eine Pagode mit dem Kopf geschüttelt haben.“ Franz Joseph Gall war Begründer der Lehre, Gehirnfunktionen und Schädelbau in bestimmte Beziehungen zueinander zu setzen. — Man sieht, es waren noch durchaus jünglingshafte Gefühle und Neigungen, welche diese Freunde miteinander verbanden.

An August Windkelmanns linker Seite, der am 21. Februar gestorben war, wurde noch in demselben Jahre, 1806, sein Oheim Leisewitz, der ihn geschätzt<sup>174)</sup> hatte, auf dem Martinifriedhofe zur letzten Ruhe gebettet. Beide erhielten gleiche, ganz schlichte Grabsteine. Dem von Leisewitz wurde im Jahre 1877 durch die Stadt Braunschweig ein auch diese ehrendes Denkmal beigeßellt, Windkelmanns Grabstein wurde im Jahre 1938 entfernt.



Windkelmanns hemmungsloses, grenzenloses und geräuschvolles Streben gab seinen Braunschweiger Landsleuten unmittelbarsten Einblick in die seelische Aufgeregtheit himmelftürmender Jugend um die Jahrhundertwende. So gut wie unbemerkt aber ging an ihnen ein entscheidender Abschnitt aus dem Leben eines Überragenden der ersten Romantikergeneration, August Wilhelm Schlegels und zumal seiner Gattin Karoline<sup>175)</sup> vorüber, der sich just in Braunschweig abgespielt hat. Auch Windkelmann nahm von beiden nicht sonderlich Notiz, wie sie nicht von ihm. Von Karolinens Urteil über Windkelmann hörten wir schon vorhin. Es wird nicht dadurch gemildert, daß sie gelegentlich irrtümlich gemeint hat, Windkelmann, statt Achim von Arnim, habe Goethe im Jahre 1801 das bekannte Göttinger Nachtständchen inszeniert.

Karoline Schlegel, deren Bedeutung für das Geistesleben der Jahrzehnte um 1800 hier als bekannt vorausgesetzt werden muß, hielt sich nach ihrer Mainzer Katastrophe und deren glücklich verschwiegene Folgen vom April 1795 bis zu ihrer Heirat mit Schlegel, Trauung am 1. Juli 1796 in der Katharinenkirche, in Braunschweig auf als Witwe des Klauenthaler Bergphysikus Joh. Franz Wilhelm Böhmer. Gebot ihre noch nicht geregelte Lebenslage auch eine gewisse Zurückhaltung, und dies um so mehr, als sie in ihrer Vaterstadt Göttingen Ausweisung zu gewärtigen gehabt hatte, so fehlte es ihr doch nicht an bemerkenswertem Verkehr, namentlich mit den Töchtern des Abtes Jerusalem, mit der Familie Campe, mit Trapps in Wolfenbüttel und auch mit Eschenburgs, zum Teil also Aufklärerkreise radikalster Art. Man hört nicht, daß Karolinen, der unermüdlichen Helferin der Frühromantik, der innere Gegensatz zu jenen beschwerlich gewesen wäre. Das mag außer einer von ihrem Mainzer Aufenthalt noch nachwirkenden Neigung für die „Neufranken“ an ihrer genial frauenhaften Schmiegsamkeit gelegen haben, die sich doch nichts vergab, ist aber auch ein Zeichen der gemeinsamen Herkunft beider weltanschaulichen Gegensätze aus völliger, von aller Überlieferung und Konvention zunächst losgelöster Bestimmungsfreiheit des Individuums. Im übrigen war Karoline von ihrer Mutter Luise, Witwe des Göttinger Professors Michaelis, begleitet, und ihre jüngere Schwester Luise heiratete im Herbst 1798 in Braunschweig den 1770 in Braunschweig geborenen Arzt und seit 1802 Professor an der Entbindungsanstalt Christian Rudolf Wilhelm Wiedemann, später Professor in Kiel. August Wilhelm Schlegel hatte sich gleichfalls seit dem Spätsommer 1795 in Braunschweig niedergelassen, auch seinerseits Verbindung mit dem stets literarisch hilfsbereiten Eschenburg angeknüpft und suchte sie zu einer Anstellung in Braunschweig als Eberts Nachfolger auszuwerten. Er war derzeit überdies noch dabei, die ersten Bände von seines Uni-

versitätsfreundes Fiorillo „Geschichte der zeichnenden Künste“ auf ihren, dem Halbitaliener noch nicht ganz geläufigen sprachlichen Ausdruck hin durchzusehen und begann mit Romeo und Julia seine Übersetzung Shakespeares. Karoline erwähnt daher Fiorillo mehrfach, ohne freilich irgendeinen Zuwachs zu den von uns schon S. 55 f. berücksichtigten Beziehungen dieses Göttinger Professors zu Braunschweig.

Zu Beginn der zweiten großen Krise ihres Lebens suchte Karoline Schlegel abermals Zuflucht in Braunschweig, und zwar vom Anfang Oktober 1800 bis Ende März 1801, denn auch jetzt noch war ihr längerer Aufenthalt in dem ihr noch vertrauten Göttingen amtlich verwehrt. Die Krise, dieses Mal ein ehelicher Gewissenskonflikt und ohne neue Gefährdung ihrer durch August Wilhelm Schlegel wieder gesicherten bürgerlichen Stellung, führte erst 1803 zur völligen Scheidung von diesem und zu ihrer dritten Ehe mit dem romantischen Naturphilosophen Friedrich Wilhelm Schelling. In diesen Monaten konnte sich Karoline unbefangener auch in Braunschweig bewegen. Trotzdem war ihr Verkehrskreis kein erheblich ausgedehnter als vier Jahre früher. Hinzu kamen die gastlichen Häuser des Freiherrn von Sierstorpff und des wohlhabenden Kaufmanns Dietrich Wilhelm Krause, des Bauherrn der von P. J. Krahe entworfenen Villa Salve Hospes, wohl derselbe Wilhelm Krause, der 1804 ein „romantisches Drama“ *Evelina* oder *das Burggespenst* nach einer englischen Vorlage veröffentlicht hat. Beide Männer waren eifrige Kunstfreunde, beider Gemäldebefitz hatte Ruf, wie wir von Sierstorpff schon Seite 53 vernommen haben.

Während dieses zweiten langen Verweilens von Karoline Schlegel in Braunschweig war auch Klingemann wieder dorthin zurückgekehrt, um sich nun ausschließlich literarisch zu betätigen. Was hätte näher gelegen, als durch Vermittlung Karolinsens seine Jenaer Beziehungen zu den Romantikern weiter zu pflegen? Nichts dergleichen läßt sich nachweisen, vermutlich infolge Ablehnens von Schlegelscher Seite. Vielleicht noch früher als ihre männlichen Gesinnungsgenossen mochte Karoline Klingemanns Mangel an gestaltender Tiefe und Gründlichkeit erkannt haben. Er selbst fühlte sich indessen augenscheinlich nach wie vor als Mitstreiter für romantische Ästhetik gegen die nüchterne Aufklärung des späten 18. Jahrhunderts, ohne an Schiller — und das spricht denn doch für selbständige Haltung, — sich irren zu lassen. Noch im Jahre 1802 veröffentlichte er, nach Erscheinen von Schillers *Jungfrau von Orleans* Oktober 1801 als einer „romantischen Tragödie“ und nach ihrer Aufführung im Februar 1802 zu Braunschweig, eine lesenswerte Broschüre über dieses Werk<sup>176</sup>). Er verteidigt gegenüber der schal verstandesmäßigen Auffassung des Nicolaischülers Merkel eben das romantische Element in Schillers Trauerspiel, das Einfangen und Darstellen des schlechthin Unbegreiflichen. Klingemann macht sich dafür Goethes Bemerkung zu eigen, ein Kunstwerk solle nicht wahr scheinen, sondern den Schein des Wahren haben. Kurz, das ganze Heft spiegelt in der Hauptsache Ideen der noch jungen Romantik wieder. Das ist um so bemerkenswerter, als Klingemann sich rückschauend im Jahre 1825 sehr abfällig über das oppositionelle ästhetische Treiben der Romantiker 1799 in Jena „als ich selbst dort anwesend war“, äußert<sup>177</sup>). Vermutlich hat er sich derzeit in Jena doch schon nicht so ganz in seinem Elemente gefühlt, zumal seiner Natur der Trieb zu produktiver Opposition nicht gelegen hat.

Allerdings, viel weniger als solche und andere ästhetische Urteile Klingemanns waren seine eigenen dichterischen Versuche, fast durchweg Theaterstücke, geeignet, das Vertrauen zu seinen literarisch schöpferischen Fähigkeiten zu erhalten, wenn sie auch oft Erwartungen erweckten. Unsere Aufmerksamkeit hat hauptsächlich diesen Arbeiten sich zuzuwenden, zumal die meisten bis zum Jahre 1815 entstanden sind und alle in halb klassischer halb romantischer Luft gelebt haben. Dauerndere Bedeutung hat

sich Klingemann dagegen seit dem Jahre 1812 als Dramaturg, Organisator und schließlich Leiter des braunschweigischen Theaterwesens erworben. Es gelang ihm, eine durchaus vorbildliche Bühne zu schaffen, wie denn auch seine dreibändigen, 1823 und 1827 erschienenen Reiseerinnerungen „Kunst und Natur“ Aufgaben und Probleme des Theaters behandeln, und daher theatergeschichtlichen Wert behalten. Aber diese praktische Theatertätigkeit Klingemanns, auf die wir mit einigen Worten noch kommen werden, liegt in der Hauptsache außerhalb der Grenze unseres Themas, trägt ihrer Voraussetzung und Tendenz nach bereits markante Züge der bürgerlich liberalen Kulturphysiognomie. Immerhin, schon in jener Schrift über Schillers Jungfrau von Orleans macht sich Klingemanns Drang nach praktischer Theatertätigkeit bemerkbar, aber einstweilen noch ohne konkretes Ziel. Er lebte die nächsten Jahre zurückgezogen in Braunschweig und ließ in immer kürzeren Zwischenräumen Theaterstücke erscheinen. Im Jahre 1806 übernahm er dazu, gewiß nur des Einkommens wegen, die amtliche Registratorstelle seines Vaters. Ein Jahr vorher hatte er sich, vielleicht in einer Zwangslage<sup>178)</sup>, mit der Tochter eines Perückenmachers verheiratet, ein zweites Mal, 1810, mit der in der Folge zu einer angesehenen Tragödin ausgebildeten angehenden Schauspielerin Elise Anschütz. Als Generaldirektor des durch ihn vermittelten herzoglich braunschweigischen Hoftheaters ist er 1831 gestorben.



Jenes frühzeitige Streben Klingemanns nach praktischem Einfluß auf Theaterleitung geht unzweideutig aus einem Heftchen von nur 48 Druckseiten hervor mit dem Titel „Was für Grundsätze müssen eine Theaterdirektion bei der Auswahl der aufzuführenden Stücke leiten?“ Es erschien, wohl anschließend an die Schrift über Schillers Jungfrau von Orleans, gleichfalls 1802 bei Wilhelm Rein in Leipzig. Der Titel ist für einen jungen Mann von 25 Jahren anspruchsvoll genug, der Inhalt entwickelt aber schon mit theoretischer Klarheit und überraschender Einsicht in praktische Gegebenheiten die Grundsätze, denen Klingemanns Theaterlaufbahn später treu, von denen seine Dramenproduktion stets abhängig geblieben ist. Er führt darin aus, daß ein Schauspiel keinerlei Tendenz, insbesondere keinerlei moralische, haben, auch nicht durch Rührung wirken dürfe, weil durch Absichten, die außerhalb des Werkes lägen, nur zweckgebundene und damit künstlerisch unreine Stücke entstünden. Das Theater als ideale Bildungsanstalt sei allein dem schönen, uninteressierten Wohlgefallen geweiht. Es sind das die Grundsätze der kantischen Ästhetik vom ausgehenden 18. Jahrhundert. Aber nun kommt die Loslösung vom uninteressierten Standpunkte des Dichters. In der Praxis nämlich lasse sich jener hohe Standpunkt leider nicht durchführen, weil sonst die Theater leer blieben. Das Publikum neige nun einmal zum Trivialen und Abgeschmackten, oder, wie er sich vorsichtiger ausdrückt, das Publikum will nichts anderes als sich vergnügen. Klingemann führt das durch an den Beispielen Ifflands und Kotzebues, Lieblingen der Theaterbesucher jener Zeit. Das Theater hat keine Wahl. Folgt es beharrlich den strengen Anforderungen der Kunstrichter, so kann es als Geschäftsunternehmen, das seine Leute ernähren muß, sich nicht halten. Macht es sich ganz vom Geschmack des Publikums abhängig, so sinkt es herab zur bloßen Unterhaltungsbühne und ist nicht mehr wert, eine Kunstanstalt zu heißen. Also soll der Dramaturg, der literarisch durchgebildete Regisseur, vermitteln zwischen den Forderungen der reinen Kunst an das Theater und denen des unterhaltungsbedürftigen Publikums. Er kann diesem immer nur gemischte Kost bieten, ohne seiner Sucht nach dem Neuen, dem Wechsel schrankenlos nachzugeben. Insbesondere kann er ihm das Sublimste nur in einer stufenweisen Vorbereitung annehmbar machen. Durch ein Beispiel wird das erläutert: „Tiecks Genosseva ist ein

Gedicht, das der Gewöhnlichkeit ganz entrückt ist, und in einem höheren Elemente seine Schönheit ausbreitet. . . . Hier ist es nothwendig, in einem Gemeinschaftlichen den Sinn zu berühren, und ihn so eine Stufenfolge hinaus bis zum Gipfel zu führen. Es gibt nun wirklich zwei Tragödien, durch die eine solche Annäherung bewirkt werden könnte; die erste ist Schillers Maria Stuart, die zweite die Jungfrau von Orleans, von demselben Dichter. Der innerste Geist aller dieser drei Stücke ist die katholische Religion, ob es gleich hier nicht der Ort ist, den erschöpfenden Beweis darüber zu führen. In der Maria Stuart ist die Berührung mit der Wirklichkeit noch nicht aufgehoben, hier wird also das Interesse sich am ersten anknüpfen lassen. Die Jungfrau bietet noch einen Gegensatz dar, obgleich der Hauptcharakter schon abgeschlossen in einem höheren Elemente schwebt. In der Genovefa endlich ist die poetische Wunderwelt vollendet, und alles lebt und webt in der Poesie. Ohne eine solche Annäherung wird dieses Stück nur für die Geweihten geschrieben seyn, und nie ein allgemeineres Interesse für sich erwecken.“ Freilich gesteht Klingemann vorher schon ein, daß die Genovefa überhaupt „nicht für die Aufführung bestimmt ist“. Wenn er trotzdem sie hier als Krönung einer dreigestuften Bühnenvorführung nennt, so mögen dem noch Gefühlsbindungen an die Romantik, vielleicht gar ein Bedürfnis des nach Theaterpraxis offensichtlich Verlangenden, sich die Gunst möglichst der Klassiker und der Romantiker zu erhalten, mitgewirkt haben. 23 Jahre später<sup>179</sup>) läßt er Tieck, ausdrücklich auch dessen Genovefa, vollends fallen. Damals auf der Höhe seiner Erfolge als Theaterleiter, fühlte sich Klingemann als Theaterdichter offenbar durch Tiecks derzeitige dramaturgische und kritische Tätigkeit in Dresden bedroht und suchte der Gefahr zuvorzukommen.

In Klingemanns, wie schon aus jener programmatischen Arbeit von 1802 hervorgeht, zweifelsohner Veranlagung zu einem tüchtigen Theaterleiter verbarg sich aber auch die Klippe, an der er als Bühnendichter literarisch gescheitert ist. Denn, um das gleich vorweg zu sagen, er besaß Fähigkeit genug, dichterisch einwandfreiere Dramen zu schreiben, als er getan hat, wenn er den Theaterpraktiker vom Schriftsteller hätte scheiden können. Dann allerdings hätte er ohne Rücksicht auf die Aufnahmefähigkeit des Publikums nur sozusagen deduktiv, von der Umgebung aus, schreiben dürfen. Die Form hätte nur soweit den Darstellungsbedingungen sich angepasst, als auch die Idee mittels ihres mimischen und sprachlichen Ausdrucks sich unmerklich ihnen anzugleichen und durch sie wirksam zu werden vermag. Ersichtlich ging wirklich Klingemann bei seinen Theaterstücken nicht selten von der Idee und nicht von den Darstellungsmitteln der Bühne aus. Aber bei ihrer Formung war er außerstande, beharrlich so zu sagen bei der Sache zu bleiben. Ganz gewiß lag ihm oft weniger daran, koste es was es wolle, bühnenwirksame Stücke zu schreiben, als seine Idee und was damit an Schönerm wie Gutem verbunden war, der spröden Aufnahmefähigkeit des Publikums möglichst nahe zu bringen. Seine geschickte, bühnengerechte Technik war ihm dazu das freilich mißbrauchte Mittel. Wir dürfen ihn seiner dichterischen Gesinnung nach nicht, wie das durchweg geschehen ist, ohne weiteres mit jenen Erfolgsdramatikern zusammenwerfen, denen es eben nur auf die geschickte Form, auf die Bühnenwirksamkeit ankommt, nicht auf den Inhalt.



Um Klingemann in diesem Sinne zu werten, ist auf einige seiner Dramen etwas einzugehen. Als Jüngling von 19 Jahren, 1796/97, veröffentlichte er in zwei Bänden „Die Affenburg, Historisch-romantisches Gemälde; Dramatisirt von August Klingemann“. Die Arbeit enthält nicht weniger als 53 wechselnde Schauplätze. Der Dialog ist in Prosa durchgeführt, gelegentlich schimmert das Vorbild der ge-

drungenen Stimmungsszenen von Goethes Götz durch, an den ja auch die Titelfassung leise anklingt. Im übrigen ist das Stück eine unreife Jugendarbeit, bedenklich erinnernd an die nun beginnende Versorgung des breitesten Lesehungers mit Ritter- und Räubergeschichten in der Art des freilich erst zwei Jahre später erscheinenden Romans Rinaldo Rinaldini von Goethes Schwager Christian August Vulpius, mit dem Klingemann in Jena befreundet war<sup>180</sup>). Die Charaktere der „Asseburg“ zerfallen in edelmütige und schurkische, zu diesen gehört auch die auf-tretende, zum Teil karikiert komische Geistlichkeit. Der Stoff behandelt die Nieder-zwingung des Asseburger Schlossherrn Bussfo durch Herzog Albrecht den Großen, beides zart besaitete Jugendfreunde, die sich aber gegenseitig durch Unüberlegtheiten schaden, der Herzog durch zu großes Vertrauen in seine ihn täuschende Umgebung, der Ritter durch zu große Hestigkeit. Dem Buche geht als Vorrede eine überschwäng-liche Huldigung der vortrefflichen Gefinnungen des braunschweigischen Fürstenhauses voraus. Sie sollte dem Verfasser beim Herzoge als Empfehlung dienen, beruht aber, wie Klingemann später erwiesen hat, auf echter Anhänglichkeit.

Zehn Jahre später, am 9. Februar 1806<sup>181</sup>), ging Klingemanns „historische Tragödie“ Heinrich der Löwe auf dem braunschweigischen Theater zum ersten Male in Szene. Auch sie begann mit einer Huldigung des Fürstenhauses, einem von dem Rollenträger des Titelhelden gesprochenen Prologe, gipfelnd in einer Verherrlichung des noch regierenden Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand: „Und nur mein Unglück starb in seinem Glück.“ Es war wie eine ominöse Verufung des Unglücks vom Vorfahren auf den Nachfahren. Denn bald darauf, just gelegentlich der Wieder-holung des Stückes in Hamburg, am 10. November desselben Jahres, starb der Herzog im benachbarten, derzeit dem Könige Dänemarks unterstehenden Ottensen, von Napoleon vertrieben, an seiner bei Auerstädt erhaltenen Wunde. Klingemann aber schmeichelte dem neuen Landesherren, dem Könige Hieronymus von Westfalen keines-wegs. Er ließ den Prolog, mit teilnehmendem Hinweis auf das tragische Ende Karl Wilhelm Ferdinands, auch dem 1808 bei Cotta erschienenen Drucke des Dramas vorangehen und blieb dauernd der Franzosenherrschaft abgeneigt. Im Jahre 1811 schreibt er<sup>182</sup>): „Es ist überhaupt erbärmlich von uns Deutschen, daß wir uns scheuen, von dem höchsten Gute des Menschen, unserer Selbständigkeit, zu reden, und der Ausländer muß uns darüber verachten. Meinen deutschen Mund soll mir nur der Tod schließen, darauf beharr' ich.“ Die Veröffentlichung der Tragödie Heinrich der Löwe ist eingeleitet von einem kurzen recht matten Aufsatz „Über die romantische Tra-gödie“, der in der Hauptsache sich an Schiller und Shakespeare deutend anschließt, die Antike gegensätzlich zur Erläuterung heranziehend. Wie alle späteren ernsten Schau-spiele Klingemanns ist auch Heinrich der Löwe in Jamben geschrieben. Sein Ver-fasser hat sich dabei die schwere Aufgabe gestellt, einen im Grunde episch ver-laufenden Stoff — denn auch in die Gestalt des Herzogs wurde kein in der Vor-bemerkung doch geforderter Schicksalskonflikt gelegt — nicht nur als Drama, sondern im besonderen als Tragödie durchzuführen. Heinrichs des Löwen tatsächliche Cha-raktereigenschaft, von Klingemann als edler Starrsinn betont, führt den Herzog in keinen sittlichen Pflichtenzwiespalt, sondern zwingt ihn nur, dem Entgegenkommen des als wankelmütig geschilderten Kaisers sich zu versagen und freiwillig, unter Ver-zicht auf durch kaiserliche Gnade zurückzugewinnende Reichslehen, mit seinen Alloden sich zu begnügen:

„Mit einem Kaiserwort läßt sich nicht spielen.  
 „Doch nimm's der Kaiser auch damit nicht so  
 „Genau — so dient doch meine Ehre nicht.  
 „Dem Reich zum Spiel.“

Das Stück zeigt Klingemann als fertigen Meister seiner Technik bühnengerechter Gedrungenheit der Szenen und effektvoller, doch möglichst wenig gewaltsamer Abschlüsse. Mit ihr steht er fortan jahrelang an erster Stelle der zeitgenössischen Bühnenschriftsteller. Dieses Können erscheint gerade bei solchem konfliktarmen Stoffe besonders deutlich. Mit Geschick sind dabei allzu peinliche Gewaltsamkeiten wenigstens gegen die innerste Idee der geschichtlichen Überlieferung vermieden. Daß Otto von Wittelsbach, dem der Kaiser das Heinrich dem Löwen genommene Herzogtum Bayern verlieh, zu einem mitfühlenden, ja treuen Standesgenossen des Löwen gemacht wird, ist wohl der gebotenen Rücksicht auf die neue bayerische Königswürde zu gute zu halten. Der sagenhafte Anieffall vor Heinrich, im Stück am Schlusse des zweiten Aktes, wird durch einen umgekehrten am Ende des vierten Aktes ausgeglichen. An Willkürlichkeiten zugunsten eines allein bühnenmäßigen Hinwegtäuschens über psychologische und kompositionelle Untiefen ist freilich das Drama überreich. Klingemann ist einer Augenblickswirkung im Rampenlicht zuliebe manches Mittel recht. Er führt einen schier hintertreppenhaften, mit gefühlsmäßiger, dezenter Süßlichkeit behandelten Ehe- und Gewissenkonflikt ein dadurch, daß er Heinrichs erste, von ihm geschiedene Gattin Klementia als schwarzen Ritter auftreten und unerkannt den Herzog aus verschiedenen Gefahren retten läßt. Dann stirbt sie für ihn in der Burgkapelle Braunschweigs in seiner und seiner zweiten Gemahlin Mathilde Gegenwart. Alle auftretenden Personen sind Schemen, nur Heinrich selbst trägt Züge einer inneren Schau seiner Gestalt. Immer wieder fehlt es Klingemann an Hingabe und Geduld, sich ernstlich in seine Vorstellungen hineinzuleben, immer wieder läuft in ihm der Bühnenkenner der Einbildungskraft des Dichters über den Weg, und schließlich ist dieser geneigt, jenem alles zu opfern. Daher erscheint auch der an sich in gutem Sinne knapp gehaltene Dialog und die bevorzugte Jambenform nur um so peinlicher. Bezeichnend für die unzureichende, oft ganz mangelnde dichterische Erlebnis- kraft seiner Stoffe ist wohl Klingemanns eigenes Eingeständnis<sup>183</sup>), daß ihm „das Organ der poetischen Kinderliebe gänzlich“ abgehe, das heißt, daß ihm seine fertigen Schöpfungen gleichgültig seien, — doch nicht, wie Goethe, als abgelegte Schlangenhäute, denn einen reinigenden, innerlich befreienden Häutungsprozeß erstrebt Klingemann an sich selbst mit keiner seiner Arbeiten.

Vorzüge und Fehler bleiben somit bei allen Stücken Klingemanns die gleichen, wenn sie sich auch im Grade ihres Umfanges unterscheiden. Er selbst scheint den reichlichen Beifall des Theaterpublikums wirklich als Beweis in jeder Hinsicht einwandfreier Gediegenheit seiner Leistungen gewertet zu haben. Schon im Jahre 1806 hatte er ein Trauerspiel „Heinrich von Wolfenschießen“ erscheinen lassen, das er lediglich „Seitenstück zu Schillers Wilhelm Tell“ zubenannt hat. Er wagte sich denn auch furchtlos an die bedeutendsten historischen Stoffe. Im Jahre 1808 veröffentlichte er mit seinem „Heinrich dem Löwen“ zugleich einen „Martin Luther, Ein dramatisches Gedicht“, also eine zwanglosere Szenenreihe aus einem „Vorspiel“, betitelt „Johann Tetzel“ und einer „Tragödie“ in sechs Abteilungen „Martin Luther“. Dieses Werk entstand, wie seine „Vorerinnerung“ betont und auch eine Bemerkung in „Kunst und Natur“<sup>184</sup>), 1806 gleichzeitig mit Zacharias Werners „Luther oder die Weiße der Kraft“, ist aber diesem gegenüber nur wenig romantisch. Auch von theatralischen Gewaltsamkeiten hält sich Klingemann in seinem Luther verhältnismäßig frei, überdies machte der Stoff eine streng dramatische Gestaltung ihm unmöglich. Tragödie das zukunftsichere Stück zu nennen, ist daher noch gesuchter als bei der Stoffbehandlung von Heinrich dem Löwen. Es gelang ein schillerisch geformtes Festspiel, das seiner Zeit genug getan hat, wie 75 Jahre später mit zeitgemäß ganz anderen Mitteln wieder Hans Herrigs, auch eines Braunschweigers, passionsbühnenartiges Lutherfestspiel zum 400. Geburtstag des Reformators. — Ebenfalls schon im Jahre

1808 schrieb Klingemann den zweiten Teil, „Ferdinand Cortez“, einer die Eroberung von Amerika behandelnden Trilogie, deren erster Teil, „Columbus“, bereits veröffentlicht worden war, während der dritte, „Pizarro“, nie erschienen ist. Auch ein „Cromwell“ wird alsbald gedruckt und selbst vor dem antiken Stoffe „Oedipus und Io-kasta“ schreckt er nun nicht mehr zurück.

Alledem schloß sich Klingemanns 1810 vollendeter<sup>185)</sup> „Faust“ an, das populärste und meist gegebene seiner Theaterstücke. Er fällt aus dem Rahmen der bisherigen stark an Schiller gelehrten Arbeiten heraus. Aufgeführt wurde er zuerst in Breslau am 9. November 1811, in Braunschweig am 15. April 1812<sup>186)</sup>, gedruckt wurde er 1815. Klingemanns Faust geschieht Unrecht, wenn man ihn hergebrachterweise als eine bloße Karikatur von Goethes Faust abtut. Selbstverständlich durch diesen ange-regt, greift er doch unmittelbar auf die volkstümlichen Elemente des überlieferten Sagenstoffes zurück. Ja, er setzt bewußt Goethes Werk von höchstem dichterischen Rang ein handfestes Volksstück entgegen. Er selbst erklärte 1811/12 an seinen Ham-burger Kollegen Friedrich Ludwig Schmidt<sup>187)</sup>, „Mein Faust gefällt überall, trotz seiner Furchtbarkeit. Ein Mensch, den der Teufel holt, kann sich nicht mit Kleinig-keiten abgeben, wie Franz Moor sagt, und das Publicum muß auch im Schauder sich noch dabei freuen, wenn es der Dichter sonst recht angefangen hat,“ und später nannte er sein Drama „ein an sich grelles Stück“<sup>188)</sup>. In der ganz kurzen „Vorerinnerung“ rechtfertigt er sein kühnes Unternehmen damit, daß er sich „deshalb an eine neue Bearbeitung dieses Gegenstandes gewagt habe“, weil es „der Bühne bis jetzt immer noch an einem ächt dramatischen Faust“ mangle; auch Goethes Faust „hat nur dramatische Momente und ist nie für die Bühne bestimmt worden“. Er, Klinge-mann, wolle dagegen versuchen, „die alte Legende ächt dramatisch auszuführen und jenes Gotische, Geheimnisvolle und Schauerliche in seine (naïve) Darstellung zu übertragen, das vor der Aufklärung anderer Dichter dieses Stoffes daraus entflohen ist.“ Hier bekennt er sich also in Außerlichkeiten zur Romantik, und dem entspricht ein August Wilhelm Schlegel entlehntes langes Zitat, wonach der Dichter „jenen Schauer vor dem Unbekannten, jene Ahnung einer nächtlichen Seite der Natur und Geisterwelt“ wieder zu erregen habe, „welche die Aufklärung gänzlich beseitigt zu haben meint.“ Unter „echt dramatisch“ versteht Klingemann freilich überwiegend, wenn auch nicht ausschließlich, — denn sein Faust hat Züge einer wahren, inneren Tragik, — wieder die Bühnenwirksamkeit, und diese ist in der Tat in dem Drama eine große. Es ist ein gewaltsam tolles Durcheinander von sentimentaler Rührselig-keit, in der die wenige oberflächliche Charakteristik der Gegenspieler Fausts ver-schwimmt, von dämonischem Spul und ungezügelter Daseinslust, die doch nicht wahr genug gesehen ist, um ohne Kampenlicht bestehen zu können. Faust selbst wird dar-gestellt als ein Mann, der, in schrankenloser Leidenschaftlichkeit durch das Leben stürmend, am Widerstande seiner Umwelt zerschellt. Vater und Frau werden seine Opfer. Der Teufel holt ihn endlich in einer grauslichen Höllenfahrt.

Daß und auf welche Weise Klingemann, erst 1829, dazu kam Goethes Faust, allerdings gewiß ohne Furcht vor dessen Bühnenkonkurrenz, in selbstloser Hingabe möglichst bühnengerecht zuerst in Deutschland auf dem braunschweigischen Theater auf-zuführen, ist hier nicht im einzelnen zu besprechen. Was er weiterhin noch an Theaterstücken produzierte, bleibt im Rahmen seines bisherigen Könnens. Aber auch sie zeigen eine große stoffliche Mannigfaltigkeit, an der wir nicht ganz vorüber gehen dürfen. So arbeitet er im Jahre 1810<sup>189)</sup> an einer — wie er selbst sagt — „hoch-komischen Posse“, „Don Quixote und Sancho Panza“, die 1815 veröffentlicht wurde als „dramatisches Spiel mit Gesang in fünf Aufzügen“. Sie war ihm wohl in Gegenwirkung zu seinem Faust entlastend und leichtthin aus der Feder geflossen, und das mag auch, im Gegensatz zu dem knappen, theatralisch um so wirksameren



Szenenbau im Faust, das breite Ausspinnen der doch mit echter Komik nur dürftig ausgestatteten Dialoge veranlaßt haben. Klingemann hat mit diesem Seitensprung in das Gebiet der Komödie denn auch keinen Erfolg gehabt.



Seinem Faust gefellte Klingemann ein auch noch im Jahre 1810 entstandenes<sup>190)</sup>, 1812 gedrucktes, wieder ganz großes heroisches Spektakelstück: „Moses, ein dramatisches Gedicht in fünf Acten“. Statt des dem Fauststoffe angemessenen romantisch-phantastischen Höllenhintergrundes im Moses das „JAO“ der Isis, Jehova der Juden, mit dessen Hilfe der Verkünder der zehn Gebote den Zauber der Isispriester mit reichlichem Donner, Blitz und Todeschrecken übertrumpft, ohne die Spur einer innerlichen, dramatisch spannenden Befehlung, von der wenigstens Reste sein berserkerhaft pompöser Gegenspieler, der Pharao Sesostris, besitzt. Gegen die gefürchtete Bezeichnung seines Moses als Zauberer wehrt sich Klingemann schon selbst in der Vorerinnerung des Stückes und erklärt, er habe in der „dramatischen Eigenschaft des Hauptcharakters, des Moses, „den innersten Geist des Dramatischen, so wie sich derselbe in der neueren, oder romantischen Poesie . . . darstellt“, erfüllt. Klingemann ist schwerlich der Widerspruch zwischen seiner eigenen Theorie und seiner Praxis zum Bewußtsein gekommen. Denn in dieser nimmt er die Schale für den Kern. Er hat in den Mosesstoff gewiß eine dichterisch wie bühnenmäßig fruchtbare Problematik hineingesehen. Gestaltet aber hat er sie nur als Hülse, fast ohne Gehalt, als recht geschickte Mache. Diese Bühnenrücksicht, der er bereit ist alles zu opfern, muß nun einmal dem leidenschaftlich seinem eigentlichen Berufe ergebenen, um die Pflege eines leistungsfähigen Schauspielwesens hochverdienten Theaterfachmann zugute gehalten werden. Als solcher durfte er in der Tat auch schon 1810 vom Moses, wie gleichzeitig vom Faust, erfolglicher sagen<sup>191)</sup>, er „habe den Gegenstand echt dramatisch aufgefaßt“, das heißt bühnenwirksam. Mehr noch als andere seiner Stücke weist der Moses, durchsetzt mit Musik und mit Chorgesängen am Schluß, gleich ähnlichen romantischen Übersteigerungen derzeitiger Schriftsteller, auf die große Oper hin. Klingemann äußert sich noch im Jahre 1819 stolz auf dieses Stück gelegentlich eines längeren Besuches von Wien in Berufsangelegenheiten<sup>192)</sup>: Graf Ferdinand Palffy, der Intendant des Theaters an der Wien, „nahm mich um so freundlicher auf, als meine Schauspiele hier gleichsam häuslich geworden sind, und Columbus, Faust und Moses ausschließlich im Theater an der Wien gegeben wurden und Repertoirestücke desselben waren. Vor allen Dingen wurde hier Moses zur Zeit des Fürstencongresses im Herbst 1814 mit einer seltenen Pracht dargestellt, und man wählte dieses Stück vielleicht deshalb, weil ich in der Person des Sesostris die wilde Herrschaftsucht des jetzt gestürzten Eroberers angedeutet und ausgesprochen hatte.“ Ist Klingemanns Behauptung seiner kühnen Haltung gegen Napoleon ehrlich? In Wien mag der Moses 1814 so aufgefaßt worden sein, aber gewidmet wurde er im Jahre 1812 „Sr. Hochwohlgeboren, dem Herrn Präsidenten des Israelitischen Consistoriums zu Cassel Herrn Israel Jacobsohn“. Das wäre schwerlich geschehen, wenn der Sesostris auf Napoleon angespielt und dessen Schicksal vorausgesagt hätte.

An solchem schier hoffnungslosen Versanden erklügelter Produktionen Klingemanns in effektvollen Außerlichkeiten scheint ein um das Jahr 1810 sich häufender Übereifer mitschuldig gewesen zu sein, der ihn drängte, nun, wo gleichzeitig seine unmittelbare Beziehung zum Theater wuchs, seinem zunehmenden Ansehen mit gesteigerten Leistungen zu entsprechen. Aber je festeren Fuß er in der praktischen Theaterarbeit faßte, desto mehr beanspruchte sie auch seine Arbeitskraft. Seine Schriftstellerei ließ alsbald nach, nicht zum Nachteil ihrer Qualität. Wenigstens hebt sich „Die Grube zur Dorothea, ein Schauspiel in fünf Aufzügen“, am 2. April

1818 in Braunschweig zuerst gespielt, vorteilhaft ab von dem Schwulste des Moses. Auch sie wurde noch 1819 in Wien aufgeführt<sup>183</sup>). Sympathischer wirkt dieses Stück schon durch die äußerst straffe Fassung einer aus verschiedenen Sagenstoffen zusammengewobenen und auf die Treseburg im Harz verlegten romantischen Handlung. Die textliche Knappheit bewirkt einerseits virtuose Zuspitzung der Szenen, andererseits macht sie leeren Wortprunk schwierig. Dazu ist die Fabel mit einem gewissen anmutigen und zugleich gruseligen Gestaltungsreichtume durchgeführt, so daß man nur um so mehr Klingemanns Unfähigkeit beklagt, auch diesen Stoff mit innerem Leben zu durchdringen. Trotzdem nennt er just dieses Stück gelegentlich der Wiener Aufführung von 1819<sup>183</sup>) „eine meiner dramatischen Sünden“, und da er es vermeidet, sie sich anzusehen, ist das wohl ernst gemeint gewesen. War es lebensnotwendiger Selbstbetrug über gediegeneres eigenes Können?

Einmal noch, gegen den Schluß seiner Laufbahn, rafft sich Klingemann zu einer ebenfalls beachtlichen Leistung auf, seinem „Abasver, Trauerspiel in fünf Acten“ zuerst aufgeführt in Braunschweig am 14. April 1825<sup>194</sup>) und zwar mit Kompositionen seines nun auch bereits hoch geschätzten Landsmannes Ludwig Spohr. Gedruckt wurde es im Jahre 1827 unter Zugabe eines Ludwig Devrient in der Titelfolle darstellenden Steindruckes von dem durch sein Goethebildnis von 1826 bekannt gewordenen jungen Braunschweiger Ludwig Sebbers. Klingemann berichtet selbst über diesen Künstler aufschlußreich in „Kunst und Natur“<sup>195</sup>). Beim Abasver ist das Streben unverkennbar, eine von innen heraus befeelte Dichtung zu schaffen. Die Jamben haben öfter als sonst schöne Strecken, sichtlich ist das Bemühen, der Bühnenwirkung möglichst wenig Gehalt zu opfern. Heiny, ein Grafensohn, der eigentliche Held, geht an einem inneren Zwiespalte zugrunde mit menschlichen Zügen echter Tragik. Klingemann äußert sich darüber in einem Briefe vom 9. Mai 1825<sup>196</sup>) und man erfährt, daß die Idee dieses seelischen Konfliktes der Wirklichkeit entnommen sei. Um so bedenkllicher geraten ist die Titelfigur des Ewigen Juden. Nur gewaltsam ist sie mit der Handlung verzahnt. Es ist nicht gelungen, das in Abasvers übermenschlichem Schicksal verkörperte dämonisch romantische Element in die Wirklichkeitsphäre einzuschmelzen, in der das Stück, eine auf dem Tode Gustav Adolfs bei Lützen aufgebaute Handlung, spielt. Aber auch da ist das Streben nach Gestaltung einer wirklich dichterischen Vorstellung nicht zu verkennen. Natürlich hat Klingemann keine seiner hergebrachten Unzulänglichkeiten wirklich überwunden. Als Lektüre hinterläßt daher dieses Drama wieder einen recht unbefriedigenden Eindruck. Auf der Bühne aber hat es hauptsächlich deshalb nicht heimisch werden können, weil Heiny und Abasver im Grunde nichts miteinander zu tun haben, Abasver also überflüssig ist. Er dient mehr als erklärender Chor denn als romantisch fatalistischer Schicksalsvermittler, — Schicksalsträger der Handlung ist er schon gar nicht. Klingemann selbst hat das bereits im Jahre 1825 empfunden, wo er bekannte<sup>197</sup>) gelegentlich einer Berliner Aufführung, daß der Abasver überhaupt nicht zu spielen wäre. Als ungewöhnliche Erscheinung wurde das Drama aber auch vom zeitgenössischen Auslande beachtet. Der englisch-schottischen Zeitschrift Edinburgh Review gab es im Jahre 1828 „Gelegenheit, das neuere deutsche Trauerspiel, sein Bestreben und Unternehmen darzustellen“<sup>198</sup>). Klingemanns Auseinandersetzung von 1825 über seinen Abasver gibt hier einmal zu, allerdings nur für diesen besonderen Fall, was durchweg seinen Dramen gilt, daß „bei dieser meiner dramatischen Arbeiten, der von mir intendierten Idee, sich auf die schneidendste Weise das Reale bei der Aufführung und zwar in solchem Grade vordrängte, daß eben der metaphysische Theil des Werkes sich in gemeine Abenteuerlichkeit aufzulösen schien.“ Schlichter gesagt: die Ausführung der Idee durch ihn selbst blieb weit hinter seiner Absicht zurück, und auch die Bühnennittel konnten darüber in diesem Falle nicht hinwegtäuschen.

War Klingemann überhaupt in den letzten Jahren seines Lebens, die ihm als Bühnenschriftsteller und schließlich sogar als Bühnenleiter zunehmende Enttäuschung brachten, unsicherer gegenüber sich selbst geworden? Denn auch die Zurückweisung seitens der Romantiker, um deren Gunst er noch mit dem Abasver durch das Zitat einer Romanze August Wilhelm Schlegels hinter der Titelseite erworben hatte, war nach einem Besuche Dresdens im Jahre 1825 und seines derzeit dort im Gegensinne zu Klingemann als Dramaturg des Hoftheaters tätigen Jugendbekannten Ludwig Tieck eine endgültige geworden. Eine von seiten Tiecks schon im Jahre 1823 ermöglichte Wiederannäherung<sup>199)</sup> hatte um so weniger eine Folge gehabt, als die Veranlassung keine literarische gewesen war, sondern eine Empfehlung Christian Dietrich Grabbes durch Tieck an den erprobten Theaterleiter Klingemann, der den ungebärdigen Grabbe als Schauspieler in Schulung nehmen sollte. Klingemann nahm sich seiner auch an, freilich vergebens, Tieck aber, der alte Wegbereiter der Romantik, hatte gerade damals ihrem entarteten, entseelt gewordenen Getue den Krieg in aller Form erklärt, — eben jenen Veräußerlichungen in gruseliger Theatralik, an der auch der Schriftsteller Klingemann trotz guten Vorsätzen mitschuldig geworden war. Freilich, das Publikum hatte diesen verwöhnt. Im Leipziger Stadttheater hatte es ihn sogar gelegentlich ähnlich spontan gefeiert, wie ebenda Schillern<sup>200)</sup>. Klingemann konnte wähnen, wirklich der Vermittler zwischen edelstem dichterischen Schaffen und der Abhängigkeit des Theaters vom Publikum zu sein, der er sein wollte. Und soweit hat er seinen beträchtlichen Publikumerfolgen nicht nachgegeben, daß er die Vernichtung eines schuldlosen Dramenhelden durch die von romantischen Epigonen eingeführte höllennmäßige Schicksalsmacht in eigenen Stücken gepflegt hätte. Als der Theatererfolg der „Schicksalstragödien“ Adolf Müllners, Zacharias Werners und Ernst von Houwalds begann, in welchen eine gespenstische Jenseitsmacht zerstörend sich auswirkte, hatte ihr Klingemann durch seine „Grube zur Dorothea“ mit einer beseelteren Umbiegung der Verhängnisidee zu begegnen versucht. Das aber hatte ihn so wenig vor der Ablehnung durch Tieck geschützt, wie Weimar ihm angenähert. Schon Schiller, dem er doch in der Sprache und manchen Einzelheiten später nacheiferte, hatte seinen Memnon scharf abgelehnt<sup>201)</sup> und Goethe hat ihn als Dichter von sich fern gehalten, nicht so als Theaterleiter. Denn als im Jahre 1829 in Braunschweig der erste und gelungene Versuch einer Aufführung des Goetheschen Faust gemacht wurde, fand Klingemann dazu alles wünschenswerte Entgegenkommen. Gegen Tieck hat Klingemann seinen Groll schließlich nicht mehr zurückgehalten, er, der als jugendlich schwärmender Romantiker in seinen Memnon auch ein Sonett „An Tieck“ eingerückt hatte. Im letzten, 1827 erschienenen Bande seiner Reiseerinnerungen Kunst und Natur geht er nunmehr in langer Ausführung<sup>202)</sup> mit dem Ablauf der Schlegel-Tieckschen Schule ins Gericht, läßt zumal an Tieck kaum etwas Gutes und nennt ihn, als zumal tückisch gegen Schillern eifernden Dramaturgen, einen Herodoten. Demnach blieben Klingemanns persönliche Beziehungen außerhalb der Theaterwelt auf literarische Größen geringeren Ranges beschränkt. So verkehrte er mit Friedrich von Matthiisson und Franz Horn, seinem Landsmann<sup>203)</sup>, auch Heinrich Voß, Vater und Sohn, suchten ihn auf<sup>204)</sup>.



Wir glaubten, über Klingemanns literarisches Wollen und Können so eingehend berichten zu müssen, weil sich sein Wirken fast ganz in seiner Heimatstadt Braunschweig abgespielt hat und von hier aus das gesamte deutsche Geistesleben durch das Mittel der Bühne nicht unerheblich beeinflusst hat. Klassik und Romantik verschmelzen in seinem Schaffen, das mit ihnen welkt. Er beschreitet als Schriftsteller keine neuen Wege, ist als solcher durchaus keine Führernatur. Als er im Alter von 53 Jahren

stirbt, ist das neuerungsfüchtige Theaterpublikum, sein eigener Pflegling, bereits dabei, seiner Dramen überdrüssig zu werden. Fünf Jahre vorher, 1826, hatten Heinrich Heines Reisebilder zu erscheinen begonnen, das flackernde und schwelende Janal einer neuen Generation, der im Sinne der Zeitgenossen Klingemanns nichts mehr heilig zu sein schien. Denn Klingemann glaubte trotz — das nachdrängende sogenannte junge Deutschland würde vielleicht gespottet haben: „wegen“ — seiner Oberflächlichkeit noch an überlieferte ästhetische Grundsätze und hatte ihnen auf seine Weise gerecht zu werden gesucht. Damit war er gescheitert, und das erschütterte zuletzt auch noch seine Stellung als Bühnenleiter.

Sein Aufstieg als solcher in Braunschweig<sup>205)</sup> war vom Jahre 1810 bis 1818 mit der Waltherschen Truppe verbunden, einem Theaterunternehmen noch im Stile des 18. Jahrhunderts. Dann organisierte er, mit Hilfe eines zu dem Zwecke gegründeten Theatervereins und eines staatlichen Zuschusses, als ein Aktienunternehmen ein „Nationaltheater“, denn auf diese Bezeichnung legte er in echtem deutschen Vaterlandsgefühl einen besonderen Wert. Träger dieses Theaters war nun aber ganz überwiegend das infolge der Freiheitskriege auch geistig beschleunigt erstarkende Bürgertum, und es war das nicht mehr nur, wie bisher, als zahlender Zuschauer, sondern nun auch als finanziell an Gewinn und Verlust Beteiligter und also als der tatsächliche Herr. Dies aber um so mehr, als der Landesherr noch jahrelang unter Vormundschaft stand und daher als etwaiger persönlicher Gönner ausfiel, auch kein anderer geeigneter Vertreter der herzoglichen Familie vorhanden war. Man ließ indessen Klingemann gewähren. Stellte es sich doch bald heraus, daß er in bereits erprobter Geschicklichkeit auch weiterhin einigermaßen die Interessen der Aktionäre und völlig die der Besucher mit den grundsätzlichen ästhetischen Forderungen eines der Bildung dienenden „Nationaltheaters“ zu vereinigen wußte.

Er selbst hat sich alsdann über Möglichkeiten des Theaters als Kunstanstalt aus seinen gereiften Erfahrungen unzweideutig ausgesprochen in seinem recht umfangreichen „Allgemeinen deutschen Theater-Almanach für das Jahr 1822“ — es blieb wieder einmal bei diesem einen Jahrgange — und in jenen von uns wiederholt herangezogenen, unter dem Titel „Kunst und Natur“ erschienenen Mitteilungen über ausgedehnte Studienreisen nach den wichtigsten Theaterstädten Deutschlands. Erfahrung und Erfolge lassen ihn in der Einleitung zu jenem Almanach berechtigt sagen, daß „er sich denn mindestens bewußt ist, die Kunst von einem höheren und freieren Standpunkte zu betrachten, als dies bis jetzt in der Regel bei den meisten anderen Beurteilenden der Fall ist.“ Derartige Äußerungen sind Klingemann wohl als überhebliche Eitelkeiten beanstandet worden; nicht ganz mit Fug. Denn sie sind in erster Linie für Theaterfachleute bestimmt, denen ohne Rampenlicht gewiß schwerer beizukommen gewesen wäre, handelt es sich doch ausschließlich um Theaterkunst. In solchem Sinne soll daher der Almanach, so wird in ihm des weiteren ausgeführt, im Interesse der Würde der Schauspielkunst sowohl den Berufsegoismus des Bühnenkünstlers bekämpfen wie den des Dichters, „der in der Regel von der Bühnenkunst . . . so wenig als möglich versteht.“ In dieser letzten Bemerkung liegt eine Art verstedter Rechtfertigung von Klingemanns eigener, das heißt bühnergemäß vorbildlich gewollter Produktion als dramatischer Dichter. Im Jahre 1826, als der Ruhm gerade dieses Theaterdichters Klingemann zu verblassen begann, erlebte er zwar noch die Genugtuung der Umwandlung seines Aktientheaters in ein Hoftheater, das als ein solches höheren Ranges sich auch dauernd erhielt, und er blieb dessen Leiter. Aber viel Freude war ihm daran nicht mehr beschieden. Seine an sich in rücksichtsvolle Form gekleidete Entlassung als „Generaldirektor“ war bereits beschlossen, als der Tod ihr zuvorkam.



Zu des Dramatikers Klingemann fast robuster und männlicher Darstellungsweise, sachliche, objektiv aufgefaßte Einfälle im Gewande einer Mischung von Schillerschem Pathos und vergrößerter Romantik zu formen, steht das Werk seines weiblicher gearteten, subjektiven Jugendgenossen, des Epikers Franz Horn in einem scharfen Gegensatz, auch insofern dieser in einer gewissen monotonen Typik seiner Vorwürfe verharret, Klingemann aber seine Stoffe abwechslungsreich gestaltet. Dem entspricht weiter, daß Horn während seines kränklichen Lebens der späten Romantik in engeren Beziehungen dauernd und aufrichtig verbunden geblieben ist. Er hat das Verdienst, seinem künstlerischen Gewissen, seinen ästhetischen Überzeugungen immer treu geblieben zu sein, an das sentimentale Unterhaltungsbedürfnis des Publikums etwa in der Art seines älteren Landsmannes August Lafontaine keine bewußten Konzessionen gemacht zu haben. Indessen verließ auch er, frühzeitig wie dieser, Braunschweig für immer, wir haben mit ihm daher nur bis zu dieser Trennung Schritt zu halten, werden seinen Weg aber, soweit er geeignete Ausblicke bietet, auch weiter beachten.

Franz Horn<sup>206)</sup> wurde geboren 1781 in Braunschweig als sechstes und letztes Kind des namentlich als Umgestalter der Neustadtrathauses verdienten und von uns Seite 57 deshalb erwähnten Ingenieurs und Oberzahlmeisters Ernst Wilhelm Horn. Er genoß tüchtige Gymnasialvorbildung unter Leitung von Konrad Heusinger. Dann besuchte er das Karolinum, dessen Blütezeit zwar vorüber war, wo aber Eschenburg die literarische Überlieferung noch zeitgemäß und jedes Talent aufmunternd vertrat. Auch Horn soll er persönlich gefördert haben. Der war ein gefälliges, äußerst lerneifriges, aber auch frühfertiges und zur Gestaltung seines Innenlebens drängendes Talent. Sechzehnjährig war er schon reif für die Universität, blieb aber noch bis Ostern 1799 im Vaterhause, bereits eifrig namentlich Dramen schriftstellernd und, noch anonym<sup>207)</sup>, veröffentlichend. Die ersten dieser Dramen erschienen im Jahre 1799 als „Urnen der Trauer“ mit den tönenden Einzeltiteln Der Gebaste, Schein und Wahrheit, Reue ohne Trost. In einem Vorworte<sup>208)</sup> fragt der Dichter noch etwas im Sturm-und-Drang-Stil: „Kann ich“ — denn nur kleine, schlaffe Pygmäenfiguren sähe man auf den Bühnen — „daher auf Theilnahme rechnen, wenn ich es wagte, im Spiegel der Kunst große Thaten zurückzustrahlen?“ Er konnte es nicht, die Kunst des Anfängers reichte nicht aus, er besaß zum Dramatiker überhaupt keine Anlage. Infolgedessen blieben auch zwei im folgenden Jahre 1800 erschienene Trauerspiele ohne Erfolg. Es wird uns dargelegt<sup>209)</sup>, daß sie Nachfahren von Goethes Götz und Schillers Räubern seien, aber unbeholfen im Aufbau, ohne Gegensätze, ohne Steigerung, die Menschen nur Puppen. Horn sah das ein. Später und unter eigenem Namen hat er kein Drama mehr geschrieben. Aber Typen blieben dauernd die Personen seiner Romane und Novellen. Hemmend auf seinen Schaffensdrang wirkten die Mißerfolge seiner Dramen nicht. Schon in Braunschweig, wie später als Student, nahm er für seine Schriftstellerei die Nächte zu Hilfe und legte damit vielleicht den Grund zu seiner immer weniger unterbrochenen Kränklichkeit, die nicht ohne nachteiligen Einfluß auch auf den Ton seiner Schriften geblieben ist.

Ostern 1799 bezog Horn die Universität Jena, um Rechtswissenschaft zu studieren. Gleichzeitig ging der schon Seite 65 ff. von uns berücksichtigte Braunschweiger Windelmann dorthin, und Klingemann weilte bereits dort in enger Verbindung mit Clemens Brentano. Klingemann war wohl der „vorangegangene Freund“, der ihm in Jena die Wohnung besorgt hat<sup>210)</sup>. Im übrigen hören wir leider weder für Jena noch nach wie vor für Braunschweig die Namen seiner Jugendbekannten. Nach Jena soll ihn hauptsächlich Fichte gezogen haben, der aber bereits nicht mehr las, immerhin hatte Horn mit ihm eine lange nächtliche Unterredung, wie er denn von dort aus auch Goethes und Schillers persönliche Bekannt-

schaft gemacht haben soll<sup>211</sup>), jedenfalls ohne nachhaltige besondere Wirkung. Er blieb überhaupt nur ein Semester in Jena trotz der engen Verbindung der Braunschweiger dort nun zudritt mit der noch jungen Romantik. Mit Brentano war er später noch im Verkehr<sup>212</sup>), Klingemann suchte ihn als alten Bekannten um 1820 wieder auf<sup>213</sup>) und hat die Figur des hundertjährigen Bartholomäus in seinem Abasver, wie er in dessen Vorbemerkung erwähnt, einer Novelle Horns entlehnt. Dieser hat ihn seinerseits in seinen „Umrissen zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790 bis 1818“ auffallend eingehend und milde behandelt. Nur den Moses lehnt er wortkarg entschieden ab, vielleicht durch ihn in seinem religiösen Gefühle verletzt. Im übrigen ist von intimeren seelischen Beziehungen dieser drei Braunschweiger Romantiker untereinander nichts nachweisbar, sie sind wahrscheinlich auch nicht vorhanden gewesen. Horn fehlte es für so temperamentvolle Jugend, wie sich im Jenaer Romantikerkreise zusammengefunden hatte, überhaupt zu sehr an voraussetzungsloser Erlebnisfähigkeit. Das ist als der eigentliche Kern der einwandfreien Überlieferung anzusehen, er habe sich dort zu sehr von der Arbeit abgezogen gefühlt.

Schon im Herbst des Jahres 1799 übersiedelte Horn mit einem anderen Braunschweiger, Bartels aus Helmstedt, später Professor und Medizinalrat in Berlin<sup>214</sup>), nach Leipzig, um nun nicht mehr die Rechte, sondern Philosophie, Ästhetik und Geschichte zu studieren. In Leipzig, das auch im übrigen seinen gesitteten Ansprüchen — er trug sich sogar gern elegant, zeigte lebenslang einen Zug gutmütiger Eitelkeit, — mehr zugesagt haben mag als das derbere Jenaer Burschenwesen, blieb er still und fleißig bis Ende des Jahres 1801. Sein dortiger literarischer Verkehr scheint in der Hauptsache durch engere Beziehungen zu Johann August Apel und Johann Friedrich Rochlitz bestritten worden zu sein. Nach der Vaterstadt zurückgekehrt, promovierte er auf der braunschweigischen Landesuniversität Helmstedt am 18. Februar 1802 zum Dr. phil.<sup>215</sup>) und verließ Braunschweig für immer Ostern 1803. Dieser letzte Aufenthalt im Elternhause diente ausschließlich literarischen Unternehmungen.

Schon in Leipzig, als 19jähriger Jüngling, hatte Horn, fast gleichzeitig, zwei Romane und einen Novellenband veröffentlicht, und zwar, wie von nun an stets, im vorerst noch recht unerprobten Gefühl erlangter Reife, unter eigenem Namen. In der Tat ist darunter der gleich den Jugendarbeiten von Klingemann und Brentano bei W. Rein in Leipzig 1801 erschienene Roman „Guiskardo der Dichter oder das Ideal“ eine bemerkenswerte Leistung. Als solche ist sie samt der Arbeit „Der Einsame“ — auch Guiskardo ist ein innerlich einsamer, welt-schmerzlich ringender Jüngling, — sogar von dem Berliner Kritiker Nicolaischer Aufklärung, Carl Lieb Merkel, dem üblen Genossen Kotzebues, hinsichtlich ihrer Gesinnung, weniger der Ausführung nach, gewürdigt worden<sup>216</sup>), vielleicht darum, weil sie der Form und dem seelenzergliedernden Inhalte nach nicht viel weniger ein Produkt des empfindsamen Gefühlsüberschwangs des 18. Jahrhunderts als der Romantik ist. Der Roman konnte um so mehr dem Lesepublikum seiner Zeit genügen, als er eine Abrechnung des Verfassers mit seinen eigenen jünglingshaft tastenden Gefühlen ist. Er ringt darin nach Ausgleich zwischen seinen überschwänglichen Ansprüchen an die Welt wie an sich selbst als Dichter, und den nüchternen Forderungen des Lebens, nach Ausgleich auch zwischen seinen tugendstolzen Überzeugungen und den sinnlichen Ansprüchen der Natur. Der Roman Guiskardo besteht daher überwiegend aus Betrachtungen in Briefen und Tagebucheintragungen. Der Held ist passiv und geht daran gleichwie am Irrtum über seine eigene Bestimmung zugrunde. Er so-wohl wie seine weibliche Gegenfigur, die an ihm wahnsinnig wird, sind zwar geschickt genug erfunden, indessen überschwänglich ausgeführt. Nebenher erscheint noch ein der Mignon Goethes nachgebildetes Mädchen, aber ohne dessen Schmelz. Die

Ausdrucksweise ist in das unnatürlich „Titanenhafte“ übersteigert, die Situationen leiden an auffälligen Unmöglichkeiten. Der Held bewegt sich in einer ständigen Mischung trunkener Gefühle und altkluger Reflexionen, er ist ein Mensch, „der,“ wie es Seite 332 heißt, „niemals mit sich selbst einig werden konnte, immer handeln wollte und doch immer nur redete.“ Durch Spielen mit sich selbst — keineswegs im romantischen Sinne — und durch Lebenskel zermürbt er sich rettungslos, vermag aber sogar nach der Katastrophe und sterbend seine Gefühle noch in Sonetten festzuhalten, dies eine für die Romantik typische Erscheinung sich zersetzender Darstellungsform. Mit gedankenbelasteten Gedichten kann sich Horn im Guiscardo gar nicht genug tun. Das ist charakteristisch für sein ganzes literarisches Streben, das nie die Reflexion völlig in der Anschauung aufgehen lassen konnte. Seinen Dichtungen liegt daher auch — je später desto deutlicher — ein moralisches Programm zugrunde, eine Variation der *Maxime*: ohne Tugend kein Heil. So quält er sich ab, sittliche Grundsätze zu veranschaulichen, ohne doch der dichterischen Freiheit, dem Jenseits von Gut und Böse Gewalt antun zu wollen. Die Neigung zur Romantik beeinflusst die Darstellung im Guiscardo nur stellenweise. Wenn er etwa Seite 205 Tieck und Jean Paul „lieblich und reizend“ findet, also auch ihre Stimmungskunst schätzt, so hat das keinen wesentlichen Einfluß auf seine handfeste Gestaltungsweise, die in einem gewissen Gegensatz steht zu seinem recht wechselvollen und lebhaften sprachlichen Ausdruck.



Braunschweig bot Hornen freilich unwillkommene Gelegenheit zur Sammlung und Reifung. Eine Anzahl erhaltener Briefe gibt darüber heute noch einige Auskunft<sup>217</sup>). Die meisten sind an Joh. Friedrich Rochlitz zu Leipzig in rein literarischen Angelegenheiten gerichtet. Horn, selbst musikalisch, bietet Besprechungen für Rochlitzens „Musikalische Zeitung“ an, namentlich über „Die französische und deutsche Operngesellschaft“ in Braunschweig. Er bemüht sich ferner um Vermittelung des Druckes seines neuen Romans „Viktors Wallfahrten“, der denn auch noch im Jahre 1802 erscheint, aber, wie Horn schreibt, des Kritiker „Merkels pöbelhafte Schmähungen“ über sich ergehen lassen mußte. Indessen ist auch Rochlitz damit nicht ganz zufrieden. Horn eilt ungehemmt weiter zu neuen Arbeiten und Plänen. Die Herausgabe eines literarischen „Almanachs“, der Ehrgeiz, wie es scheint jedes derzeitigen schöngeistigen Schriftstellers, wird von ihm erreicht. Er erscheint als „Luna“ für die Jahre 1803 und 1804. „Resultate meines Lebens und der Ansicht desselben“, darunter auch „ästhetische Untersuchungen über das Höchste im Menschen — die Liebe — Religion — — (ohne allen Schlegelianismus)“ will er unter dem Titel „Hieroglyphen“ veröffentlichen. Man sieht, wie es in dem jungen Manne, der doch noch kaum bemerkenswerte Lebensergebnisse aufzuweisen hat, weiter gährt und sprudelt. Beachtung verdient dazu die versuchte Verleugnung Schlegelschen Einflusses, während er sich gegen Tieck nie gewehrt hat.

In das unter dem schwülen Drucke der Zeitumstände keineswegs nur in Braunschweig leidende geistige Leben geben andere Briefstellen Einblick, ungeachtet, daß Horn sich auch absichtlich isolierte, vermutlich aus gutartiger, aber trotziger Selbstgefälligkeit, die wohl einen Mangel an herzhafter Wehrfähigkeit des kränklichen Menschen zu verhüllen hatte. Einmal meint er, „ich zweifle fast, daß es mir an einem so unliterarischen Ort, wie Braunschweig glücken werde“, auch nur einen Kupferstecher von Bildnissen des Shakespeare, Cervantes, Dante, Ariost, Goethe und Schiller für seinen Lunaalmanach aufzutreiben. Er fand dann den bekannten Schweizer Joh. Heinrich Lips dazu bereit, obgleich er auch in Braunschweig selbst zum Ziele hätte gelangen können. Zu der für Rochlitz bestimmten Kritik des braunschweigischen

Opernwesens äußert er, „als Laie konnte ich nur im allgemeinen von den Talenten einzelner Sänger und Sängerinnen reden, auch ist hier und da manche schneidende Bitterkeit gegen das Französische Wesen. Aber wahrlich, es ist nicht Animosität, es ist eine Art von Betrübniß über so manche sonst respektable Menschen meiner Vaterstadt, die ihre Würde vergessen und Nachahmer werden und kalt gegen die ächte Deutschheit.“ Fast zwei Monate später, am 22. April 1802, schreibt er: „Die Kritik des hiesigen Opernwesens hat hier sehr gezündet. Man trägt sich mit mancherlei Vermuthungen über den Verfasser.“ Sie war also anonym. Damit zusammenhängen mag Horns 1801 veröffentlichte Broschüre „Einige Worte über die Schauspiele der Franzosen“. Er teilt darüber mit, daß sie „in der deutschen Bibliothek äußerst grob behandelt“ worden sei. In der That bedeutete die auffallend ungeniert gewordene private Vorliebe des alternenden Herzogs für französische Kultur ein Ermüden in seiner sozusagen offiziellen Rolle als Förderer des so verheißungsvoll gerade in Braunschweig erstarkenden deutschen Geisteslebens, als früherer Gönner zumal Lessings.

Horn nutzte die Umstände noch auf andere Weise. Aus gleichzeitiger Beschäftigung mit Carlo Gozzi und der Umarbeitung von dessen Turandot durch Schiller erschien von ihm als besondere Arbeit im folgenden Jahre, 1803, „Über Carlo Gozzi's dramatische Poesie“.

Von Braunschweigern, die Horn nahe standen, erwähnt er in diesen Briefen nur Eschenburg als ihm hilfreich-freundschaftlich zugetan. Damit mag sein wachsendes Interesse in Beziehung stehen für ältere deutsche Literatur namentlich des 17. und 18. Jahrhunderts, so für Sybille Schwarz, die so gut wie vergessen war, obgleich auf ihre 1660 erschienenen Gedichte 1742 die „Critischen Versuche“ der deutschen Gesellschaft in Greifswald Seite 133 bis 157 wieder nachdrücklich hingewiesen hatten. Auch für Andreas Gryphius und Christian Günther hat er frühzeitig Verständnis gehabt. Daraus sollten sich später seine literaturgeschichtlichen Arbeiten entwickeln<sup>218</sup>). Schon von Braunschweig aus bot er, am 31. März 1803, einem Verleger eine „Blütenlese aus Altdutschen Dichtern“ an.

Merkwürdig, daß wir von Klingemann und Windelmann, die beide in jenen Jahren auch schon wieder in Braunschweig waren, in diesen Briefen gar nichts hören. Lag das daran, daß der geistig sich zersplitternde Windelmann von seiner ärztlich-medizinischen Tätigkeit her die rastlose und unbekümmert zielstrebige Schaffenslust Horns<sup>219</sup>) ein wenig neidisch und auch keineswegs grundlos beargwöhnte, Klingemann aber sich vorwiegend der Theaterpraxis widmete? Eher war ein erheblicher Gegensatz der Individualitäten ausschlaggebend. Horns weicher und ruhiger Natur mag das geräuschvollere Wesen Windelmanns, aber auch das erdgebundeneres Klingemanns nicht sehr sympathisch gewesen sein. Dazu ist beachtenswert, daß Achim von Arnim im Jahre 1805 gelegentlich eines Aufenthaltes in Berlin über Horn als Vortragenden urteilt, er spräche „vielleicht nicht ganz mit dem Anstande wie Windelmann, aber unendlich ideenreicher und belehrender“. Clemens Brentano erwidert: „daß Horn, den ich grüße, so gut redet, freut mich herzlich. Der arme Teufel hat es immer mit seiner Poesie sehr ernsthaft gemeint und macht jetzt einen guten Mist, da er als ein gläubiger Franz Horn Blumen und Heu ruhig gefressen, wiedergekaut und verdaut hat; Windelmann hat ihn stets sehr geringfügig behandelt. Ich kannte ihn in einer Epoche, da er an der sentimentalen Seuche krank war, und schrieb ihm seiner vielen Ueblichkeiten wegen als guter Freund folgendes Rezept, welches er gebraucht zu haben scheint:

Ach! im Sarge erlahmt selbst des Tanzmeisters Fuß,  
Ach! im Backofen singen selbst die erfrorenen Apfel.  
Sollen die Kuchen aufgehen, ach! so erhitze die Formen,  
Ist dir dein Elend Gefang, ach! so pfeife dein Lied!“



Durchweg mag die zwar im Umgange schwerlich störende, aber den Zeitgenossen häufig doch etwas anstößige Selbstgefälligkeit Horns es verhindert haben, daß er nähere Beziehungen zu den führenden Schriftstellern gewonnen, wird im Gegenteil, wie wir bereits vermuteten, dazu beigetragen haben, daß er zuletzt mehr als billig auch in Braunschweig sich vereinsamt fühlte.

Horns gute Freundin und Biographin, Karoline Bernstein, nennt in Braunschweig gar<sup>220)</sup> nur den ihr wohl besonders vertrauenswerten „geistreich geselligen Verkehr im Domprediger Wolffschen Hause“. Er hatte wohl Horns noch ungeformtem Bedürfnis nach religiöser Bedachtsamkeit gefrommt, konnte aber bei Wolffs engem Verhältnis zur Aufklärung der zur Romantik strebenden Unternehmungslust des angehenden Dichters schwerlich dienlich sein. Unbefangene familiäre Geselligkeit aber fand er vielleicht gerade dort, und sie blieb stets seinem zu gutmütig mitteilbarem Humor neigenden Gemüte Bedürfnis. Was ihn dagegen recht eigentlich aus Braunschweig fortgedrängt hat, wird die dortige Ausichtslosigkeit einer Lebensstellung gewesen sein. Wir müssen dazu die merkwürdigen Andeutungen Karoline Bernsteins in ihrem ganzen Umfange hier anführen, denn sie werfen ein besonderes Licht auf eigenartige Störungen noch neben der allgemeinen Depression, denen das eigenwüchsige geistige Leben Braunschweigs derzeit ausgesetzt war, auch wenn man die jugendlichen Vorurteile berücksichtigt, die Horn gegen Braunschweig behalten und auf seine Berliner Umgebung übertragen haben mochte.

Die Stelle lautet<sup>221)</sup>: Horn „nahm unter Anderem keinen Anstand, die in Braunschweig anwesende französische Schauspielertruppe, wie die Stücke, welche sie auführte, freimüthig und gründlich, aber auch gelegentlich in den Formen treffenden Spottes zu beurtheilen. Schon früherhin als entschiedener Gegner des damals nicht ohne mannigfaches Talent und geistvolle Paradorien verfochtenen Satzes, als könne Schönheit in der Kunst ohne Sittlichkeit wahrhaft bestehen, rücksichtslos aufgetreten, fuhr Horn gleichfalls fort, auf die Greuel der Undeutscher aufmerksam zu machen und eine böse Zukunft ahnungsvoll zu prophezeien, was in damaligen, scheinbar ruhigen Zeiten selbst von den Bessern nicht selten als Ueberschwenglichkeit bezeichnet ward. Selbst der Herzog empfand den Tadel, den einige seiner geliebtesten dramatischen Autoren und ihre Repräsentanten auf der Bühne erfahren hatten, so übel, daß er Kopf und Kenntniß des jungen Kritikers gelten ließ, aber an dessen — ‚gutem Herzen‘ zweifelte, und seine Anstellung im braunschweigischen Staatsdienste, wozu sich gerade Gelegenheit bot, vorläufig zu verschieben beschloß. Zwar zeigte sich zur Vermittelung dieser ‚Mißverständnisse‘ die Hand zu bieten eine Dame bereitwillig, die, wenn gleich durch die Ungunst des Geschicks dahin gebracht, den hohen Rang, welchen sie früher in der Gesellschaft behauptet zu haben — behauptete, jetzt nur noch auf der Bühne darzustellen, dennoch sich eines mächtigen Einflusses rühmte. Da die Schöne indessen bald wahrnehmen mußte, daß der Jüngling von deutschem Sinne und Gemüthe sich weder von seinem ästhetischen noch moralischen Rigorismus etwas abdingen ließ, ward aus der sich ankündigenden willfährigen Schülerin zuletzt eine Furie des Hasses und heimlicher Verfolgung, die, nachdem anderweitige theatralische Mittel erschöpft, selbst das Experiment mit Gift und Dold in Szene zu setzen sich nicht abgeneigt zeigte.“

Horns Briefe lassen von dieser abenteuerlichen Zuspitzung seiner Lage in Braunschweig nichts erkennen. Möglicherweise ist mit der einflußreichen Dame, die gegenüber dem spröden Horn offenbar so etwas wie die Rolle der Frau des Potiphar zu spielen versucht hat, die französische Schauspielerin Duquesnois gemeint, die dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand in seinen letzten Lebensjahren bedauerlich nahe gestanden hat. Des Herzogs Zurückhaltung einer Anstellung Horns wird indessen weder

lediglich durch Verstimmung über des unerfahrenen Kritikers Angriffe auf seine französische Schauspielergesellschaft — wir erwähnten diese schon Seite 17 — zurückzuführen sein, noch hätte er sich leicht hin von weiblicher Seite beeinflussen lassen. Karl Wilhelm Ferdinands Versagen wird auch in diesem Falle seinen Grund in tastender, mit dem Alter zunehmender Wesensart gehabt haben. Wie bereits Seite 22 gestreift worden ist, erlebte schon August Lafontaine Ähnliches. War es kein großer Verlust, daß dieser in Braunschweig nicht festgehalten worden ist, so wäre eine Anstellung Horns allerdings ein Vorteil für das geistige Leben Braunschweigs gewesen, falls er einer gewissen, seiner Veranlagung entgegenkommenden spießbürgerlichen Schöntuerei widerstanden hätte, was ihm freilich selbst in seiner späteren Berliner Unabhängigkeit nur zur Not gelang.

Jedenfalls fehlte es in Braunschweig überall an einem entschiedenen Willen, den durch die Gründung des Karolinums gewiesenen Weg einer rationalen Kulturpflege auch durch die schwül und dunstig gewordene Atmosphäre des anbrechenden 19. Jahrhunderts mit klarer Entschiedenheit weiter zu gehen, geleitet durch wachsendes Interesse für die Erhaltung und Weiterbildung der Überlieferung und für planvolle Prüfung des einheimischen Nachwuchses. Man ließ die Dinge gehen — und auch die Menschen, denen ihrerseits ihre oft spröde und herbe, ja trogige Stammesart Anpassung und Zusammenhalt erschwerte. Nicht weniger als drei fast gleichaltrige gebürtige Braunschweiger scharten sich, wie wir gesehen haben, in Jena um die Bahnbrecher der Romantik. Aber sie fanden weder hier noch im benachbarten Weimar den begehrten Anschluß und verbanden sich auch untereinander nicht, darin übrigens nicht unähnlich den führenden Romantikern selbst, die ebenfalls überwiegend norddeutscher Herkunft waren. Der allgemeine geistige Alpdruck der Zeit tat freilich auch da das seinige zur Zersplitterung.

Franz Horn fand immerhin für den entbehrten oder versäumten Umgang einen unerwarteten zeitweiligen Ersatz. Der Dichter und Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi, Jugendfreund Goethes, erkrankte schwer in dem kleinen Städtchen Hornburg. Er wurde von Horns Bruder Ernst, einem tüchtigen, später in Berlin zu Ehren gekommenen Arzte, nach dem nahen Braunschweig geholt und dort während der Sommermonate 1802 gesund gepflegt. Franz Horns Befürchtung<sup>222)</sup>, „der gute edle F. H. Jacobi wird wohl nicht lange mehr leben; Sein Tieffinn und die bis zum Äußersten gediehene Nervenschwäche müssen ihn zu Grunde richten“, bewahrheitete sich nicht. Jacobi lebte noch bis zum Jahre 1819. Dagegen bezieht sich Horn selbst gleichzeitig und mit Grund der Hypochondrie und Nervenschwäche. Sie quälten ihn lebenslang. Jacobi behielt dauernd lebhaftes Interesse für seines jungen braunschweigischen Gesellschafters Schriftstellerei<sup>223)</sup>, gewiß schon aus Sympathie mit dem ihm ähnlich gearteten Verfasser. Beide haben sich nicht völlig zu innerer Freiheit durchgerungen, Jacobis spitzfindiger Synthese von Ich und Wirklichkeit in Gott blieb Horns christlich-religiöse Weltanschauung stets zu nahe verwandt<sup>224)</sup>. Auf Horns nach Jacobis Fortgang wohl um so stärker einsetzende Gereiztheit gegen Braunschweig geht auch eine grotesk bittere Briefstelle vom 7. November 1802<sup>225)</sup> zurück, es hätten sich, wie er vermuten läßt wegen der Unausstehllichkeit seiner Vaterstadt, in ihr binnen neun Wochen dreizehn Menschen, darunter sieben Frauen, selbst getötet, „der Graf Haugwitz, ein trefflicher Jüngling von zwanzig Jahren, eröffnete den Leichenzug. Außerdem gab es zwei Todtschläge und drei Entführungen.“ Von einer beruhigenden Nachwirkung der philosophischen Religion Friedrich Heinrich Jacobis spürt man da freilich nichts. Da ernsthafte Zweifel über sich selbst Hornen nie gekommen sind, so übertrug der schaffenseifrige junge Mann wohl auch eigene Unzulänglichkeiten auf äußere Widerstände, zerquälte sich damit in noch Jenaer egozentrischer Romantik

das Gemüt. Da war es denn, auch ohne die tatsächliche ökonomische Bedrängnis, um so nötiger, daß er sich nach einer Lebensstellung auswärts umsah und zwar in einer Lehrtätigkeit für Sprachen und Literatur.



16 3

Horn denkt zunächst an eine Privatdozentur an der Universität Leipzig. Rochlitz rät ihm ab. Inzwischen war Friedrich Gedike, der bedeutende Schulmann und Direktor der Gymnasialschule des Grauen Klosters in Berlin, auf ihn aufmerksam geworden durch seine Arbeit über Gozzi und die schon ein Jahr vorher, 1802, erschienene Übersetzung von Senecas Trauerspiel Thyestes und deren einleitenden Aufsatz über das Wesen der römischen Tragödie. Auch diese Arbeit gehört also noch in Horns braunschweigische literarische Vorbereitungszeit. Gedike bot ihm an seiner Schule eine Lehrerstelle an. Horn, mitteilungsbedürftig wie er war, griff zu und trat sein Amt Ostern 1803 an. Gedike starb bald darauf. Neben seinem Schulumte hielt Horn gern besuchte öffentliche Vorträge über deutsche Dichtung, auch wohl schon im häuslichen Kreise ästhetischer Tees. Aus späteren Eindrücken hat ihn in solcher Umgebung Wilhelm Hauff, eine ihm in mancher Beziehung verwandte Begabung, im ersten Kapitel des ersten Teiles seiner Memoiren des Satans harmlos karikiert. Braunschweig sah er fortan nur bei flüchtigen Durchreisen wieder, sein Lebensweg auch weiterhin bis zu seinem Tode im Jahre 1837 ist hier daher nur anzudeuten. Um heiraten zu können, — er hatte sich inzwischen mit Gedikes Tochter Rosa verlobt, — fand er im Herbst 1805 eine auskömmliche Stellung am Bremer Lyzeum, nachdem die Aussicht auf eine Professur für Ästhetik und Geschichte an der derzeit preussischen Universität Erlangen sich zerschlagen hatte. Schuld daran hatte die Warnung des immer noch einflussreichen Berliner Aufklärers Friedrich Nicolai<sup>226</sup>) vor Horn als einem, wie angedeutet wird, gefährlichen romantischen Schwärmer. Gefährlich kann Horn niemals gewesen sein, Romantiker war er nur in bereits abgeschwächter Form, Schwärmer, wie sich das gehörte, als noch unfertiger schriftstellernder Jüngling.

In Bremen gedieh er weder körperlich noch auch recht seelisch. Er lehrt daher 1809 nach Berlin zurück, um fortan, aus Gesundheitsgründen amtliche Pflichten scheuend, als Privatmann in zunehmender häuslicher Enge vortragend und schriftstellernd tätig zu sein. Noch in Braunschweig wurde Horns in zwei Bänden 1804 und 1805 erschienener Roman Henrico konzipiert und teilweise ausgeführt, er erlaubt daher um so mehr noch einige Berücksichtigung, als er bei bleibender Grundidee und Typisierung, Abklärung des den GuislarDO füllenden jünglingshaften Gefühlsüberschwanges bemerken und die persönliche Eigenart des Verfassers entsprechend scharfer hervortreten läßt. Jetzt erst schlägt auch die in Jena aufgesogene romantische Weltauffassung und Darstellungsweise entschiedener durch. Im Mittelpunkt steht wieder der unverstandene, kraftgenialische Einsame, Henrico, ein Nachbild des GuislarDO, der denn ebenfalls, sich und andere zerstörend, zugrunde geht. Er trägt indessen individuellere Züge, gleichwie auch andere Personen des Romans eine gewisse Eigenart haben. In dem Dichter Ottomar, einer Nebenfigur, die nicht nur gelegentlich, wie es zu Beginn des 14. Kapitels vom 2. Buch heißt, „fast die Stelle des Chors zu vertreten“ scheint, gibt Horn in illusionzerstörender, romantisierender Ironisierung eine humoristische Spiegelung seiner eigenen Person, neben Ottomars Liebsten Therese die verhältnismäßig lebendigste Figur der Dichtung. An einzelnen Stellen, schon im ersten Kapitel, wird das Spiel des Verfassers mit sich selbst und dem Leser nach Art von Tiecks gestiefeltem Rater und dem Schluß von Brentanos Godwi getrieben. Man hat den Eindruck, daß Horns Begabung für durchweg humoristische Behandlung eines Stoffes geeignet gewesen wäre, zumal er, wie seine Biographin Bernstein rühmt, auch im persönlichen Verkehr gern mit gutmütigem Witz und Schallhaftig-

keit sich gegeben hat. Die eigentliche romantische Ironie, das Spiel des Dichters aus freier, ganz unbefangener Höhe mit der Welt, mit ihrem und seinem eigenen Wirken und Treiben, der Blick auf die Bedingtheit alles Tuns und Lassens, wäre ihm freilich immer verschleiert geblieben. Es schimmert zwar Shakespeares Narr als Gegensatzfigur durch, wie denn überhaupt gelegentlich formale Eindrücke aus der Beschäftigung mit Shakespeare erkennbar sind. Aber Horns Humor bleibt schwächlich, zahm, gemäß seiner nun in Berlin sich mehr und mehr ausbildenden, ebenso oft gestetzt männlichen wie gottergeben weichlichen Darstellungsweise.

Darin bestärkte ihn seit dem Jahre 1811 enge Freundschaft mit Friedrich de la Motte Fouqué, dessen teilweise recht schwammige Dichtungen gezielter Ritterlichkeit ihn besonders anzogen. Hat er selbst doch 1816 Fouqués „Ritterlied: Karls des Großen Geburt und Jugendjahre“ herausgegeben und mit einer Widmung an den Freund begleitet, worin er meint, es sei darin „alles klar und einfach, aber bedeutungsvoll und tief; frisch und heiter, aber fromm und sinnig.“ Das eben hatte sich als Horns eigenes Ideal aus seiner Anlage und seinem Lebenswege herauskristallisiert. Das posierte Heldenhafte, manirierte Süßliche sah er nicht. Auch Gustav Schwab trat ihm infolge eines Reisebesuches 1815 dauernd nahe. Alle drei verband wohl zumal ein ähnliches christliches Glaubensbedürfnis, wie es recht ausgeprägt sich kundgibt in einem in Privatbesitz befindlichen Briefe Horns an Fouqué vom 11. Februar des aufrüttelnden Jahres 1818: „Viele finden keine Ruhe, und die Sphinx verfinstert ihre Sinne. Die nur, die Jesum Christum kennen und lieb haben, sind mächtiger und glücklicher, und halten sich rein und stolz und demüthig ergeben in Gott. Du stehst fest, Friedrich.“

Romane veröffentlichte Horn nur noch bis zum Jahre 1818. Den letzten, „Die Dichter“, hat er für seinen besten erklärt. Er kann als solcher gelten, insofern er sozusagen die gründlichste Redaktion von Horns schon im GuislarDO durchgeführtem und dann wiederholt aufgenommenem Lieblingsthema ist, einen Jüngling durch Schuld zu läutern oder zugrunde gehen zu lassen, Schuld entweder aus Liebe oder aus Täuschung über seinen Dichterberuf, denn dieser ist dem Romantiker Horn das Höchste in der Welt<sup>227</sup>). Der echte und der scheinbare Dichter werden in Gegensatz gebracht. Der Roman „Die Dichter“ hat unter fünf Dichtern nur zwei wahre. Man sieht, es sind romantische Probleme, die Horn dauernd beschäftigen, ohne doch bewältigt zu werden. Seit 1817 wandte er sich einige Jahre mit Vorliebe der Gestaltung von Novellen zu, als deren beste, 1819 erschienene „Der ewige Jude“ gilt, ja als überhaupt vorzüglichste Dichtung Horns. Daneben betätigt er sich als erfolgreicher Literaturhistoriker seit dem Jahre 1805 mit umfangreichen Arbeiten, mit kleineren schon seit seiner Tätigkeit in Braunschweig, wie wir Seite 32 gesehen haben. Er besaß die Aufgeschlossenheit des Romantikers für ältere deutsche Literatur, aber sein Einfühlungsvermögen hielt nicht Schritt mit dem historischen Sinn der Gebrüder Schlegel. Die von niemand ganz vorurteilslos zu lösende Aufgabe auch nur berichtender Stellungnahme den eigenen Zeitgenossen gegenüber interessiert heute dagegen gerade als Reflektor seiner eigenen produktiven ästhetischen Neigungen oder persönlichen Rücksichten. Ganz subjektiv ist da zum Beispiel der überaus rühmende Abschnitt über Fouqué<sup>228</sup>), recht wenig sachlich auch das bereits Seite 30 berücksichtigte Referat über Klingemann. Spätromantisch und unerschütterlich ist Horns schon in Braunschweig kräftig betonte Liebe für sein Vaterland, machte sie ihn auch farbenblind gegen des Dichters Fouqué grelle, altertümelnde Vaterländerei. Er versuchte sich als Zugehöriger des neu aufsteigenden Preußens mit rein geschichtlichen Biographien, 1814 des Großen Kurfürsten und 1816 seines Sohnes König Friedrich Wilhelms I. Gekrönt wurden diese geschichtskundlichen Veröffentlichungen durch die 1823 bis 1831 erschienene vielbändige Erläuterung von „Shakespeares Schauspielen“.

Sie zeichnet sich wohl durch gute Sprache und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks aus, leidet aber an Horns Neigung, moralisierende Absichten auch Shakespeare unterzulegen, wie er ja selbst ihnen bei eigenen Arbeiten kraftlos verfallen war. Shakespeares durch nichts eingeschränkter Weitsichtigkeit konnte Horns subjektiver Gefühlsstandpunkt bei weitem nicht gerecht werden, wirkt sogar oft kleinlich<sup>229</sup>).

Franz Grillparzer sagt dazu rückschauend in seiner Selbstbiographie, gelegentlich seines Berliner Aufenthaltes 1826, in der molanten Weise seines Alters: „Souqué führte mich zu Franz Horn, der im Bette lag und aus dem Kranksein eine Art von Geschäft zu machen schien. Über alles, was er dachte und sagte, war eine Mattigkeit verbreitet, die ich später auch in seinem Kommentar zu Shakespeare wiederfand. Er war der erste dieser Kommentatoren, die sich von Tieck bis Gervinus alle Mühe gegeben haben, diesen verständlichsten aller Dichter unverständlich zu machen.“ In der Tat hat diese Arbeit, eine Art, möchte man fast sagen, von literarisch-ästhetischem Glaubensbekenntnis, seinem Ruße mehr geschadet als genügt. Horn geriet rasch in nicht ganz verdiente Vergessenheit. Mitschuldig daran war vielleicht seine 1839 erschienene Biographie „Franz Horn, ein biographisches Denkmal“, eine gut gemeinte, in ihrer Art auch zuverlässige Arbeit der um ihn treu besorgten, aber selbst kränkenden Hausfreundin des Ehepaars Horn, Karoline Bernstein. Sie schwelgt in red- und rühfeli gen Mitteilungen und Urteilen aus der Umgebung einer nur allzu wohl behüteten bürgerlichen Häuslichkeit, worin das in lauter warmen, mild leuchtenden Tönen gemalte Bild ihres Helden schier versinkt. Eine nicht leicht verdauliche Lektüre selbst für die Leser der Biedermeierzeit. Da half denn nichts, daß im Jahre 1841 Gustav Schwab mit Friedrich Förster einen Band nachgelassener Arbeiten herausgab, und daß im Jahre 1846 auch Theodor Mundt in seiner zwar der neuen Generation des „jungen Deutschlands“ angehörenden Allgemeinen Literaturgeschichte<sup>230</sup>) Hornen ausdrücklich der ihm drohenden Vergessenheit zu entreißen suchte: „In allen Dingen den Extremen abhold, stellte er eine ruhige, literaturfreundliche Mitte dar, die es in manchem Betracht zu etwas Ersprießlichem gebracht hat.“



Während die Romantik aus der der Einbildungskraft immer unerquicklicher werdenden Gegenwart, aus dem harten Leben der Wirklichkeit sich in die nachgiebigen Unergründlichkeiten des Lebens verlor und darin zerrann, hatte Franz Horn längst Halt gemacht auf einer lehrhaften Stufe der zahmen, die Erschütterungen des äußeren wie des inneren Lebens in konventioneller Sittlichkeit entgiftenden, aber auch ihres Markes beraubenden Mitte. In dieser Genügsamkeit lag bedauerlicherweise, schon während Preußens politischer Befreiung 1813, jene hohe Gesinnung an der Kette, die Horn schon um die Jahrhundertwende im Zusammenhange mit der Zuneigung der Romantik zur deutschen Vergangenheit doch aus eigenstem Gefühl sich errungen hatte; wirkliche Liebe für das große deutsche Vaterland und seine Leistungen, die entschiedene Ablehnung aber gleichmachenden französischen Einflusses. Er war dadurch eng verbunden mit dem Erstarken des deutschen Zusammengehörigkeitsgefühls. Rasch erwuchs dieses nach dem politischen Zusammenbruch von 1806 und infolge der auch geistigen Diktatur Napoleons aus den bisher sich zu Worte meldenden, zu Taten eifernden, sich absondernden, sich widersprechenden, sich überstürzenden und doch insgesamt so schwächlichen Einsichten, Aussichten und Absichten, — erwuchs auch aus ihrer Niederlage. Aber als nun wirklich der vaterländische Sinn zu Taten aufgegeben wurde und seine Pioniere unter den Romantikern dem Ruße zur Hilfe und Erneuerung des Vaterlandes folgten, da stand Horn bestenfalls im zweiten Gliede des Appells. Um mitzuwirken in teilnehmender Aktivität hindert ihn nicht nur seine Kränklichkeit, sondern nun eben auch sein angeborener Mangel an frischer Unbeküm-

mertheit. Er konnte nicht fünfe gerade sein lassen. Religiöse Bindungen und moralische Hemmungen schnürten ihn ab vom rücksichtslosen Mitmachen der Befreiung Deutschlands, trotz seiner Freundschaft mit dem ritterlichen Souqué. Er beteiligte sich nicht einmal mit der Stunde dienenden literarischen Arbeiten. Der großen Bewegung mußte er zuschauen aus den Fenstern seiner Berliner Häuslichkeit, mußte sich mit rein gefühlsmäßiger Verbundenheit begnügen. Ob er das als eine Entbehrung oder gar als eine Unterlassung empfunden hat? Schwerlich; denn er hat seine Haltung wohl immer als die jeweils angemessene hingenommen. Schon die Seite 26 angeführte Briefstelle läßt das erkennen. Wir hören auch nicht, daß er nennenswerte Teilnahme gezeigt hätte für das herbe Schicksal seiner engeren, braunschweigischen Heimat, die doch der Sympathie warmherziger Vaterlandsfreunde gewiß nicht unwert war.



Der Bildungstrieb des geistigen Nachwuchses in Braunschweig blieb ohne die bisherige Anregung nach der Vernichtung der Selbständigkeit des Herzogtums und seiner Eingliederung in einen künstlichen, lebensunfähigen französischen Vasallenstaat. Die Helmstedter Universität wurde aufgehoben, das Karolinum in eine Militärschule verwandelt, der museale Mittelpunkt des Landes, das große Sommerschloß Salzdahlum wurde abgerissen, seine besten Kunstschätze wurden nach Paris und Kassel verschleppt, die Wolfenbüttler Bibliothek, für Paris und Göttingen bereits geplündert, sollte vollends nach auswärts aufgeteilt werden. Was dennoch der treffliche Johannes von Müller als königlich westfälischer Leiter des Unterrichtswesens und der Wissenschaftspflege von Kassel aus Gutes beabsichtigte an zeitgemäßen Umgestaltungen, kam nicht zustande oder wirkte sich bis Braunschweig nicht aus. Auf breiter Basis glimmte so unter der Gleichgültigkeit oder der Kränkung seitens der Fremdherrschaft echtes Vaterlandsgefühl auf. Allerdings konnte Braunschweig an der ersten Freiheitsbewegung nicht aktiv teilnehmen. Dafür leuchtet seines Herzogs Friedrich Wilhelm kühner Trotzzug von 1809 gegen Napoleon durch Norddeutschland wie ein wegweisendes Signal voran. Der französische Landesherr in Kassel verschwand erst nach der Völkerschlacht bei Leipzig, und der eigene Herzog konnte erst Ende des Jahres 1813 zurückkehren, ließ aber schon am 16. Juni 1815 bei Quatrebras in einem Vorgefichte der Schlacht bei Waterloo sein Leben für Deutschland.

Ihn hatten noch persönliche Bande, verwandtschaftliche, freundschaftliche, dienstliche, mit Braunschweig verknüpft. Er wäre vielleicht noch in der Lage gewesen, aus den Trümmern des Alten beste Überlieferungen belebend und verschmelzend mit den Forderungen einer härteren Gegenwart, eine neue und in sich besser gefestigte Pflege des geistigen Lebens, der Bildung überhaupt, zu gewährleisten. Über die ersten Schritte, zu denen glücklicherweise die Wiederherstellung des Kollegium Karolinum gehörte, kam er nicht hinaus. Nach ihm regierte bis zum Jahre 1823 eine Vormundschaft, die ihre Aufgabe nur darin sehen konnte, der Unternehmungslust des jungen Nachfolgers nicht vorzugreifen. Es war die Zeit der allgemeinen Erschöpfung. In Braunschweig, das schon seit 1806 ohne eigenes Oberhaupt war, — denn Friedrich Wilhelms kurze Regierung war ein problematisches Intermezzo geblieben, — führte sie dazu, Volk und Fürst einander entbehrlich zu machen. Neue Energien sammelten sich in der Stille. Der noch allzu junge, unkluge und im Grunde landfremde Herzog Karl II. hatte keinen Sinn für die Verpflichtung, ein Enkel Karl Wilhelm Ferdinands, des vorbildlichen Förderers landesherrlicher Kulturaufgaben, zu sein. Er ließ sich im Jahre 1830 durch die merkwürdigste Kleinstaatliche Revolution für immer verjagen.

Nur allzu begreiflich, daß in diesen Jahrzehnten miflicher öffentlicher Zustände Braunschweig nur wenige bedeutendere Leistungen, sehen wir von Klingemanns schon besprochener theatralischer Betriebsamkeit ab, aufzuweisen hat, die zu buchen wären. Dem Bildungsbedürfnis genügte, im ganzen wohl begünstigt von der Obrigkeit, in wachsendem Umfange die ästhetische und literarische Unterhaltung, die geneigt war, auf tiefere Stufen zu sinken. Leihbibliotheken blühten auf, die große G.-C.-E.-Meyersche konnte im Jahre 1830 einen Katalog von über 23 000 Bänden versenden, darunter immerhin 4282 belehrenden Inhaltes. Dieser Nachfrage stoffhungriger Leser entsprach natürlich eine zunehmende Menge von Stofflieferanten. Aber es traten nur wenige ernsthaft zu nehmende Schriftsteller in einigermaßen deutlichen Umrissen hervor. Ihrer Bildung nach wurzeln sie zum Teil noch im 18. Jahrhundert.



Nach wie vor Gründliches leisteten trotz aller politischen Ungunst die Schulen. Hier konnte sogar ein noch im Sinne gemäßigter Aufklärung gegründetes Unternehmen die schlimmste Krisenzeit überdauern. Es ist die noch von Karl Wilhelm Ferdinand lebhaft begrüßte und unterstützte philanthropische Erziehungsanstalt in dem zehn Kilometer westlich von Braunschweig gelegenen Dorfe Vechelde, ein im Jahre 1804 ins Leben gerufenes Unternehmen Joh. Peter Hundeikers<sup>231)</sup> auf Basedowscher Grundlage, in der Art Schnepfentals. Aber Hundeiker, ein Autodidakt edelster Art, gebürtig und bis dahin auch ansässig im nahen Dorfe Groß-Lafferde, hielt sich von den Überspizungen Basedowscher Systematik ebenso fern wie von der undisziplinierten Überschwenglichkeit aufklärerischer Menschheitsbeglückung in der Art Joachim Heinrich Campe. Die familiär geleitete Schule in Vechelde, der das Schloß, der ehemalige Sommeritz Herzog Ferdinands, zugewiesen worden war, auf 30 Teilhaber beschränkt, sollte Söhnen aus strebsamen Kreisen eine humanistische Vorbereitung zum Besuche höherer Bildungsanstalten, wie etwa des Carolinums in Braunschweig, geben. So war Hundeiker eine der sympathischen Erscheinungen der wohl immer warmherzigen Wollens vollen, allzuoft aber unter verstandeskühlem Gestalten leidenden humanistisch-philanthropischen Erziehungsmethoden. Daß die Anstalt schon im Jahre 1819 wieder einging, lag nicht so sehr an der Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse wie an der bürokratischen Schwerfälligkeit der Regierung, die kein Karl Wilhelm Ferdinand mehr leitete.

Noch ein zweites Erziehungsinstitut, freilich ganz anderer, aber in seiner Weise nicht geringerer Eigenart, hatte sich unter dem „ancien regime“ Karl Wilhelm Ferdinands aufgetan, die inzwischen zeitgemäßer Umwandlung unterzogene ehemalige Jacobsonschule im braunschweigischen Städtchen Seesen am Harz. Der herzogliche Kammeragent und als solcher bewährte Vertrauensmann Karl Wilhelm Ferdinands in Finanzangelegenheiten, Israel Jacobson, hatte sie im Jahre 1801 gegründet und reichlich ausgestattet. 1810 erbaute er dafür eine in Gegenwart der Fürst-Äbtissin von Gandersheim Herzogin Auguste Dorothea eingeweihte Synagoge, die älteste öffentliche des Landes. Die Schule sollte Juden vornehmlich vom Handel loslösen, sollte sie zum Handwerk und Ackerbau erziehen, ein im Grunde erfolgloses Unternehmen selbst ohne die dagegen aus berechtigtem Instinkt derzeit noch opponierenden Jünfte. Aber auch Christen waren vom Schulbesuche nicht ausgeschlossen, und christliche Lehrer scheinen stets in der Mehrzahl gewesen zu sein. Im Jahre 1806 war die Schule schon von 30 jüdischen und 20 christlichen Knaben besucht und von 6 christlichen, 5 jüdischen Lehrern geleitet. Diese Lehrkräfte waren trotz dem elementaren Charakter ihrer Schule nicht ohne literarische Produktivität. Einer von ihnen, Dr. Günther Heinroth, geboren 1790 in Nordhausen, gab 1808 ein bei Vieweg in

Braunschweig gut gedrucktes Bändchen „Vermischter Gedichte“ heraus, dem 1815 noch ein zweites gefolgt ist. Es sind harmlose, in der Form unvollkommene, wenn auch nicht unkorrekte, größtenteils durch und für den Verkehr mit Kindern, wie die maßvolle Widmung an Jacobson selbst andeutet, entstandene Reime, in einigen Sabeln und gefelligen Liedern mit gelungenem neckischen Ausdruck. Diesem gab er auch Spielraum in Satiren auf Napoleon, teilweise plattdeutsch und unter dem Decknamen Hans Sachs erschienen, die größte in vier Gesängen 1813 nach der Niederlage Napoleons bei Leipzig. Indessen lieferte er auch als Komponist wie als wieder nur mäßiger Dichter einen „Schlachtgesang bey Jena fürs Piano Forte“, erschienen zu Braunschweig „im Musikalischen Magazin auf der Höhe“, der Freund und Feind wagehalsig gerecht zu werden sucht, und eine Geschichte der Jacobsonschule. Heinroth blieb bis 1818 in Seesen, dann wurde er angesehener akademischer Musikdirektor in Göttingen. Jacobson setzte sich mit großen finanziellen Opfern für die Emanzipation und Gleichberechtigung der Juden ein, Sorderungen, die sich folgerecht aus der Aufklärungstimmung ergeben hatten. Etwa 20 Jahre lang, bis 1808, beschäftigten ihn überdies geschickte Finanzoperationen. Der Herzog hatte Grund, ihm seine Anerkennung nicht zu versagen. Voller Erfolg und entsprechende Ehren, für die er sehr empfänglich war, schienen ihm im Königreiche Westfalen beschieden zu sein. Diesem Staatsgebilde hatte er sich denn auch so uneingeschränkt zur Verfügung gestellt, daß er nach dessen Zusammenbruch doch nicht nach Braunschweig zurückkehrte, sondern nach Berlin ging. Aber auch dort fand er, trotz immer noch großem Reichtum, für sein früheres Ansehen in Braunschweig und Kassel keinen Ersatz. Sechzigjährig ist er in Berlin, der Helmstedter Ehrendoktor, im Jahre 1828 gestorben<sup>232</sup>).



In ganz anderer, gelassen selbstverständlicher Weise erschien auch noch einmal ein 1771 geborener und dem Lande treu bleibender Braunschweiger als Erbe der weltbürgerlichen Gesinnung des 18. Jahrhunderts, doch zugleich, ohne seiner Anhänglichkeit an sein deutsches Vaterland etwas zu vergeben: Friedrich Karl von Strombeck. Weltgewandt, vielseitig gebildet und schriftstellerisch tätig, ein tüchtiger Jurist, zuletzt Präsident des höchsten Landesgerichts in Wolfenbüttel, ist er erst 1848 gestorben<sup>233</sup>). Durch seine mannigfaltigen gesellschaftlichen, wissenschaftlichen Talente und dastellerischen Neigungen hatte er sich Ruf weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus erworben. Er veröffentlichte unter anderem, von Christian Gottlob Heyne in Göttingen ermuntert, auch einige metrische Übersetzungen römischer Dichter, übertrug römische Geschichtsschreiber, vorab den ganzen Tacitus, schrieb ferner eine noch nicht überholte Darstellung der Katastrophe von „Hennig Brabant, Bürgerhauptmann der Stadt Braunschweig“<sup>234</sup>), seit 1809 umfangreiche Handbücher zur Rechtspflege des Königreichs Westfalen, der er auch in praktischer Tätigkeit wesentliche Dienste geleistet hatte, die seine Baronisierung zur Folge hatten. Im Jahre 1813 veröffentlichte er die „Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus“, das heißt eines Falles von Somnambulismus an einem jungen Mädchen. Auf Strombecks naturwissenschaftliche Interessen deutet auch die das Kohlenbergwerk bei Verlinghausen in Lippe betreffende Akte des Landeshauptarchivs sowie das Verkaufsangebot seiner nachgelassenen großen „Mineraliensammlung“, genauer Gesteinsammlung, am Schlusse des Auktionskatalogs seiner nicht weniger umfangreichen Bibliothek<sup>235</sup>).

Den besten Aufschluß über seine bewegliche Natur und seine mannigfaltigen Beziehungen zu bedeutenden Personen auch im Auslande geben seine in den Jahren 1833 bis 1840 in acht Bänden erschienenen „Darstellungen aus meinem Leben und aus



meiner Zeit“, ergänzt etwa durch das in seiner zeitlichen Färbung recht charakteristische öffentliche Urteil seiner Mitwelt im Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon der Gegenwart“ von 1840: „Im Ganzen spricht aus diesen Darstellungen eine reiche Erfahrung, eine heitere Anschauung des Lebens, eine gute, oft nur zu gute Meinung von berühmten Persönlichkeiten, denen er sich vorstellt, viel aristokratische, durch hohes Alter gesteigerte Behaglichkeit und Bequemlichkeit, die sich auch im Style der Darstellung oft bekundet und bis zur Nachlässigkeit ausartet, und mitten durch dieses aristokratische Wissen blitzen wieder Züge von liberaler, echt menschlicher Auffassung, die uns den Verfasser wieder lieb gewinnen lassen. Er vermag jedoch nur einzelne Erscheinungen, freilich in belehrender Weise, zu würdigen, da er, um Land und Volk im Großen und Ganzen zu verstehen, zu flüchtig sowohl reist als darstellt.“ Dies bezieht sich auf die Reisebeschreibungen der letzten Bände; die beiden ersten enthalten überwiegend Erlebnisse und Beobachtungen in der Heimat und bieten eine Fülle von wertvollen, auch von uns wie früher von anderen herangezogenen Mitteilungen.

Friedrich Karl von Strombeck war Sproß einer der ältesten und wohlhabendsten, damals geräuschlos von ihren Lehnsgefällen, Häusern und Kapitalien lebenden Patrizierfamilien der Stadt Braunschweig. Als solcher hatte es ihm in der belebten Vaterstadt nicht an Gelegenheit gefehlt, mannigfaltige anregende Beziehungen zu nützen, darunter auch die regsame Aufgeschlossenheit seines mütterlichen Oheims, des Abtes Häseler, über den wir Seite 51 f. Einiges mitgeteilt haben. Aber er wäre vielleicht doch auf einen engeren vaterstädtischen Gesichtskreis beschränkt geblieben, wenn nicht sein Vater durch Ankauf zweier landständischer Rittergüter dem Landadel sich zugesellt und der Sohn durch Einheirat in die Familie von Bülow diesen Anschluß auch gesellschaftlich vollzogen hätte. Der Herzog wurde auf ihn aufmerksam und empfahl ihn seiner Schwester Auguste Dorothee, der geistreichen und witzigen Fürstäbtissin von Gandersheim. Er verwaltete daraufhin ihre umfangreichen geistlich-weltlichen Rechte und Einkünfte, diese ihr auch noch unter der Fremdherrschaft bis zu ihrem Tode 1810 nicht ohne Schwierigkeiten erhaltend. Dann wurde er im Königreich Westfalen in höherer richterlicher Stellung auch zur Organisation der Rechtsprechung auf französischer Grundlage herangezogen<sup>236</sup>). Er unterzog sich dieser Aufgabe, ohne seinem Zugehörigkeitsgefühl zu seinem Heimatlande etwas zu vergeben, doch aber mit der Wirkung, daß er, 1814 in das wiederhergestellte Herzogtum zurückkehrt und fortan dauernd in Wolfenbüttel ansässig, keine amtliche Verwendung im herzoglichen Dienste fand. Dafür berief ihn die geschäftskundige, auch literarisch begabte Fürstin Pauline zur Lippe, mit der er schon länger in Verbindung gestanden hatte, in das Wolfenbütteler Obergericht, denn zu dessen Amtsbereich gehörte damals noch Lippe. In dieser Stellung verfaßte Strombeck im Jahre 1829 einen auch im Auslande beachteten „Entwurf eines Strafgesetzbuches für ein norddeutsches Staatsgebiet“. Als Rittergutsbesitzer Angehöriger der Landstände wurde er deren Aufgaben immer unentbehrlicher. Vergebens suchte er in dem Herzoge Karl II. das Pflichtgefühl Gesetz und Ordnung gegenüber zu wecken und nahm dazu auch publizistisch rechtskundige Stellung. Liberal nannten diese seine Zeitgenossen. In der Tat lebte auch in ihr, wie in der geistigen Haltung Strombecks überhaupt, die nur etwas umgeformte Gesinnungsweise des ausgehenden 18. Jahrhunderts weiter. Herzog Wilhelm, Karls II. Nachfolger, wußte den inzwischen in das Greisenalter Getretenen besser zu würdigen und verwertete ihn auch wieder unmittelbar in seinem Staatsdienst. Strombeck hatte noch die Genußtunng, den Vorsitz zu führen bei der großen, auch von Ausländern besuchten „Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte“ in Braunschweig 1841.

Wir haben in den letzten Sätzen über die unser Thema beschäftigende Epoche hinausgreifen müssen, insofern die Persönlichkeit Friedrich Karl von Strombecks das

nötig machte. Ist er doch der geistig aufgeschlossenste Vertreter der unabhängigen Intelligenz Braunschweigs in der kulturellen und politischen Bewegung der beiden ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, damals, als er auf der Höhe seines Lebens seine große Aktivität entfalten konnte, einerseits im Interesse der ihm anvertrauten und beharrlich durchgeführten wirtschaftlichen Fürsorge für die vereinsamte Schwester Herzog Karl Wilhelm Ferdinands in Gandersheim, andererseits im Sinne des allgemeinen Wohls durch bedachtsame Ideen zur Anpassung vielfach veralteter heimischer Rechtsverhältnisse an die zwar nur aufgezwungenen, aber teilweise zeitgemäßerer Rechtsanschauungen der westfälischen Regierung. Der in diesem Bestreben liegende unlösliche Konflikt nahm zwar seiner öffentlichen Wirksamkeit ihre besten Aussichten, lähmte aber keineswegs sein geistiges Ausdehnungsbedürfnis und seine unbefangene Anerkennung tatsächlicher Zustände. So ließ er es sich nicht nehmen, nach der ihm erstatteten Genugtuung durch den eigenen herzoglichen Landesherren, gelegentlich einer Italienreise im Jahre 1835 die Napoleoniden in Florenz und Rom, hier noch die Madame Mère Lätitia, Napoleons Mutter, persönlich aufzusuchen. Gesellschaftsbedürfnis und entsprechende Gewandtheit kamen ihm dabei zu Hilfe. Diese Veranlagung war ja auch schon der Grund seines engen Verhältnisses zu Beyle-  
Stendhal in den Jahren 1806 bis 1808 gewesen, auf das wir schon Seite 20 eingegangen sind. Ihm war dieser Funktionär der Franzosenherrschaft als ein gescheuter und vorurteilsloser Franzose ein willkommener Anreger und Zuträger modernster politischer und sozialer Ideen gewesen.

Man sieht durch Strombeds Lebensführung und Weltauffassung überall auf eine von wirtschaftlicher Unabhängigkeit getragene beharrliche, überzeugte Vorurteilslosigkeit, ohne hemmende Bindungen an geistiges Herkommen, auch ohne erhebliche leitende Förderung aus heimischen Kreisen, die mehr als gemeinsames Aufmerken gewesen wäre. Beachtenswert aber ist der scharfe Blick Karl Wilhelm Ferdinands für die verwaltungstechnische Zuverlässigkeit des jungen Mannes. Gerade in diesem geistigen Aufschlüsselungswesen ist Strombed ein recht geeigneter Vertreter wie seiner kulturell sich zerklüftenden Zeit überhaupt, so insbesondere Braunschweigs. Denn hier wurde zwischen 1806 und 1813 die Vergangenheit schier aus aller Verbindung mit der Gegenwart gerissen und dann nur ziemlich obenhin an unzusammenhängende neue Strebungen geknüpft. Und so war denn auch Strombeds Verhältnis zu den während seines Lebens vorherrschenden philosophischen und dichterischen Strömungen weit lockerer, als zu den sachlichen der Rechtspflege und der Naturwissenschaft. So wenig er noch von aufklärerischer Besserwisserei und Verbesserungslust besessen war, so wenig war im Grunde auch von der Romantik an ihm haften geblieben, trotzdem er doch recht eigentlich der Generation ihrer berufensten Vertreter angehört hatte.

Mit der Romantik lassen sich allenfalls seine geschichtlichen Studien zusammen bringen, noch deutlicher aber das Interesse, das er im Jahre 1813, als er Präsident des derzeit westfälischen Appellationsgerichts in Celle war, durch Veröffentlichung seiner vorhin erwähnten Geschichte eines „animalischen Magnetismus“ diesem erwies. Denn sie bezieht sich auf einen jener die Romantiker auf das lebhafteste beschäftigenden Fälle psychologischer Übergangserscheinungen zwischen körperlichen und seelischen Zuständen, auf die Strombed für seinen besonderen Fall deutete, wenn er etwa Seite XXVI sagt: „Ein Divinations-Vermögen war auch hier offenbar vorhanden, solange das Hellsehen dauerte.“ Es handelt sich dabei um an seiner Pflegetochter sorgfältig studierte visionäre Phänomene, wie sie Clemens Brentano in größtem Ausmaße und gläubiger Hingabe an der stigmatisierten Nonne Katharine Emmerich beobachtete und Justinus Kerner in einer Reihe von Fällen auch dichterisch beschrieb. Allerdings so romantisch und mystisch diese beiden Zeugen die Phänomene

zu behandeln versuchten, so sachlich wissenschaftlich bestrebte sich Strombeck sie zu erklären, ohne doch die Einsicht dafür zu verlieren, daß, wie er sich ausdrückt, „es noch Geheimnisse giebt, welche die Forschungen . . . zwar nie ganz entdecken, aber doch, vielleicht erst nach Jahrtausenden, in der Ferne zeigen werden“<sup>237)</sup>.“ Das ist der Standpunkt, der übrig bleibt, wenn allzu ausgeklügelte Doktrinen des Verstandes, gar zu wenig verantwortungsbewußte Verstiegenheiten der Einbildungskraft eine Gottesgeißel wie Napoleon aus der rauhen Wirklichkeit verscheucht. Niemand hat sich damals feinfühlicher auf diesen Halt zurückgezogen, als Goethe. Was bei diesem phantasiebegabten Genius freilich eine Leistung von Selbstbeherrschung sondergleichen gewesen war, bei Strombecks zwar nicht phantasielos, aber vom Sinne für das Mögliche durchaus abhängiger Veranlagung war es eine unwillkürliche Konsequenz. Er bietet in unserem Zusammenhange das beste Beispiel jener Wendung Einsichtiger aus der Welt sich überstürzender, den Boden unter sich verlierender Ideen in die Welt der Tatsachen, die der drohenden Anarchie der Geister und der völligen Verwirrung der Zustände wieder wehrte.



War es Strombeck infolge seiner ausgeglichenen Veranlagung und wirtschaftlichen Unabhängigkeit vergönnt, sich bei aller Lockerung der Zusammenhänge in seiner Heimat als wirksam nützliche Persönlichkeit zu bewähren, so war das eine Günst des Geschicks. Ein nicht von diesem unterstütztes Streben mußte scheitern. Dafür ist Strombecks Altersgenosse Karl Scheller ein bedauernswertes Beispiel, sogar in einer gewissen Parallele, aber auf ganz anderer individuellen und sozialen Grundlage. Denn auch er war Übersetzer aus dem Lateinischen, war Geschichtsfreund und Naturwissenschaftler.

Verkrüppelt 1773 in dem braunschweigischen Flecken Hesse zur Welt gekommen, was seiner Mutter das Leben gekostet hatte, von seinem Vater brutal behandelt, besuchte Karl Scheller<sup>238)</sup> die Gymnasien in Wolfenbüttel und Braunschweig, studierte hier und 1796—1801 in Jena, doch ohne nachweisbare persönliche Berührung mit den Romantikern, Sprachen, diese sein Lieblingsstoff, Naturwissenschaften und Medizin. Nach kostenfreier Promotion wurde er, wie er selbst in der Vorrede seiner „Bücherkunde“<sup>239)</sup> erzählt, gegen seine Neigung Arzt erst in seinem Geburtsorte, seit 1807 in Braunschweig. Ohne als solcher zu Verdienst zu kommen, suchte er daneben sich und seine Familie durch wissenschaftliche Beschäftigung mit den Sprachen, insbesondere mit altem und mit zeitgenössischem Niederdeutsch zu erhalten. Der Wolfenbüttler Bibliothekar Langer hatte ihn schon im Jahre 1800, wie Scheller an der vorhin genannten Stelle ebenfalls mitteilt, zu einer Bibliographie der alten niederdeutschen Literatur ermuntert. Hauptsächlich durch diese Beziehung erhielt er, schon seit 1814 bis 1822 als Konservator der Naturalienabteilung des herzoglichen Museums beschäftigt, im Jahre 1817 den Auftrag, das Verzeichnis der Kibdagshäuser Klosterbibliothek zu revidieren, und 1827, die Dubletten der Wolfenbüttler Bibliothek aufzunehmen. Es scheint, daß 1823 auch die letzte dieser Nebenbeschäftigungen aufgehört hat, dagegen häuften sich die Widerwärtigkeiten seiner verfehlten Existenz bis zur Unerträglichkeit. Sein unehelicher Sohn endete im Jahre 1836 in Wolfenbüttel durch Hängensband, eine echte Tochter wurde darüber wahnsinnig. Zuletzt auch noch um den Spargroschen für seinen ehelichen Sohn gebracht, machte er 1843 seinem Leben durch Fenstersturz ein Ende.

Dieses Schicksal war gewiß nicht ohne Einfluß auf den wissenschaftlichen Mißerfolg seiner Veröffentlichungen. Denn mit diesen erscheint er, wie andere wohl schon von Eschenburg angeleitet, als der erste Braunschweiger, der überhaupt, nun aber auch gleich mit romantischer Überschwenglichkeit der Erschließung des heimischen Erbes

an niederdeutscher, insbesondere mittelniederdeutscher Literatur sich gewidmet hat. Er war erfüllt von der rasch sich erfolgreich im Sinne der Gebrüder Grimm versachlichenden Neigung der Romantiker für deutsche Vergangenheit, aber er hatte keine persönliche Beziehung zu den Grimms, ihm fehlte deren innere Ruhe, der die Klarheit der Sache in ihrem romantischen Reiz bereits nicht mehr verloren ging. Schellers hastige Hingabe an den so dankbaren und zeitgemäßen Stoff hat ihn um die beste Wirkung gebracht. Sie hat ihn trotz großen Wissens und Könnens mit blinden Vorurteilen und subjektiver Willkür in der Behandlung gleichwie der Ausdeutung der Texte erfüllt, die schon 1825 Jakob Grimm getadelt hat, wogegen Scheller sich erfolglos zu wehren suchte<sup>240</sup>). Dem Anscheine nach war er, widerborstig von Natur, in seinem blinden Eifer gegen alles Nichtbodenständige, insbesondere gegen das Franzosentum, durch die Fremdberrschaft erheblich bestärkt worden. Mit ihr hatte er, wie mancher andere, seinen Schutzherrn Karl Wilhelm Ferdinand verloren, der sein Studium unterstützt hatte und ihm Aussichten auf eine Professur an der von der westfälischen Regierung im Jahre 1809 aufgehobenen Helmstedter Universität hatte machen lassen. Seine echte und heiße Heimatliebe hat ihn denn doch, trotz allen sachlichen Auswüchsen seiner auch im guten Sinne dilettantischen Gelehrsamkeit, zuerst mit wirksamem Nachdruck auf den Wert der sprachlichen und kulturellen niederdeutschen Überlieferungen hinweisen lassen. Er betont<sup>241</sup>) gegenüber den des geschichtlichen Sinnes baren Überheblichkeiten der Aufklärung, „daß,“ wie der Ausgang der Kämpfe mit den Römern zeige, „die Germanen kein armseliges und rohes Jägervolk waren, und daß wir „unter dem Torfmoor die unzweideutigsten Beweise einer früheren großen Kultur“ fänden, „und daß folglich das Gesamtvolk der Urbewohner Deutschlands einen höheren Grad von Bildung hatte, als uns die Griechen und Römer und ihre späteren Nachbeter weis machen wollen.“ So schnitt er eine Menge Fragen unserer älteren Geschichte an, die auch heute wieder im Mittelpunkt des deutschen Interesses stehen, die er aber infolge leidenschaftlicher Voreiligkeiten und Übertreibungen sachgemäß nicht beantworten konnte. Die nach geduldiger Kleinarbeit allmählich von anderen gegebenen richtigen Auskünfte über diese Geschichtsprobleme wurden erst viel später Allgemeingut der Geschichtswissenschaft.

Scheller stand mit diesen nationalen Interessen freilich auch in Braunschweig nicht allein. Eschenburg wies schon lange die jüngeren Leute auf die alte deutsche Literatur, Strombeck unterstützte von Wolfenbüttel aus Schellern mit Rat und Tat. Auf dieses Erste deutet ein gelegentlicher Dank<sup>242</sup>), auf die Tat, daß Strombeck auf fünf Exemplare des von Scheller 1829 herausgegebenen „Schildbuchs“, jener um 1518 verfaßten Geschichte städtischer Unruhen des braunschweigischen Zollschreibers Hermann Bothen, subskribiert hatte. Es war der erste Druck dieser wichtigsten Geschichtsquelle der Stadt Braunschweig, und ihn, unter welchen Bedingtheiten auch immer, zustande gebracht zu haben, ist Verdienst genug<sup>243</sup>). Scheller muß unter allen Umständen trotz seinen schrullenhaften Auffassungsweisen und Textbehandlungen, die unter anderem eine wissenschaftlich unzulässige Modernisierung der Sprache verschuldeten, als Pionier der deutschen Altertumskunde gewürdigt werden. Mit richtigem Gefühle hat er charakteristische literarische Hinterlassenschaften des niederdeutschen Mittelalters an das Licht gezogen und sogar das ganze Material zu katalogisieren versucht. In den Jahren 1825 bis 1829 geschahen nach langer Vorbereitung die meisten seiner Veröffentlichungen, außer dem Schildbuch 1825 „Der Laien Doctrinal“, eine Art von Sittenbuch, 1826 „Reincke de Jos fan Hinrek fan Altmere“ und „De Kronika fan Sassen in Rimen“, jene 1279 abgeschlossene Geschichte braunschweigischer Fürsten, und ebenfalls 1826 die verdienstlichste seiner Arbeiten, die „Büchertunde der Sassischniederdeutschen Sprache, hauptsächlich nach den Schriftendmälern der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel entworfen“. Sie geht auf

Langers Anregung zurück und blieb trotz ihrer Willkürlichkeiten bis Borchlings wissenschaftlicher Katalogisierung des Stoffes<sup>244</sup>) unentbehrlich und ist auch heute noch nützlich.

Im übrigen war Scheller keineswegs nur für diese niederdeutschen Stoffe abgeschlossen. Im Jahre 1820 gab er in erster, 1830 in zweiter Auflage des „O. Horatius Flaccus sämtliche Werke deutsch“ heraus, eine Übersetzung, die sich nicht übel liest und wohl auch bei Sachkennern Beifall gefunden hat. Seinem Abscheu über die Franzosenherrschaft gab er, freilich erst als sie gestürzt war, 1814, lebhaften, leider zu breiten Ausdruck mit einer „Jeromiade in sieben Gefängen“<sup>245</sup>). Es wird darin der gewesene König Jerôme von Westfalen in vollstümlich geschulten Knittelversen verhöhnt mit vielen Hinweisen auf braunschweigische Verhältnisse und einige Personen zum Teil geringerer Geltung. In seinem herzhaften vaterländischen Zorne über so manche während der Fremdherrschaft erlebte Erbärmlichkeit und in seinem Haß gegen den aufgedrungenen französischen König läßt er sich freilich verleiten, wie das auch nach dem Diktat von Versailles 1919 aus nationalem Übereifer gelegentlich wieder geschehen ist, Karl den Großen, den durchaus deutschstämmigen und auch germanische Anschauungen vertretenden Frankenkönig, als eine Art welschen Vorgängers von Napoleon schlecht zu machen. Aber die Stelle<sup>246</sup>) ist so drollig und so charakteristisch für den Ton der „Jeromiade“ überhaupt, daß wir sie hier mitteilen:

„So wars einst, als ein Ungeheuer  
Von diesem Volk (d. h. den Franzosen) mit Kriegesfeuer  
Der Sassen stille Hütten brannte,  
Das da sich Charlemagne nannte,  
Dem war kein Laster nie zu klein —  
Es mußte sein leibeigen sein.  
Um seine Sünden zu bezahlen,  
Und aus zu tauschen ihre Qualen  
Für Himmelreich und Gotteslohn —  
Strebt' er sich einen Pfaffenthron  
In dieses Landes stillen Gauen  
Aus Heidenschädeln auf zu bauen.  
Und halb gelangs: das Christenthum —  
Ein bleiern Kreuz — hing man sich um.“

Wie derb er dagegen auch wieder und wieder den französischen Westfalenkönig behandelt, möge die folgende Stelle erweisen<sup>247</sup>):

„Und rechne nach, warum — warum  
Du brachtest so viel Menschen um?  
Damit ein Pinsel und ein Gell —  
Sechs Jahr' lang machte Königsdrell,  
Und darnach stünke nah und fern —  
So lang' am Himmel scheint ein Stern!  
Weit besser ist's zu leben nicht,  
Als machen sich zum Spottgedicht:  
Denn Nessel ist ein Kraut gar böß  
Zu wischen ein — beschmutzt Gefäß.“



Nennenswertes Interesse für die Pflege plattdeutschen Ausdrucks, mit dem auch seine Jeromiade durchsetzt war, weckte Scheller in seiner Heimat noch nicht. Genossen hatte er nur in der ganz populären Gelegenheitsliteratur der patriotischen

Begeisterung nach der Restauration des Herzogtums. Ihr aber fehlte es für ihre Reden und Gedichte an Talenten und Ausdauer, zudem an der nötigen Scheidung zwischen rechter Überzeugung und opportunem Mitmachen der neuen politischen Lage. Für unseren Zweck, der ja keine literargeschichtliche Untersuchung ist, lohnt der Stoff ein näheres Eingehen nicht. Dagegen muß hier Venturini, von dem Seite 49 ff. ausführlich die Rede war, noch einmal genannt werden, der schon vor der Wiederherstellung der alten Zustände seine gegen Napoleon gerichtete Gesinnung öffentlich, wenn auch vorsichtig vertreten hatte. Er lebte zurückgezogen auf seinem Hordorfer Pfarrhose in einem ebenfalls nicht leichten Kampfe mit den Umständen und mit sich selbst und hatte sich durchgerungen zu einer beherrschteren Haltung, als das Schicksal sie Schellern vergönnt hatte.

Nun aber trat Venturini noch einmal als Geistlicher hervor, scheinbar nur reformierend, in der Tat aber Partei nehmend für die Unabhängigkeit des evangelischen Christentums vom Staate. Im Jahre 1819 hatte der Professor für Theologie an der Berliner Universität, Wilh. Martin Lebrecht De Wette einen gut gemeinten, aber recht ungeschickten Trostbrief an die Mutter Karl Ludwig Sands, des mit dem Tode bestraften Mörders August von Kogebues, geschrieben. Dafür seiner Professur entsetzt und populär geworden, wurde De Wette im Jahre 1821 an die Katharinenkirche Braunschweigs als zweiter Pastor gewählt, jedoch von der Regierung nicht bestätigt. De Wette ging dann als Universitätsprofessor nach Basel. Es entstand in Braunschweig, entsprechend der unter Karl Wilhelm Ferdinand beobachteten und nun als ein Recht beanspruchten Meinungstoleranz ein Prinzipienstreit. Die Gemeinde beharrte bei ihrer Forderung De Wettes, beruhigte sich aber schließlich, als ihr ein die Widerstände nicht fürchtender gewandter junger Geistlicher von der Regierung zugewiesen wurde. Venturini legte im Jahre 1822 diesen Fall in einer altentwässerten Darstellung der Öffentlichkeit vor<sup>248</sup>). „Diese Angelegenheit,“ sagt er darin, „hat sich in einem Lande ereignet, wo unter dem Schutze einer wahrhaft aufgeklärten und humanen Regierung die freie Forschung ebenso wenig als das kräftige deutsche Wort für Wahrheit und Recht bisher eingeschüchtert oder gar in Sesseln geschlagen war. Daß es noch nicht eingeschüchtert ist, beweisen die Actenstücke selbst, welche den Haupttheil unseres Berichts ausmachen. Daß es nicht eingeschüchtert werden soll, so argumentiert Venturini weiter, gehe aus der Rede des ersten Geistlichen des Landes, Abt Bartels, hervor gelegentlich der Säkularfeier der Helmstedter Universität im Mai 1822. Bartels, uns schon Seite 14 als Verteidiger des Christentums gegen Mauvillon bekannt geworden, gehörte, wie Seite 47 ausgeführt worden ist, noch zu der unter Lessings Augen und mit Lessings Gewissenhaftigkeit in das tätige Leben eingetretenen Generation aus der braunschweigischen Nachblüte der Aufklärung. Professor Konrad Henke in Helmstedt, ihr theologischer Führer, und der Schulmann Konrad Heusinger, wie wir Seite 28 erfuhren von ähnlicher Gesinnung, waren seine Freunde gewesen. Es ist in der Tat anzunehmen, daß Bartels die Bestätigung der Wahl um so mehr für ungefährlich gehalten hat, als De Wette eine im Grunde weiche und duldsame Natur gewesen ist. Aber für die Regierung war der Fall wohl eine Angelegenheit ihrer Autorität geworden.

Die jüngere Geistlichkeit hielt sich derzeit im allgemeinen zwar wieder enger an die besonderen Aufgaben ihres Amtes, blieb aber überwiegend weiterhin dem Rationalismus des 18. Jahrhunderts verbunden. Eine Ausnahme war Joh. Karl Friedrich Witting. Geboren 1760 zu Alfeld, wurde er erst im Jahre 1800 aus Ellensen bei Einbeck an die Magnikirche Braunschweigs berufen, wo er bis zu seinem Tode 1824 gewirkt hat<sup>249</sup>). Witting hielt am positiven Christentum in dieser Umgebung mit mutiger Überzeugung, aber auch allseits respektiert, fest. Als Schriftsteller ließ er neben einem 1820 erschienenen „biblischen Beweis von der

„Himmelfahrt Jesu“ 1822 eine Arbeit über „Rationalismus und Rationalatrie“ folgen. Auch einen „Katechismus der Weltklugheit“ hat er verfaßt. Außerhalb Braunschweigs sind freilich diese Arbeiten nicht nennenswert beachtet worden.

Weiter reichte die Wirkung des ebenfalls 1824 als Abt von Michaelstein verstorbenen, dogmatisch zurückhaltenden J. H. W. Ziegenbein<sup>250</sup>). Im Jahre 1766 zu Braunschweig geboren, entfaltete doch auch er erst im 19. Jahrhundert seine volle Eigenart namentlich als Mädchenpädagoge, seitdem er 1804 seine Pfarrstelle an der Petrikirche in Braunschweig mit der Blankenburger Superintendentur vertauscht hatte und 1816 als Leiter des Lehrerseminars und anderer Schulen nach Wolfenbüttel übergesiedelt war. Seine Schriften bezweckten die sittliche Bildung der weiblichen Jugend, auch soweit sie nicht theologischer Färbung waren, wie das 1810 bis 1823 in vier Bänden erschienene „Lesebuch für Deutschlands Töchter“. Daß sie Ein- druck auch außerhalb Braunschweigs gemacht haben, erweist die Verleihung des theologischen Doktorgrades an Ziegenbein durch die Göttinger Universität im Jahre 1819.

Aus der Fülle der mehr oder weniger sachkundig über ihre seelsorgerischen Aufgaben hinaus auch publizistisch mitteilbaren Geistlichen berücksichtigen wir nur noch Karl Ludolf Friedrich Lachmann, den Vater des bedeutenden Sprachforschers Karl Lachmann. Er wurde an St. Andreas in Braunschweig Nachfolger des 1798 in die Stellung Abt Häfeler nach Holzminden berufenen, durch eine für Lateinschulen bestimmte „Sittenlehre, durch Beispiele aus der Weltgeschichte erläutert“, bekannt gewordenen Jakob Christian Weland. Lachmann, 1823 gestorben, gab 1816 eine viel verbreitete „Geschichte der Stadt Braunschweig“ heraus. Sie sollte dem Mangel einer solchen abhelfen als ein Lehrbuch für obere Schulstufen gleichwie als Lektüre für den Mittelstand der Bürgerschaft. Denn nun, nach dem Zerbrechen des Franzosenjoches, sei das allgemeine Bedürfnis nach der Kenntnis gerade der heimischen, der lokalen Geschichte besonders groß. Freilich hat eben dieser Bildungszweck den Verfasser viel zu sehr an seiner zeitgemäßen Aufgabe herumklügeln lassen. Das Buch ist noch getragen von der durchaus unhistorisch arbeitenden Überheblichkeit eines von rationalen Doktrinen in leichter geistlicher Hülle aus belehrenden, jedoch völlig untätig gesinnten Besserwissers. Wertvoll ist der Inhalt jedoch auch heute noch durch fleißige und aufmerksame Tatsachenverwertung in der die volle Hälfte des Buches füllenden Darstellung der eigenen Zeit des Verfassers, insbesondere der Regierungsjahre Karl Wilhelm Ferdinands und der Fremdherrschaft. In der Vorrede beruft er sich auf Ermutigung noch durch Podtels, dem sein Plan vorgelegen habe und der ihn „als Erzieher und Menschenkenner genehmigte“. Es war wohl die populär lehrsame Absicht, die Podtels gefallen hat. Auch war die das Ganze bestimmende Idee Lachmanns neu und bestechend, die Vergangenheit aus der Gegenwart verständlich zu machen, denn noch die 190 Seiten lange Stadtgeschichte in Philipp Christian Ribben- trops (1737–1797) Beschreibung „der Stadt Braunschweig“ von 1789 war eine wesentlich pragmatische gewesen. Aber eben damit schoben sich dem sozusagen ahnungs- losen Lachmann statt der Analogiehinweise, statt gegebener oder erlebter Zustände und Begebenheiten Vernunftgründe und Theorien ein, Erbgut der Aufklärung, die er für wesentliches Zubehör der Tatsachen gehalten hat. In dieser Beziehung, als Dokument ungewöhnlicher zeitgebundener Beschränktheit ist das Buch auf jeder Seite lehr- reich, ein echtes Spätprodukt übersteigter Geistigkeit des 18. Jahrhunderts.



Noch einmal müssen wir den Blick auf den einstigen Halt, die reale Stütze des geistigen Lebens in Braunschweig zurück lenken, auf das Karolinum. Als Lehranstalt war es seinem eigentlichen Zwecke schon abgestorben, oder als solche doch aufgegeben,

so durch Eberhard von Zimmermann, worauf Seite 43 hingedeutet worden ist. Aber war es auch nicht mehr was es geworden war im Sinne der Aufklärungszeit, eine Bildungsanstalt für emporstrebende Kreise der Bevölkerung ohne Standesunterschied, wie das vordem die Ritterakademien für eine privilegierte Schicht hatten sein sollen, so war die Anstalt doch noch in erfreulicher Weise materielle Existenzbasis für Gelehrte von zum Teil überlokaler Bedeutung geblieben. Nachdem die Franzosenzeit, wie wir schon Seite 33 gesagt haben, dem Karolinum auch in dieser Beziehung 1806 ein Ende gemacht hatte, stellte es Herzog Friedrich Wilhelm zwar 1814 wieder her, konnte ihm aber die alten Aufgaben auch nicht hinreichend wahren. Immerhin bot es weiterhin strebsamen Lehrern und Gelehrten Gelegenheit, sich ohne enge Schulfesseln zu äußern und fortzubilden. Noch gehörte ihm sogar der letzte und allgemein verehrte Professor der besten Zeit, Eschenburg, bis zu seinem Tode 1820 an. Aber bildsam eingreifen in die Formlosigkeit der neuen Zeit konnte er nicht mehr. Auch die jüngeren Lehrkräfte kamen über Versuche, gleichwie derzeit aus ähnlichen Gründen in anderen kleineren deutschen Staaten, nicht hinaus. Da aus Mangel an Schülern die Professoren nicht hinreichend beschäftigt werden konnten, hielten mehrere Vortragsstunden am benachbarten Katharinengymnasium. Es fehlte daher auch zum Zugzwang auswärtiger junger und strebsamer Lehrkräfte der Anreiz.

Die einzige, für unser Thema noch ergiebige Persönlichkeit am Karolinum in dieser Zeit ist die einigermaßen abenteuerliche Erscheinung des Freiherrn Gustav von Seckendorff<sup>252)</sup>. Geboren 1775 als jüngerer Sohn auf dem Familiengute Neufelwitz im Herzogtum Altenburg, trieb innere Unruhe ihn schon im Jahre 1796 nach Nordamerika. Er gab dort in Philadelphia musikalischen und deklamatorischen Unterricht und beschäftigte sich mit teils wirtschaftlichen, teils politischen Problemen. Zurückgekehrt 1798, trat er in kursächsischen Staatsdienst. Als Kammerdirektor im kleinen Herzogtum Sachsen-Hildburghausen hoffte er im Jahre 1807 vergebens, sich wirtschaftlichen Reformplänen widmen zu können. Schon nach sieben Monaten nahm er wieder seinen Abschied. Inzwischen hatte er sich als dramatischer Schriftsteller bekannt gemacht und benutzte sein mimisches Talent unter dem Decknamen Patrik Peale zu privaten Vorlesungsreisen mit ästhetischen Themen und namentlich mimisch „plastischen“, dem antitischierenden Zeitgeschmack entgegenkommenden Vorführungen in der Art lebender Bilder. Zeitweilig verband er sich dazu mit der gerade in solchen Darbietungen geschätzten Schauspielerin Henriette Hendel-Schütz. Theaterfachleute<sup>253)</sup> rühmten sowohl seine darstellerischen Fähigkeiten wie sein Wissen und sein theoretisches Verständnis für die Schauspielkunst, während seine praktische Anlage dafür, — er trat neben anderen Rollen als Marinelli, Nathan, Don Carlos auf — bestritten wird. Im Jahre 1811 gab er auch diese Bühnentätigkeit wieder auf und habilitierte sich in Göttingen. Diese Stellung verläßt er schon 1812, nachdem er noch in Göttingen, gleichsam als eine Art von Befähigungsnachweis, neben ein paar kleineren Schriften ästhetischer und philosophischer Art eine bemerkenswerte, 406 Seiten starke ästhetische Theorie unter dem Titel „Kritik der Kunst“ veröffentlicht hatte. — Noch einmal versuchte er sich nun als Deklamator und Darsteller von Plastiken durch seinen eigenen Körper im Vertrauen auf dadurch bereits erworbenen Ruf.

Erwünschtes Licht wirft auf dieses neue, wie es scheint nur noch von der Not eingegebene Unternehmen Seckendorffs und auf seine eigene Person eine Stelle aus einem Briefe Achim von Arnims an seinen Schwager Brentano vom 16. Januar 1813<sup>254)</sup>. Arnim berichtet da halb humoristisch über den Eindruck dieses Auftretens in Berlin: „Die Liebhaberei an Deklamation geht aber auf die Reize. Einer der besten, Seckendorff, der jetzt hier liest, hat ungeachtet aller höheren Verbindungen als naher Verwandter Hardenbergs, ungeachtet er eine vollständige Theorie sich اسپintisiert hat, kaum die Ausgabe seines hiesigen Lebens gewonnen. ... Er hat alle



Glieder durchstudiert und gestern erzählte er zur großen Freude der Damen vom begehrenden Mittelfinger, daß er der längste von allen fünf sei. Auch die Thiere hat er in Hinsicht der Deklamation untersucht, Austern sind die schlechtesten Deklamatoren. Jetzt zeigte er sich im römischen Kostüm<sup>255</sup>), macht Pilatus und Christus, läßt die Damen herausgehen und zeigt sich als Apollo ohne Kleider. Der Wagen der Tante Laroché war neulich ausgeblieben, sie kommt herein, weil sie nichts ahndet, da treten ihr warnende Stimmen entgegen. Bugler hat ein Circular herumgehen lassen, um beim Staatskanzler für die Anstellung des Sedendorff zu flehen; Sichte, die Bethmann<sup>256</sup>, Hirt<sup>257</sup>), der Schmalz und die Schmalz<sup>258</sup>), Schinkel und Veits<sup>259</sup>) hatten sich unterzeichnet. Ich lernte ihn kennen, er sagte mir, daß er mich besuchen wolle.“ — Trotz der hier berichteten Hilfsaktion für Sedendorff, an der so bedeutende Leute wie der Philosoph Joh. Gottlieb Fichte und der Baumeister Karl Friedrich Schinkel sich beteiligten, fand er kein Ankommen in Berlin.

Schließlich bot Braunschweig ihm ein Asyl. Sein neues Werk „Kritik der Kunst“ mag dafür ausschlaggebend gewesen sein. Vorhergehende persönliche Beziehungen Sedendorffs zu Braunschweig sind nicht bekannt. Im Jahre 1814 wurde er als Professor für Philosophie und Ästhetik an das wiederhergestellte Karolinum berufen. Indessen hat Sedendorffs „Kritik der Kunst“ gleichwie seine sonstigen Veröffentlichungen auf seine Zeitgenossen nicht annähernd den Eindruck gemacht wie seine Bühnenerfolge. In Göttingen mochte ihn wohl der angesehene Professor Bouterwek — über ihn Seite 37 — im Wege gewesen sein, der zudem schon 1806 eine später gänzlich umgearbeitete Ästhetik herausgegeben hatte, die von ganz anderen Voraussetzungen ausgegangen war, als Sedendorffs nicht minder originelles, aber viel weniger gelesenes Werk. Er bezweckte mit diesem<sup>260</sup>), „die Aufgabe einer rein objektiven Entwicklung der Begriffe von Kunst und Schönheit und eine Ableitung der verschiedenen Künste hiervon“ zu geben. In der Tat hat er sich daran gehalten, ohne durch den nachgiebigen Stoff zu Gefühlsdeutungen, Schwärmereien, wie er sie nennen würde, verleitet worden zu sein. Es ist sein systematisch geschlossenstes Werk geblieben. Mangel an Durchdenken führt ihn freilich oft zu banalen oder unverständlichen Formulierungen. So quält er sich vergebens, den Begriff romantisch zu fassen; über abgegriffene Bezeichnungen für Gefühlswerte kommt er da nicht hinaus. Musik und Schauspielkunst beherrscht er am besten. Begreiflich, daß auch dieses Werk, in dem er die Summe seiner doch oft auf guten Beobachtungen ruhenden Ansichten zieht, an wirksamen Einsichten arm ist und keinen Erfolg gehabt hat.

Näher geblieben ist dem heutigen Interesse Sedendorffs 1815 bei Vieweg in Braunschweig als „Solgestück aus Lessings Emilia Galotti“ erschienenes Trauerspiel „Orsina“. Braunschweig, Lessings letzter geistiger Zufluchtsort und Stätte der ersten Aufführung der Emilia, mag ihm, dem Lessingverehrer, die entscheidende Anregung gegeben haben. Er wußte indessen schwerlich, welch einen Riesen, wenn auch nur noch als ungeheueren Schatten, er damit in das Turnier gerufen hatte. Sein Drama sollte ausgesprochenerweise ein Intrigenstück sein, und das von Lessing mit Fleiß im Unbestimmten gelassene Schicksal der Orsina zu Ende führen. Sedendorff läßt sie ihre Rolle abspielen als in ihrem Stolz tödlich verletzte Rächerin an dem Prinzen, der sie achtlos beiseite geschoben hatte. Lessings zugespitzte Gedrungenheit des Dialogs und des Aufbaus schimmern noch eben durch. Die Charaktere sind zwar nur blaß, aber folgerrecht durchgeführt. Auch Schillers Philipp-Pösa-Experiment macht sich einmal bemerklich. Die Fabel ist freilich in ihrer Kompliziertheit bis zur Schwerverständlichkeit gediehen, dazu von gar zu vielen gewagten seelischen Voraussetzungen und Zufälligkeiten der Handlung abhängig, so daß das Ganze schließlich in eine recht gewaltsame Theatralik ausläuft. Aber den Verfasser darum mit Erich Schmidt<sup>261</sup>) einen bloßen Pfuscher zu nennen, geht doch nicht an, zumal er durchaus nicht etwa

Lessings Tragödie schulmeisterlich ergänzen oder gar ersetzen will in der Art wie 13 Jahre früher, 1802, der hämisch anmaßliche, in Anonymität sich bergende W. Naud.

Naud hatte es unternommen, Lessings Emilia Galotti mit einem „tragischen Gemälde“, „Bianka“ zu meistern. Seinem sowohl in der zerdehnten Handlung gänzlich mißglückten, wie in der Redeweise haltlos bald das Bombastische der Sturm- und Drang-Literatur, bald Lessings marmorharte Ausdrucksweise nachäffenden, durchaus platten Nachwerk geht obendrein noch eine lange, äußerst überhebliche „Vorerinnerung“ zur Rechtfertigung voraus. — Nicht ganz außer acht lassen wollen wir dazu wenigstens an dieser Stelle einen sonst kaum mit Spuren in und für seine Heimat nachweisbaren, 1766 geborenen Sohn der Stadt Braunschweig, Georg Ludwig Peter Sievers. Denn ihn verknüpft, ebenfalls erst im 19. Jahrhundert, mit Lessing ein 1807 veröffentlichtes Lustspiel offenbar sehr harmloser Natur, „Lessings Schädel“. Frühzeitig mag er aus Braunschweig verschlagen worden sein. Als Aufenthaltsorte werden Kassel, Paris, Italien und Wien genannt. Er scheint einen leichten, mit Sedendorff nicht vergleichbaren Sinn besessen zu haben. Seit 1802 hat er sich namentlich durch Lustspiele bekannt gemacht, ohne es doch zu einer Wirkung gebracht zu haben<sup>262</sup>). Im Gegenteil; der hamburgische Theaterdirektor Friedrich Ludwig Schmidt berichtet<sup>263</sup>): „Eine Theaterrevolte aber, wie am 28. October 1804 erlebt wurde, hatte ich noch nie gehört. Ein romantisches Schauspiel in vier Akten, ‚Der weibliche Abällino, oder das Mädchen in vielerlei Gestalten‘, von einem Unfähigen aus Braunschweig, Namens Sievers, verfaßt, wurde von Anfang bis zu Ende dermaßen ausgepocht, wie ich es nie wieder vernommen habe.“ Das Stück ist in der That von übelster Made. Die von vornherein durchsichtige Handlung führt in plumpen, unmöglichen Szenen zeitgenössischer Wirklichkeit einen von Oheim und Freund gewissenlos bedrohten, von Banditen und Masken umgebenen Herzog vor, der aus der Gefahr durch ein als nächtliche Erscheinung, als Zigeunerin und Maske auftretendes engelhaftes Mädchen heldenhaft gerettet wird. Um so peinlicher wirkt in dieser phantasielos zusammengeflüchten Unnatur die oft recht gute Sprache des Dialogs.

Bibl. d. TU.  
Braunschweig

◆ ◆ ◆

Von Braunschweig aus veröffentlichte Sedendorff im Jahre 1816 als Frucht seiner früheren Vortagsreisen zweibändige „Vorlesungen über Deklamation und Mimik“, ohne damit Erfolg zu haben. Das mag daran gelegen haben, daß er seinen Stoff zu sehr spezialisiert hat. Denn er sagt Seite 63 des zweiten Bandes in einem besonderen Abschnitt „Zweck dieses Buches“ ausdrücklich: „Wollte ich bei den anzustellenden Untersuchungen über Mimik den Psychologen und Anthropologen ins Auge fassen und für diese schreiben, so würde ich anatomische Rücksichten gar nicht entbehren können. Wollte ich dem Menschenkenner . . . Mittel zur Menschen-Bewertheilung und Enträthselung erteilen, so würde ich mich auf viele, historische Beispiele gefaßt machen müssen, um belegen zu können. . . . Für die Kunst ist dieses Buch hauptsächlich bestimmt, schöpfe denn der Psycholog und Anthropolog und jeder Menschenbeobachter so viel daraus, als mir neben jenem Hauptgesichtspunkte zu gewähren möglich sein wird. Zunächst gilt dieses Buch dem Redner und Schauspieler, dann dem Maler und Bildhauer.“ So ist es begreiflich, daß erst die 1858 bei demselben Verlage, Vieweg in Braunschweig, erschienenen „Grundsätze der Mimik und Physiognomik“ von Piderit den Sedendorff versagten Erfolg gehabt haben. — Auch andere ästhetische und philosophische Arbeiten Sedendorffs aus diesen Jahren verfliegen spurlos, 1814 „Beiträge zur Philosophie des Herzens“, 1817 „Grundzüge der philosophischen Politik“, 1819 „Lehrsätze der Denkwissenschaft“, daneben auch noch

1816 eine „Romanze“ von 148 Seiten, „Adelheid von Bergau“, und 1820 „Vier Gedichte — den edeln Zwecken des Braunschweiger Frauen-Vereins ehrerbietig gewidmet“. Die mannigfaltige schriftstellerische Fruchtbarkeit dieser offensichtlich keine großen amtlichen Ansprüche stellenden braunschweigischen Jahre wird auf allerhand ältere Vorarbeiten zurückgehen, ist auch wesentlich nicht über die in Sedendorffs „Kritik der Kunst“ zusammengefaßten Theorien und Gesichtspunkte hinausgekommen.

Nach keiner Seite hin hat sich Sedendorff zu einer vertiefenden Klärung seiner nicht unerheblichen Anlagen durchgerungen. Als Lyriker und Epiker geht er den bereits breit getretenen Weg der Romantik mit Schillerschem Einschlag. Von den Braunschweig vornehmlich angehenden „Vier Gedichten“ verarbeiten zwei epenhaft Stoffe des östlichen Auslandes, zwei, „Der Sinnen-Genuß und der Zufall“ sind Lehrgedichte. Alle vier ergeben sich in breiten Schilderungen, entscheidende Stellen sind dagegen balladenhaft kurz. Die Form ist wohl grammatisch rein, auch einigermaßen anschaulich, aber schwerfällig und eckig. — Zu dieser geistigen Verzettlung kam, daß der Lehrauftrag am Karolinum dem Professor Dr. Gustav Freyherrn von Sedendorff<sup>264)</sup>, wie er sich nun als Schriftsteller bezeichnete, schwerlich das geboten hat, was er erwartet haben mochte, und was die Anstalt in ihrer Blütezeit auch geleistet hat. Keiner ihrer Professoren fand daran noch einen angemessenen Zuhörerkreis, dementsprechend auch kein hinreichendes Echo nach außen. Die zusätzliche Vortragstätigkeit an der Katharinen Schule, mag sie auch keine eng begrenzte Gymnasialaufgabe gewesen sein, war dafür kein Ersatz. Auch das hat Sedendorff wohl, im Zusammenhange mit seinen übrigen Mißerfolgen, bedrückt und schließlich veranlaßt, daß er im Jahre 1821 Braunschweig, wie es heißt krankhaft überreizt, wieder verließ und noch einmal nach Nordamerika zurückging. Ein in Privatbesitz befindlicher Brief vom 5. Juli 1821 meldet seiner in Dresden zurückgelassenen Familie, Frau und Kindern, noch hoffnungsvoll seine Ankunft und läßt ihn ausrufen „Laß Herr meine schwache Kraft wirksam werden zum Wohl der Menschen und zum Glück der Meinigen.“ Aber im Staate Louisiana ist er dann kümmerlich 1823 gestorben.

Mehr mit dem Ablauf seines unruhigen Lebens als in seinen Schriften ist Sedendorff eine typische Erscheinung der Romantik. Während die Aufklärungszeit ihrer Verstandeskultur klare Ziele zu geben pflegte, ließ die Romantik ihre Jünger im Begrenzten sich verirren, im Grenzenlosen sich verlieren. So ging es Sedendorff in den Schranken seiner verschiedenen Interessen. Keiner Tätigkeit, keiner Aufgabe stand er gelassen genug gegenüber, keine bot seinem irrlüthtelnden Gemüthe Raft. Anschaulich ist die Schilderung, die Hoffmann von Fallersleben gelegentlich seiner zweijährigen Schülerzeit in Braunschweig von ihm als Lehrer macht<sup>265)</sup>: „Der Mann hatte allerei hübsche Kenntnisse und manche feine Beobachtungen gemacht, aber er war für einen Lehrer viel zu überspannt, zu unruhig und schauspielrig. . . . Doch war etwas von ihm zu lernen: wenn man von seinen Übertreibungen und Wunderlichkeiten absah, gelangte man oft zu der richtigen Einsicht, wie ein Gedicht aufzufassen und vorzutragen sei, und so verdankte ich ihm einen entschiedenen Fortschritt im Vortrage von Gedichten. Übrigens wunderten wir uns, wie ein solcher Mann, der mehr ein literarischer Abenteurer und Schauspieler war, bei einer höheren Lehranstalt von großem Nutzen sein konnte. Er wußte nun auch noch den Schülern gegenüber weder die Würde seines neuen Berufs noch das Wesen eines verständigen Mannes zu behaupten. Bei einer Streitigkeit seines Sohnes mit einem unserer Primaner ward er, ohne die Sache erst zu untersuchen, ob denn auch sein Sohn wirklich Recht hatte, so heftig, daß er in die Worte ausbrach: „Mein Sohn ist ein Cavallier!“, das heißt, den Schülern war auch sein thüringischer Dialekt aufgefallen, aus dem er für das Hochdeutsch Nutzenwendungen zu ziehen pflegte. Der Hamburger Theaterdirektor Schmidt dagegen lobt<sup>266)</sup> gegenüber der

verfehlten, unhöfischen Darstellung des Lessingschen Marinelli durch Sedendorff, daß dieser „im Leben die weltmännischsten Manieren, die feinste Bildung und die größte Gewandtheit immerfort bewies.“ Das ist ein Schauspielerurteil gegenüber der gesellschaftlichen Durchbildung eines Edelmannes aus altem Hause, dessen Selbstsicherheit wohl noch nicht, wie später in Braunschweig, gelitten hatte, wo dann etwa auch Bühnengewohnheiten den Ausfall zu decken suchten.



Hoffmann von Fallerslebens engere Beziehungen zu Braunschweig beschränken sich auf seine Schulzeit hier und vorher in Helmstedt. Für ihn, geboren in dem nahen lüneburgischen Städtchen Fallersleben, war Braunschweig der bequemst gelegene und zudem anregendste Gymnasialort. Aber Braunschwein konnte ihn nicht festhalten, so nahe einzelne Beziehungen zum Lande auch geblieben sind. Die Zeiten, wo das literargeschichtliche Wissen eines Eschenburg junge Leute mit ähnlichen Interessen, Hoffmann zumal, an das Karolinum und damit an seine Person und seinen Einfluß zu fesseln vermochten, waren nicht wieder gekommen. Aber Hoffmann erzählt uns noch von anderen Mitschülern in aufschlußreicher Weise. Sein bester Freund, der auch später mit ihm in Verbindung geblieben ist, wurde in Braunschweig Ludwig Henneberg, geboren 1797 in Blankenburg am Harz, gestorben 1872 als Hofrat in Braunschweig. Der Schätzung durch Hoffmann und den von diesem mitgeteilten Gedichten<sup>267)</sup> nach zu urteilen, war Henneberg ein ruhiger, zart-sinniger, doch fest in sich gefügter Mensch, der aber schwerlich großen Mitteilungsdrang besessen hat. Er ging alsbald, ähnlich wie Leisewitz, ganz in seinem Verwaltungsberufe auf.

Anderer Art war Hoffmanns Beziehung zu seinem Mitschüler Karl Köchy, der dann als Dramaturg, Regisseur und Intendanturrat des Hoftheaters in seiner Vaterstadt Braunschweig, wo er 1799 geboren wurde, eine bedeutende Rolle gespielt hat<sup>268)</sup>. Fritz Hartmann in seiner braunschweigischen Theatergeschichte charakterisiert ihn als eine „tiefe, feine, aber bescheidene und stille Natur“. Als angehender Jüngling freilich scheint er sich stürmischer gebärdet zu haben. Hoffmann wenigstens fühlte sich durch ihn einigermaßen abgestoßen und gefoppt. Er sagt gelegentlich seiner Braunschweiger Schulzeit, 1815, von Karl Köchy<sup>269)</sup>: Es „hatte sich zu uns noch ein Poet gefunden, der uns durch seine wilde Phantasie in Erstaunen setzte, dessen sonstiges Thun und Treiben uns aber, wenigstens mir, niemals so recht gefallen wollte, und dies war Köchy, der Sohn desselben Professors<sup>270)</sup>, der bei einer Gelegenheit, als von mir die Rede war, ausrief: ‚Ah, c’est le poète le grand!‘ Ich bewunderte oft im Stillen die herrliche Anlage Köchys und ich konnte es nie unterlassen sie zu loben, obschon ich wußte, daß jedes Lob seiner Eitelkeit noch mehr Nahrung geben würde und jede Anerkennung seiner Vorzüge ihn zum Mißbrauche derselben noch mehr aufmuntern konnte. Und wirklich, alles Schlimme, was ich bei meiner Gutmütigkeit in Bezug auf Köchy fürchtete, begegnete mir. Es war einmal so üblich geworden, sich einander poetisch der Freundschaft zu versichern. Was thut Köchy? Er schreibt ein langes, bogenlanges Gedicht an mich und auf mich; ich fange an zu lesen, natürlich mit einem freudigen Gefühle; ich lese es zu Ende und — weiß gar nicht, was ich gelesen habe. Ich fange bedächtiger an und finde nun, daß das Ganze nichts als der schauderhafteste Unsinn ist in schönen Worten mit hinundwieder schönen Bildern, aber doch ein solcher Unsinn, daß ich über diese Kunst mich am Ende mehr freute als ich mich über die schlechte Absicht ärgerte.“ Diese Mitteilung ist auch bemerkenswert wegen der zu einer schier selbstverständlichen und allgemeinen Äußerungsweise gediehenen dichterischen Ansprüche und Versuche von Primanern.

Sie mögen in Braunschweig als schöngeistige Überlieferung vom Karolinum her aus der braunschweigischen Friedenszeit noch des 18. Jahrhunderts mehr als anderswo üblich geworden sein, sind doch aber ein Zeitsymptom des durch die Romantik erst ganz entfesselten, in subjektiven Gefühlen sich ausströmenden, der Jugend zwar gemäßen, aber ungezügelt gar leicht und oft sich dann selbst zerstörenden Individualismus. Aus einem geistigen Kräftespiel drohte der Schwächezustand eines einseitigen Ästhetizismus zu werden. Gehört doch die Angabe Hoffmanns just in das Abschlußjahr der Freiheitskriege.

Karl Köchy und Hoffmann traten sich auch in der Folge nicht näher. Dem lag auf der Schule vielleicht mehr eine jugenschaft ehrgeizige Rivalität zugrunde, als ein wirklich so schroffer Charaktergegensatz, wie Hoffmann ihn schildert. Später zeigte sich Köchy sehr vorsichtig und zurückhaltend, vielleicht durch frühzeitige Erfahrung klug geworden. Denn schon im Januar 1821 trat er mit einer Schrift „Über die deutsche Bühne“ hervor, in der er durchaus maßvoll und sachlich für eine Reform der Schauspielkunst wirbt im Sinne größerer individueller Unbefangenheit gegenüber der auf formale, verallgemeinernde Schönheit dringenden Weimarer Schulung Goethes. Diese reife Schrift des noch so jungen Mannes hatte berechtigten Erfolg, wenn sie auch eine Wandlung ausdrückte, die im Grunde bereits eingetreten war. Gegen Goethes autoritäre Stilbühne gefehrt, meint Köchy, diese habe wohl den Sinn für plastische Schönheit angeregt, wie das auch Sedendorff mit seinen „lebenden Bildern und Attitüden“ getan habe, trotzdem habe „sie der theatralischen Kunst mehr geschadet, als genützt“<sup>271</sup>). Tüchtige Selbständigkeit ließe sich dagegen nur in gemeinsamer, durch Gedankenaustausch belebter Schulung der Schauspieler untereinander erreichen. Köchy lebte damals vorübergehend in Berlin als Zuhörer eines Kreises von Spätromantikern um Heinrich Heine, Grabbe und Friedrich von Uchtritz. Zu seinem freilich weit älteren Landsmann Horn scheint er dagegen keine Beziehung aufgenommen zu haben. Seine Laufbahn hier noch weiter zu verfolgen, würde die Zeitgrenze unseres Themas bei weitem überschreiten. Genug, daß er nach Klingemanns Tode diesen zum Teil als Dramaturg und Sekretär des Hoftheaters ersetzen sollte. Aber ihm fehlte die handfeste und dabei anpassungsfähige Art Klingemanns. Zum selbständigen Bühnenleiter brachte er es nicht. Als spätromantischer Nachzügler Tiecks machte er sich durch kleinere Dichtungen bekannt und ist auch als Dramatiker nicht ohne Interesse. Erst im Jahre 1880 ist er gestorben.

Leider hatte nun aber Karl Köchy auch noch einen Onkel, der fast gleichzeitig sich gedrungen fühlte, ganz anders gegen Goethe sich auszulassen: Christian Heinrich Gottlieb Köchy, Dr. jur., geboren in Schlieftedt bei Schöppenstedt 1769<sup>272</sup>). Dieser führte ein bewegtes Leben. Im Jahre 1803 Gymnasiallehrer im lurländischen Nietau, 1805 Universitätsprofessor in Dorpat, wurde er als solcher 1817 entlassen wegen Durchstechereien, und zwar, wie uns sein braunschweigischer Gefinnungs-genosse Karl Ludwig Haebelin verrät<sup>273</sup>), auf Veranlassung des damaligen Generalleutnants und Kurators der Universität, früheren Dichters der nach einem seiner Dramen genannten Sturm-und-Drang-Zeit der deutschen Literatur, Maximilian von Klingers. Darauf wurde Gottlieb Köchy Sprachlehrer in Hamburg, London, Madrid, Paris; wurde in Paris Korrektor in der bekannten Didotschen Druckerei, 1823 Advokat in Wolfenbüttel, als gleichzeitig sein Neffe Karl bis 1828 in Braunschweig auch als Advokat tätig war. Im Jahre 1828 ist er in Braunschweig wieder als Korrektor gestorben. Zwar „Schriftsteller von größter Vielseitigkeit und ausgedehntem Wissen“, hat er für Braunschweig doch nur Bedeutung als Verfasser einer in der Waisenhausdruckerei verlegten, 151 Seiten langen Broschüre „Goethe als Mensch und Schriftsteller“. Sie erschien unter dem Decknamen Friedrich Glover, der auf Unterstützung oder Mitarbeit durch Gottlieb Köchys Landsmann Heinrich

Vogler gedeutet worden ist, denn dieser hat sich in der Tat der Umstellung seiner Namensbuchstaben in Glover bedient.

Heinrich Vogler, geboren 1772 im braunschweigischen Flecken Hessen, war somit ein Dorf- und Altersgenosse Schellers, mit dem er dann auch durch Beruf und Interessen enge Verbindung gehalten hat. Als Arzt verließ Vogler Braunschweig 1804. In Halberstadt wurde er Buchhändler, nahm sich dort der Drucklegung von Schellerschen Werken an und ist 1836 in Potsdam gestorben<sup>274</sup>). Jene Broschüre gegen Goethe „von den beiden Buschleppern Vogler und Köchy“, wie Viktor Sehn sie nennt<sup>275</sup>), ist eine Schmähschrift elendester Art, ein Sumpfgewächs auf der derzeit absinkenden Ebene geistigen Schaffens in Braunschweig. Sie wagt es, an der Hand von „Dichtung und Wahrheit“ Goethes Sprache und Gesinnungsweise auf das schmutzigste zu verunglimpfen, auch durch widerliche Verkopplung einer skurrilen lateinischen „Dissertation“ von allein 43 Seiten Umfang über die Glöhe mit Goethes Studentenzeit in Leipzig und Strassburg.



Neben solchem Unkraut wuchsen harmlosere Pflanzen, aber mit duftlosen, dafür durch Buntheit um so anlockenderen Blüten, die Unterhaltungslektüre des nun vollends in die Breite gehenden Lesepublikums der Leihbüchereien. Ihm bot Braunschweig, wie wir schon Seite 89 gestreift haben, auch seitdem diesem August Lafontaine mit seinen immerhin noch einigermaßen qualifizierten Romanen untreu geworden war, einen immer fruchtbareren Boden schon seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts. Doch nun erst, in August Leibrock, paßte sich diese Art Schriftstellerei strupellos einem ganz ungepflegten Unterhaltungsbedürfnis an. Leibrock<sup>276</sup>), im Jahre 1782 zu Blankenburg am Harze geboren, siedelte 1806 vorübergehend, 1818 dauernd nach Braunschweig über und war hier zuerst als Lehrer, dann bis zu seinem Tode 1853 als Leihbibliothekar tätig. Er lernte als solcher sein Publikum gründlich kennen. Im Jahre 1818 mit dem Roman „Wilhelm von Barnholm und Emilie Liebreich oder die Gewalt der Liebe“ beginnend, schrieb er nicht weniger als 79 Werke, mit Vorliebe Abenteuer-, Räuber-, Ritter-, Kloster- und Spulgeschichten, die mit den schönsten Titeln prunkten, wie etwa: „Der steinerne Sarg im Ulmenthale, oder der wandelnde Geist Erichs von Dreieichen“. Durchweg läßt er die Tugend bestraft, das Laster belohnt werden. Kein Zweifel, daß er ein dankbares Publikum fand, hatte doch die Meyersche Leihbibliothek in Braunschweig im Jahre 1830 eine besondere Abteilung „Romantische Ritter- und Räubergeschichten“ von 2007 Bänden. — Derselben Art waren die Romane des in Braunschweig 1785 geborenen, 1831 als Kriegsassessor gestorbenen Joh. Ernst Brancaglio<sup>277</sup>), der vom Jahre 1808 bis 1826 etwa fünfzehn geliefert hat, darunter „Die Erscheinung im Schlosse der Pyrenäen“, „Die Geheimnisse der Abtei von Santa Columba“ und „Das wandernde Gerippe“. Seine Arbeiten sollen gewisse Vorzüge, verbunden mit vorsichtigen aktuellen Tendenzen, gehabt haben.

Nicht so harmlos wie Leibrock und Brancaglio ist der begabte, aber entgleisende Karl Ludwig Haebelin<sup>278</sup>) zu nehmen, Sohn des hervorragenden Staatsrechtslehrers an der Helmstedter Universität Karl Friedrich Haebelin. Im Jahre 1784 geboren, wurde auch er Jurist und 1807 zunächst Verwaltungsbeamter in Braunschweig, zuletzt Kreisamtmann in Hasselfelde. Als solcher wurde er 1824 wegen groben Dienstvergehens mit langjährigem Gefängnis bestraft, 1828 aber begnadigt, wie es scheint, weil er seine auch juristische Gewandtheit publizistisch den undisziplinierten Launen des drei Jahre später den Thron verlierenden Herzogs Karl II. zur Verfügung gestellt hatte. Während seiner Beamtenlaufbahn hatte er nur in den Jahren 1810 bis 1813 in Zeitschriften kleinere Erzählungen veröffentlicht, auch diese

schon anonym. Erst seit 1826, während seiner Haft, begann er mit selbständig erscheinenden Erzählungen und Romanen, wegen seiner sozialen Katastrophe bis zu seinem erst im Jahre 1853 in Potsdam erfolgten Tode unter wechselnden Decknamen, anfangs der Name seines 1830 verstorbenen Braunschweiger Verlegers Niedmann, zuweilen in Niemand verstellt. Dieser wird daher auch wohl für den Verfasser gehalten, aber der geistigen Haltung der Arbeiten nach mit Unrecht. Nur auf diese Erzeugnisse seiner ersten Schriftstellerjahre haben wir einen Blick zu werfen. In ihnen erscheint Haebelin noch in einer gewissen produktiven Frische, mit starker Neigung zu oft boshafter, nicht nur wie herkömmlich die Kleinstädterei, sondern auch die soziale Struktur und den Korpsgeist des herrschenden Beamtentums angreifender Satire, dabei zum Teil recht geschickt ein beträchtliches Wissen verwertend, Claren verspottend und doch sittlich nicht gediegener. Bald schrieb er, seine Gewandtheit in Flüchtigkeit vergeudend, nur noch um des Erwerbes willen und brachte es auf 64 Werke in 136 Bänden.

Einmal gestrauchelt, scheint es Haebelin schwer geworden zu sein, auf festen inneren Boden zurück zu finden. Gesucht hat er ihn. Auch die überwiegend geschichtlichen, als solche wohl durch Walter Scotts Popularität beeinflussten Stoffe, sie nennen sich z. B. „Die Overstolzen“, „Heinrich der Löwe“, „Dimitry“ lassen das erkennen. Die Bitterkeit seiner Gefängniszeit, während der er ja schon das schöngeistige Schriftstellern wieder begonnen hatte, und die ersten Jahre danach mögen besonders herbe auf den Ton mancher Darstellung gewirkt haben. Denn eine Vorliebe für verzerrende und bespöttelnde, dabei nicht selten lebendige und unterhaltsame Behandlung verrät, daß er die Menschen damals noch nicht wieder recht ernst zu nehmen wußte, aber auch nicht, als echter Humorist, über ihren und seinen eigenen Schwächen stand. Vergaß er sich doch soweit, daß er, noch im Gefängnis, sogar seinen Landsmann und Leidgenossen, Gottlieb Köchy, wie wir Seite 103 bereits gehört haben, glaubte anprangern zu können, und in „Krähwinkel wie es ist“ sowie dem in der dramatischen Form teilweise Schillern parodierenden aber matten Trumpf darauf „Die Verschwörung in Krähwinkel“, 1828 und 1829, spielt er in vielleicht nur posierender Verleugung seiner Fähigkeit und seiner Lage, herausfordernd auf Hassfelden an, den Schauplatz seiner dienstlichen Katastrophe, gleichwie auf seine Bestrafung. Daß Haebelin damals immerhin so etwas wie eine Sensation gewesen sein mochte, läßt sich vermuten, insofern diese zweite Arbeit durch die einigermaßen oppositionelle Hamburger Firma Hoffmann und Campe verlegt worden ist, die auch derzeit Heinrich Heines Werke zu vertreiben begann. Indessen erscheint Haebelin mit diesem Mangel an Zucht nicht nur als Opfer seiner eigenen Anlagen, sondern gleicherweise als Kind seiner Zeit. Sind wir doch mit ihm bereits auf der Schwelle des Revolutionsjahres 1830 zu der gegenüber der Romantik noch mehr als gegenüber der Aufklärung naturalistisch sich gebärdenden und radikal politisierenden Gesinnung des literarisch derzeit sogenannten Jungen Deutschlands.



In Braunschweig zeigen sich die Vorzeichen dieser neuen geistesgeschichtlichen Epoche seit dem Ende der stillen vormundtschaftlichen Regierung für Herzog Karl II., seit 1823, bereits recht vernehmlich. Karls völliges Versagen bei guten geistigen Anlagen, aber mangelhafter, in Willkür ausartender Charakterstärke ist bekannt und hier nicht weiter zu erörtern. Sein geistiges Interesse kam nur dem Theater zugute. Klingemann erlebte mit ihm seinen Pyrrhussieg als Theaterleiter. Das Karolinum führte sein blutarmes Dasein weiter bis 1835, wo eine gründliche Umorganisation ihm erst die Möglichkeit seines Aufstiegs zur lebensfähigen technischen Hochschule verschafft hat. Bis dahin blieb ihm in Verbindung mit dem Katharinengymnasium vom

bewährten humanistischen Gelehrtenstamm nur der als Lehrer und Mensch schon 1815 von Hoffmann von Fallersleben geschätzte Altphilologe Viktor Friedrich Lebrecht Petri<sup>279</sup>). Als Nachfolger Sedendorffs und noch von der vormundschaftlichen Regierung wurde im Jahre 1821 als außerordentlicher Professor für Philosophie und schöne Wissenschaften Friedrich Konrad Griepenkerl<sup>280</sup>) auch an das Karolinum berufen, nachdem er schon seit 1816 am Katharineum tätig gewesen war. Im Jahre 1782 zu Peine geboren, in Braunschweig aufgewachsen, wurde Griepenkerl als Göttinger Student durch Joh. Friedrich Herbart zum Philosophen und Pädagogen gebildet. Während der französischen Fremdherrschaft fand er gleich seinen braunschweigischen Landsleuten Christian Lippe und Theodor Schacht<sup>281</sup>), von 1808 bis 1816 Berufsbeschäftigung als Lehrer und Erzieher an den Sellenbergischen Erziehungsanstalten in Hofwyl bei Bern. Im Jahre 1825 wurde er ordentlicher Professor am Karolinum, wie das nun geboten war, ohne seine Gymnasialtätigkeit aufzugeben. Gestorben ist er 1849. Er hatte besondere Begabung für pädagogisch-praktische Musikpflege, und förderte sie durch persönliche Beziehungen mit namhaften Musikern seiner Zeit, darunter Karl Friedrich Zelter. So hat er im braunschweigischen Musikleben eine anregende Rolle gespielt.

Musikpflege blieb diejenige Äußerung selbständigen geistigen Lebens in Braunschweig, welche seine zunehmende Zersplitterung noch am besten überdauerte. Die gute Überlieferung Schwanbergers setzte an Klingemanns Theater Gottlieb Wiedebeyn als Opernleiter fort. Unter ihm begann auch schon der Aufstieg des Quartetts der Gebrüder Müller zu ihrem europäischen Ruf. Aber wir müssen das beiseite lassen. Griepenkerl suchte sich inzwischen durch zwei auf Herbart fußende größere theoretische Werke auch außerhalb Braunschweigs zur Geltung zu bringen, ein „Lehrbuch der Ästhetik“, titelmäßig erst 1827, tatsächlich aber schon 1825 erschienen, und eines der Logik von 1822, das 1831 noch eine zweite Auflage erlebt hat. Jenes nennt Goethe in einer Tagebuchnotiz vom 30. Oktober 1825 „Bouterwicksch jammervoll“, und das ist nicht nur so hingeworfen. Denn in einem Briefe an Griepenkerls Gönner Zelter, der ihn ausfragt, vom 26.—29. November 1825, sagt Goethe: „Dein Griepen — mag ein recht guter Kerl seyn, aber ich weiß nicht mit ihm überein zu kommen; er hat sich von den Dingen unterrichtet, die er bespricht, aber theils denkt ich sie anders, theils in einem andern Zusammenhang. Ich schlug das Buch auf und fand S. 336 § 10 ‚die gewöhnliche Einstellung in lyrische, didaktische, dramatische und epische Poesie u. s. w.‘ Da schlug ich das Buch zu und dictirte was die Beilage ausweist, was Du für Dich behalten wirst.“

Für uns bedarf es dieser Beilage Goethes nicht mehr, um das Anspruchslose von Griepenkerls Ästhetik zu erkennen. Sie haftet, trotz ihrer Zerteilung in 1. Ideenlehre, 2. die Welt der Ideen, überwiegend am Formalen, verehrt aber dennoch in Jean Paul eine höchste Autorität. Goethe wird das beharrliche äußerliche Abtasten eines nach allen Seiten hin grenzenlosen und daher letzten Endes auch der Begründung sich entziehenden Stoffes zuwider gewesen sein, wie es wohl auch einem echten Romantiker unerfreulich gewesen sein mag. Griepenkerl geht seiner berufsmäßigen Herkunft nach eben noch auf die Aufklärung zurück. Als Musikästhetiker mögen ihm seine formalen Analysen am besten gelungen sein, und da fühlt er sich auch, wie man aus gelegentlicher Andeutung schließen darf, als Romantiker. Mit alledem war Griepenkerls Ästhetik letzten Endes ziemlich überflüssig, was man von der „Ästhetik“<sup>282</sup>) Friedrich Bouterweks, mit der im übrigen Griepenkerl manches Systematische gemein hat und die Goethe nur schauernd nennt, denn doch nicht so unbedingt sagen darf, noch weniger von der eigenartigen Gliederungs- und Auffassungsweise Sedendorffs.



Aber man denke: drei immerhin umfangreiche Ästhetiken in so naher örtlicher, zeitlicher und geistiger Verbindung. Da konnte wohl ein das Publikum teils ermüdendes, teils verwirrendes Zerreden des Stoffes nicht ausbleiben. Auch die stetig fortschreitende Demokratisierung des Bildungsbedürfnisses verlangte nach gegenständlicherer Kost. Die schöne Literatur verlor ihre im 18. Jahrhundert errungene geistige Vormachtstellung. Das Karolinum in Braunschweig, dessen Hauptstütze sie damals gewesen war, schob sie immer mehr an die Peripherie ihrer Aufgaben. Dieser zunehmende Mangel an innerer Teilnahme richtete in Braunschweig die bedeutendsten dichterischen Talente der nach 1830 wirksamen Generation zugrunde, den Grafen Hans von Veltheim, Enkel des von uns Seite 53 f. herangezogenen August Ferdinand, der sich erschoss, und Robert Griepenkerl, Friedrich Konrads Sohn, der verkam.



Schuld an alledem haben freilich letzten Endes durchaus nicht allein die braunschweigischen Zustände, nicht das Versagen des umgewandelten Karolinums, nicht der Mangel des seit 1831 regierenden Herzogs Wilhelm an Interesse und Initiative für eine persönliche Förderung des geistigen Lebens in Braunschweig, auch nicht das in seiner Art auf dem in Braunschweig vorzüglich gangbaren Wege zur politischen Führung auch ein konventionelles, unselbstständiges Mäzenatentum pflegendes Bürger-tum. Schuldig war das geistige Leben Deutschlands überhaupt, schuldig der Mangel an geistiger Zucht. Es ist schon so: die Aufklärung mit ihrem literarischen Höhepunkte, der Klassik, und ihre polare Ergänzung, die Romantik, enthalten bereits alle Ideen, alle Probleme, den ganzen Reichtum frisch quellender oder aus alter Überlieferung neu herauswachsender Gedanken, von denen bis in das 20. Jahrhundert gezehrt wurde. Es liegt in dem fortgesetzten ruhelosen Suchen nach neuen Ideen und ihren Verwirklichungen, wobei eben doch in der Hauptsache das vorhandene Material nur neuen Kombinationen unterworfen wurde, eine Art von innerer Selbstverbrennung der im 18. Jahrhundert frei gewordenen Energie des geistigen Lebens.

Dem gegenüber hatte der nun zum Durchbruch kommende naturwissenschaftliche Materialismus trotz seiner handgreiflichen geistigen Oberflächlichkeit eine auf seine Weise aufräumende und aufbauende Mission. Denn es war nicht so, daß das geistige Leben etwa insgesamt in eine Art von Erschöpfung geriet. Ein großer Teil seiner Ideenmasse wurde von der Politik und Wirtschaftskunde verarbeitet, ein anderer von der gänzlich sich umgestaltenden Geschichtsauffassung, die jetzt auch der Philosophie neue Antriebe gab und der Naturwissenschaft die Idee der Entwicklung vermittelte. Was übrig blieb, verharrte dagegen bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in einer gereizten und unergiebigsten Zwischenstellung. Die Dichtung, welche um die Jahrhundertwende wenn nicht als Leiterin, so doch als Begleiterin der geistigen Lebensäußerungen gegolten hatte, konnte diese Stellung nicht behaupten. Dagegen schälte sich nun aus dem weiteren Umkreise schöngeistiger Neigungen und allgemeiner Interessiertheit der Journalismus als selbständiger Beruf, aber als aus aller Bindung zunächst vollends sich loslösendes Kind seiner Zeit gerade in seinen wirksamsten Äußerungen oft ohne Verantwortungsgefühl gegenüber sittlichen Ordnungen und sozialen Verpflichtungen. Vorwiegend in ihn flüchtete sich der ziellos gewordene ideelle Individualismus und vergiftete mit seinem entarteten geistigen Erbe die Mächte der Straße, während parallele Wirkungen auch der Dichtung auf die bedächtigeren Bildungsschichten nicht ausblieben.

So ist die völlige Umwandlung des Karolinums in eine technische Hochschule zugleich der heilsame örtliche Ausdruck einer allgemeinen Zeiterscheinung, findet andererseits die teilweise Lähmung des vorhergegangenen schöpferischen Individualismus auch in der lokalen Sphäre Braunschweigs ihr verkleinertes Abbild mit ori-

ginellen, aus den besonderen Bedingungen sich ergebenden Zügen. Vielleicht hätte sich hier ohne den Einbruch der Fremdherrschaft mit ihren wirtschaftlichen und dynastischen Folgen der Niedergang weniger widerstandslos vollzogen, wäre weniger vollständig gewesen, vermieden worden wäre er auch in Braunschweig nicht.

Den Besten der Zeitgenossen war das Stockende in diesen Wandlungen keineswegs verborgen. Deutlich weist darauf Georg Gottfried Gervinus schon in der ersten, 1835 bis 1842 erschienenen Auflage seiner wissenschaftlich Epoche machenden „Geschichte der deutschen Dichtung“. Gegen Schluß des letzten Bandes, der die gesamte geistige Haltung seiner Zeit charakterisiert, sagt er da in seiner zwar schroffen Urteilsweise, aber mit verblüffender, heute noch beherzigenswerter Eindringlichkeit<sup>283</sup>: „Ein Nationalleben ist nur dann wahrhaft im Gedeihen, wenn seine Richtungen mannichfach verzweigt sind, wenn der Lebenssaft nicht all nach Einem Ziele geht, wenn nicht hier die Pflanze schießt, während sie dort verkümmert. Und verkümmert und verdorrt ist wahrlich bei uns der Staat und Alles, was dem handelnden Leben, dem Mittelpunkt unseres ganzen Daseins, verwandt ist, auf eine klägliche Weise, während die Dichtung und das Leben und Schwelgen in Phantasien und Empfindungen zu einer enormen Fülle gediehen ist. Aus allen Zonen führt uns Alles, was ein Talent hat, den Ueberfluß ästhetischer Reize zu, durch jeden neuen Erwerb wird die Habsucht entzündeter, und zugleich die Befriedigung geschwächer, der Genuß stumpft sich ab, der Stachel des Neuen, des Bizarren, des Verrückten, sogar genügt nicht mehr, den verwöhnten Gaumen zu kitzeln. . . . Man habe den Muth, das Feld eine Weile brach liegen zu lassen und den Grund unserer öffentlichen Verhältnisse, auf dem Alles wurzelt, was ein Volk hervorbringen soll, neu zu bestellen, und, wenn es sein muß, umzueroden, und eine neue Dichtung wird dann möglich werden, die auch einem reifen Geiste Genüsse bieten wird.“

Es klingt, als seien diese Worte erst im Jahre 1918 gesprochen, und als bereite, was Gervinus gewünscht hat, erst seitdem sich vor, und keine hundert Jahre mühsamen und an Selbsttäuschung überreichen Sichfortarbeitens auf dem Wege zur inneren und äußeren Erneuerung lägen dazwischen.

## Anmerkungen

<sup>1)</sup> Nach dem „zweiten Nachtrag zur vierten Ausgabe des gelehrten Deutschlands“ von J. G. Meusel 1787 lebten damals 104 Schriftsteller (Gelehrte, Dichter, Belletristen) im Herzogtum Braunschweig, davon 47 in der Stadt Braunschweig, 23 in Helmstedt (Universität), 14 in Wolfenbüttel.

<sup>2)</sup> Dürftiges Quellenmaterial, insbesondere Mitgliederlisten von 1780 bis 1806 und seit 1849, sowie einiges Handschriftliche zur Geschichte des Klubs von K. Schiller im Stadtarchive Braunschweigs. — Außerdem Schröder und Asmann, Die Stadt Braunschweig, 1841, I, S. 249 ff. Neuerdings und eingehend L. Hünsmann, Das erste Jahrhundert des Großen Clubs in Braunschweig, 1880.

<sup>3)</sup> Dritte, revidierte Auflage der Statuten 1813. Älteste Statuten noch ohne Zweckangabe, aber sonst in den Hauptsachen gleichen Inhalts abgedruckt bei Hünsmann (a. a. O. Anm. 2), Seite 29—39.

<sup>4)</sup> Briefwechsel aus dem Jahre 1792 bei J. Leyser, J. G. Campe, II, S. 157—167.

<sup>5)</sup> J. L. Römer, Herzog Friedrich Wilhelm als Mensch, 1815, S. 49.

<sup>6)</sup> Hier eine die Art der Teilnehmer und ihre soziale Zugehörigkeit bezeichnende Auswahl seiner rund 770 Mitglieder der ersten Blütezeit, 1780—1806, ohne die im Haupttext schon genannten: Albers, Kaufmann aus Bremen; Mopäus, russischer Geheimrat, vermutlich Maximilian, der spätere russische Gesandte in Berlin und Freund Gärdenbergs; Angot, Kaufmann; v. Aschersleben, J. K. Hofmarschall und Mitgründer; Asmann, J. J. L., Pastor; Bartels, A. Chr., Abt; de Beaume, Vicomte; v. Bernstorff, Graf Ernst, war Kollegianer, das heißt auswärts. Besucher des Kolleg. Karolin, der als solcher üblicherweise 2 Jahre Mitgl. blieb; Bierbaum, G. W., Mitgründer; Boutmy, J. L. C., Prof.; Brammerel aus Genf; Dreyman, fünf, darunter vier Landwirte (einer Mitgl.) und ein Syndicus in Wolfenbüttel; v. Bülow, sieben, darunter ein Kammerat als Mitgl.; Buys aus Holland; de Chateaugiron, Hippolyte, Graf, aus der Bretagne, Kollegianer; Chichester, Georg Aug., Lord, Kollegianer; Cleve, drei, Beamte und Offizier, einer Mitgründer; Clive, Edward Bolton, englischer Offizier; Constant, Baron, drei, darunter Benjamin C. de Rebecque; von Coudenhoven, Graf Karl, aus Mainz; Kollegianer; von Cramm, Freiherr, fünf, einer Mitgründer; Crayen, Kaufmann aus Leipzig; von Döring, St. L., Legationsrat und Mitgründer; Downe, Christoph, Lord, Kollegianer; du Roi, vier, darunter der Hofmedicus (1741—1785) und Mitgründer J. Ph.; Ebert, J. A., Professor, Mitgründer; Emperius, J. F. S., Professor; Feddersen, I. F. Hofprediger und Mitgründer; Fein, K. W., Hofrat und Mitgründer; Feronce von Rotenkrenz, Geheimrat, Mitgründer; Fleckstein, C. G., Buchhändler in Helmstedt; de Florencourt, Wilhelm Ferdinand(?); Fredersdorff, Leop. Friedrich († 1814 als Kammerdirektor), Justizrat und Mitgründer; v. Gebhardi, drei, darunter W., Kammerat und Mitgründer; Geitel, Advokat; v. Girssewald, zwei Hauptleute, einer Mitgründer; v. Glümer, englischer Hauptmann; Graevenhorst, sechs, zwei Mitgründer; v. Griesheim, Ernst, Oberst; Häberlin K. F., Professor in Helmstedt; Häfeler, J. F., Abt in Holzminden; v. Gärdenberg, K. A., Geheimrat, der spätere Fürst; Henneberg, Ch. F. L., Legationsrat; Sessen-Philippsthal, Prinz Ernst, Kollegianer; Hope, Kaufmann aus Amsterdam; Surlebusch, S. G., Bürgermeister von Braunschweig; Jacobson, Israel, Kammeragent; Köber, Amtmann aus Amelungsborn; Krause, sechs Kaufleute, darunter ein Mitgründer; Krull, Chr. F., Medailleur, Mitgründer; Lange und Lautier, Kaufleute aus Berlin, beide Mitgründer; Langer, E. Th., Bibliothekar in Wolfenbüttel; Larcinti aus Martinique; Löffbecke, fünf Kaufleute, darunter zwei Mitgründer; v. Löhneisen, vier; de Loupe, Kaufmann aus Verviers; Lutterloh, Hofrat, Mitgründer; Macaulay aus England; Mahner, Hofrat, Mitgründer; v. Marenholz, drei; Moll, drei, davon zwei Kaufleute aus Hamburg, der dritte, J. K., Artillerie-Kapitän und später Generalleutnant; Montgomery, zwei, aus England, bzw. Island, mindestens einer Kollegianer; v. Münchhausen, acht, darunter zwei Mitgründer, einer, A. E. G., Geheimrat; Neuwied, zwei Prinzen, August und Christian, Kollegianer; Pockels, K. F., Hofrat; v. Praun, drei, Rittmeister, Forstmeister in Seesen, Berghauptmann

in Jellerfeld; v. Pujol, 1795 eingetreten, Kommandant von Valenciennes; Kemer, J. A., Professor der Geschichte; v. Kiedesfel, Joh. Konrad, Oberst und Mitgründer, sowie der Generalmajor und spätere Generalleutnant Friedr. Adolf; v. Rodenberg, J. G. A., Drost in Wolfenbüttel; Kose, Th. A., Professor der Anatomie und Anthropologie; Schmid, R. A., Professor und Konsistorialrat; Schneller, D. A., Oberstleutnant und Mitgründer; v. d. Schulenburg, Grafen, fünf; Schwanenberg, J. G., Kapellmeister; Secretan, Hofmeister des Kollegianers von Wallmoden; Siemonis, Kaufmann aus Verviers, Mitgründer; v. Sierstorpff, R. S., Hofjägermeister; Sommer, J. Chr., Arzt und Hofrat, Mitgründer; v. Spiegel, Domherr in Halberstadt; v. Stackelberg, Baron aus Reval, Kollegianer; v. Strombeck, drei; Stuve, J., Professor; Thies, drei Kaufleute, davon zwei Mitgründer; v. Unger, fünf, davon zwei Verwaltungsbeamte und Mitgründer, zwei Offiziere; v. Veltheim, vier, darunter der Berghauptmann und Mitgründer zu Sarbke, A. S.; Vercken, Kaufmann aus Eupen, Mitgründer; Vieweg, f. Buchhändler; Wegely, Kaufmann aus Berlin, Mitgründer; v. Weichs, Domherr in Hildesheim; Wiedemann, zwei, R. E., Kaufmann und C. A. W., Professor; Windelmann, D. W., Kaufmann; Windsor, Sir, englischer Offizier; Wolff, J. W. G., Domprediger; Ziegenbein, J. S. W., Pastor; (v.) Zimmermann, E. A. W., Professor; Junowiewski, russischer Leutnant.

<sup>7)</sup> Rechnungsbuch auf dem Stadtarchive Braunschweigs.

<sup>8)</sup> Im Gründungsjahre gehörten diesem Verein unter anderen an: Bremer, Kaufmann, vielleicht Sohn des Kunsthändlers B.; v. Broitzem; Brühl, Münzwarden; Diederichs, Gastwirt; du Roi, Advokat; Feyse, Makler; Grottrian, zwei, Advokat und Kammersekretär; Henke, Dr., vielleicht der Kriminalist S. W. E.; Illiger, Waagemeister; Lastrop, Syndicus; Mauvillon, Güterschreiber, später Controlleur, wohl Sohn von Jakob M.; Mitau, Kammerdiener; Petri, D. f. L., Collaborator, später Hofrat; Präffel, W. S. Chr., Fiedelmeister am Karolinum; Scheller, R. f. A., Dr.; Steinacker, W., Oberkommissär, später Generalkriegszahlmeister; Stobwasser, Chr. S., Sohn des Gründers der Lackfabrik; Windelmann, St. A., Professor der Anatomie und Neffe von Leisewitz. — Im Rechnungsjahr 1815/16 erschienen unter den neuen Mitgliedern: Dommerich (G. L.), Kaufmann; Götte, Kaufmann; v. Santelmann, Kammererrat; Safenbalg, Musikdirektor; Krause, E. und G., Kaufleute; Mahner, zwei, Kammererrat und Kammerassessor; Ribbentrop, L., Kammererrat und W., Geheimer Kanzleisekretär; v. Schmidt-Phisfeld, J., Geheimrat, schon seit 1808.

<sup>9)</sup> S. Meier: Der Klub zum schiefen Ständer. Braunschweig. Magazin, 1906, S. 44 ff., S. 55 ff.

<sup>10)</sup> A. Sornig: Die ersten fünfzig Jahre des Braunschweigischen Kunstvereins. Hofbuchdruckerei von Julius Krampe (1882). — G. Stegmann, Die Vorgeschichte des Braunschw. Kunstvereins, Braunschw. Magazin, 1922, S. 25 f.

<sup>11)</sup> L. Hantselmann: Der Kunstklub in Braunschweig, 1836—1886. Druck von Joh. Heinr. Meyer, 1886.

<sup>12)</sup> f. G. A. Lachmann: Geschichte der Freimaurerei in Braunschweig von 1744 bis Neujahr 1844; W. Dahl: Abriss der Geschichte der Loge Carl zur gekrönten Säule von 1744 bis 1894. Daten über Schneller in des Gesenius Lexicon Eruditorum, Stadtarchiv Braunschweigs.

<sup>13)</sup> Logenbrüder waren unter anderen: Karl August Pesch, erster Kammermusikus des regierenden Herzogs Karl Wilh. Ferdinand; Gottlob Friedr. Fleischer, Organist an St. Martini; Chr. fr. Krull, Medailleur und Münzkommissär; Joh. Andreas West, Hofmaler; Pierre Robin, Goldschmied; Karl Krägelius, Zinngießer; Marc Antoine Delolme, angesehener Hofuhrmacher, geb. 1752 in Genf (Meusel, Teutsches Künstlerlexikon, II A. 1808, I, 161); Florenz Lorenz Crell, Professor der Medizin in Helmstedt; die Professoren am Kollegium Karolinum f. L. A. Boutmey, Joh. Friedr. Pott, Leibmedicus, gest. 1805 (Gesenius Lexicon Eruditorum, Stadtarchiv). J. A. Kemer, J. Chr. Sommer, E. A. W. (v.) Zimmermann; der Domprediger J. f. Feddersen.

<sup>14)</sup> C. S. Stobwasser: Die merkwürdigsten Begebenheiten aus der Lebensgeschichte von Johann Heinrich Stobwasser. Braunschweig 1830.

<sup>15)</sup> Zur Literatur: J. S. Eschenburg, Entwurf einer Geschichte des Collegii Carolini in Braunschweig, 1812; August Koloff, Abt Jerusalem und die Gründung des Collegium Carolinum zu Braunschweig, Berliner Dissertation 1910; Heinrich Wall, Die Entwicklung der deutschen Dichtung im 18. Jahrhundert und die Männer des Braunschweiger Kreises, Freiburger Dissertation 1925; Karl Hoppe, Das Geistesleben in Braunschweig zur Zeit Lessings, 1929.

<sup>16)</sup> Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage 1802 unter dem Titel: Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem gesitteten Leben, 3 Teile.

<sup>17)</sup> Ausführliche, noch ziemlich zeitgenössische Begutachtung von Brandes als Schriftsteller in S. Baur's Allgemeinem . . . Handwörterbuch aller merkwürdigen Personen, die in dem ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts gestorben sind, Ulm 1816, I, Sp. 152—155.

<sup>18)</sup> Zur Biographie: K. Schiller, Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745—1800, S. 132—151; Allgem. Deutsche Biographie XX, S. 715 f. (Lefer); A. Stern, Jacob Mauvillon als Dichter und Publizist. Preuß. Jahrb. Bd. 230, 1932, S. 239—252.

<sup>19)</sup> in: Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur, Lemgo 1772, II, S. 163—187. Siehe Danzel-Guhrauer, Lessing, 2. Auflage, 1880, II, S. 319. — über Unzer und seine Beziehung zu Mauvillon: Jacobs, L. A. Unzer in der Zeitschrift des Harzvereins für Gesch. und Altertumsf., XXVIII, 1895, S. 117 ff. Hier und bei Schiller, Braunschweigs schöne Literatur (Anm. 18) S. 138 auch erwähnt die Beziehungen Mauvillons und Unzers zu Christian Wilhelm (von) Dohm, dem bedeutenden preussischen Verwaltungsleiter, Gesandten und Geschichtsschreiber. Dohm war 1776/77 Professor für Finanzwissenschaft und Statistik am Karolinum in Braunschweig, fand durch Gleim auch Zugang zu Lessing (Danzel-Guhrauer, Lessing, 2. A., II, 599), schwindet dann aber ganz aus dem braunschweigischen Blickfelde. Mit Unzer und Mauvillon verbunden war auch Christian Günther Rautenberg, seit 1762 Pastor an St. Martini in Braunschweig (dazu im Text S. 46). Er scheint ein bemerkenswertes Geschick gehabt zu haben, zwischen dem Atheismus Mauvillons und dem warmherzigen, theistischen Rationalismus des Abtes Jerusalem, der ihnen ebenfalls nahe stand, zu vermitteln. Dazu auch: Beste im Bschwg. Sonntagsblatte, 13. XII. 1908.

<sup>20)</sup> Beste, Geschichte der braunschweigischen Landeskirche S. 492 f., 503.

<sup>21)</sup> Näheres etwa bei E. Bodemann: Joh. Georg Zimmermann, 1878, S. 146 ff. und, etwas anders beleuchtet, in Sterns Anm. 18 zitiertem Aufsatz.

<sup>22)</sup> Alfred Stern, Das Leben Mirabeaus, I, S. 200, 208, 231 f. Ergänzend Jahrbuch des braunschw. Geschichtsvereins, 1929: K. Steinacker, Revolutionsgespräche im Jahre 1789 am Braunschweigischen Hofe, S. 144.

<sup>23)</sup> J. Leyser, J. S. Campe, II, S. 194; dazu ebenda S. 198.

<sup>24)</sup> (K. f. Pöckels), Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, 1809, S. 65 und 111. Umfassendstes, aber für das vorliegende Thema doch nicht ausreichendes Werk über den Herzog und seine Regierung: Selma Stern, Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, 1921. Veröffentlichung der Historischen Kommission für Niedersachsen.

<sup>25)</sup> Diese einigermaßen undurchsichtige Wesensart des Herzogs mag es mit verschuldet haben, daß noch ganz neuerdings lebhaft behauptet worden ist, Karl Wilhelm Ferdinand, ein in Wahrheit um das Deutschtum als Landesherr wie durch seinen Tod 1806 für das Vaterland verdienstvoller Mann, sei Freimaurer gewesen und habe als solcher gar Landesverrat begangen. Beides ist unwahr. Verfasser hat das in einem kleinen Vortrage: „Herzog Karl Wilhelm Ferdinand ein Vaterlandsverräter?“ im Braunschweigischen Geschichtsverein am 23. November 1936 (im Jahrbuch dieses Vereins fehlt eigentümlicher Weise in der Chronik des Vereins jeder Hinweis darauf) begründet. Im Niedersächsischen Jahrbuch für Landesgeschichte, Band 14, 1937, hat dann S. 347—365 unter dem Titel „Das Rätsel von Valmy. Karl Wilhelm Ferdinand ein Vaterlandsverräter?“ Erich Rosenbahl in dieselbe Kerbe gehauen. Die Polemik gegen den Herzog beruht nicht zuletzt auf der scheinbar unausrottbaren Verwechslung Karl Wilhelm Ferdinands mit seinem Oheim Ferdinand, auch wohl auf dem von einem oberflächlichen Schriftsteller, Karl Braun-Wiesbaden, seinem Enkel Herzog Karl II. angehängten Spitznamen „Diamantenherzog“. Die Abneigung gegen ihn wird neuerdings dadurch unterstützt, daß die Verfasserin seiner neuesten und umfangreichsten, in der vorigen Anmerkung erwähnten Biographie eine Jüdin war, die aber zu der Arbeit von dem früheren Direktor des Landeshauptarchives in Wolfenbüttel, P. Zimmermann, angeregt und gefördert wurde. Zu Klingemanns Urteil: sein Buch, Kunst und Natur, Bd. I, 1823, S. 296.

<sup>26)</sup> Dazu Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, 2. Ausgabe, 1875, Analacten, II, S. 468.

<sup>27)</sup> Dieser Mangel Karl Wilhelm Ferdinands an Entschiedenheit wurde schon von Gardenberg als herzoglicher Geheimrat beklagt, wie Ranke in den Denkwürdigkeiten Gardenbergs I, S. 93 erwähnt; ebenda S. 67 gibt Ranke eine knappe, treffende Würdigung der Eigenart des Herzogs. Daß dieser „leicht auszuholen war“, wie Gardenberg gelegentlich behauptet (Ranke, Denkwürdigkeiten Gardenbergs, II, S. 357) ist ohne Zweifel nur bedingt richtig.

<sup>28)</sup> J. Sartmann, *Sechs Bücher Braunschweigischer Theatergeschichte*, 1905, S. 268. — Des Herzogs Geschmacksabhängigkeit von Friedr. d. Gr. erwähnt bei Pöckels, Karl Wilhelm Ferdinand, S. 141.

<sup>29)</sup> Eschenburg, Entwurf einer Gesch. d. Coll. Carolini, S. 60. — Im Jahre 1790 gab Boutmy der Prinzessin Karoline, späterer Gattin Georgs IV. von England, Sprach- und Geschichtsunterricht; vergl. Baron, *À la Cour de Brunswick* (1789—1790) in *La Revue de Paris*, 1906, S. 233; ebenda S. 228 auch eine Beobachtung über die seltsam ökonomische Vorliebe des Herzogs für die italienische Oper.

<sup>30)</sup> Über die gesellschaftliche Bedeutung der Emigranten gute Auskunft durch J. A. v. Strombeck in seinen Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, 1833, I, S. 142 ff. — Dazu G. Waig und Erich Schmidt, *Caroline*, 1913, Bd. I, S. 362 f. — Steffens Bericht über Blankenburg im *Berschw. Magazin*, 1919, S. 75, Anm. — Ausführliches über die Blankenburger Emigrantenkolonie bei Leibrock, *Chronik der Stadt und des Fürstenthums Blankenburg*, II, 1865, S. 273—281.

<sup>31)</sup> Pöckels, *Carl Wilhelm Ferdinand*, 1809, S. 133.

<sup>32)</sup> Deluc lebte 1727—1817. J. Saalfeld, *Gesch. d. Universität Göttingen 1788—1820*. — Pöckels, *Karl Wilhelm Ferdinand*, S. 133.

<sup>33)</sup> Übersetzt unter dem Titel: „Reise durch die deutsche Kultur“, Verlag von Gust. Kiepenheuer 1919, S. 134 und 222.

<sup>34)</sup> Den folgenden Ausführungen liegt die Ausgabe der von Fr. v. Oppeln-Brönikowski in 10 Bänden herausgegebenen, im Propyläen-Verlage zu Berlin erschienenen *Gesammelten Werke Deyle de Stendhals* zu Grunde. — Das für uns wichtigste Stück daraus erschien als „Tagebuch in Braunschweig“ gesondert 1919 im Musarion-Verlag München.

<sup>35)</sup> *Gesammelte Werke*, Bd. VII, S. 302 ff.

<sup>36)</sup> v. Strombeck, *Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit*, I, S. 269, II, 144.

<sup>37)</sup> *Gesammelte Werke*, Bd. VI, 4. A., S. 58.

<sup>38)</sup> *Gesammelte Werke*, Bd. IX, S. 703, 706.

<sup>39)</sup> Ihre derzeitigen Briefe, mit anschaulichen Einblicken in die gesellschaftlichen Verhältnisse Braunschweigs kurz vor und während der französischen Fremdherrschaft, sind von Edith Frein von Cramm veröffentlicht als „Briefe einer Braut“, 5. Aufl. 1905.

<sup>40)</sup> *Gesammelte Werke*, Bd. VII, S. 290—93.

<sup>41)</sup> *Gesammelte Werke*, Bd. VII, S. 209.

<sup>42)</sup> *Gesammelte Werke*, Bd. IV, 2. A., S. 168 f., S. 255.

<sup>43)</sup> *Gesammelte Werke*, Bd. IX, S. 230.

<sup>44)</sup> J. G. Gruber, *August Lafontaine's Leben und Wirken*, 1833, eine ungenaue, hausbackene Arbeit. — Zur formgeschichtlichen Eingliederung als Romanschriftsteller: Franz Kummelt, *Aug. Zeinr. Lafontaine von den Anfängen bis zur Höhe seines Schaffens*, Göttinger Diss. 1914. Für Einzelheiten u. a. die Bemerkung in Waig-Schmidts *Caroline*, Bd. I, S. 697 f.

<sup>45)</sup> *Gesammelte Werke*, Bd. IV, 2. A., S. 164.

<sup>46)</sup> *Gesammelte Werke*, Bd. VII, S. 278.

<sup>47)</sup> *Geschichte der Deutschen Literatur seit Lessings Tode*, 5. Auflage, 1866, Bd. I, S. 459 ff. — Zur Kenntnis des durchschnittlichen schriftstellerischen Charakters von Lafontaines hundertundfünfzigbändigem Werke voller Wiederholungen leisteten gute Dienste die Romane „Der Sonderling“ (1793), philanthropisch-Basadowesche Grundsätze verarbeitend, „Fedor und Maria oder Treue bis zum Tode“ (1802), wo die Katastrophe des russischen Fürsten Menschikow den Hintergrund bildet, und „Ida von Riburg oder das Verhängnis“ (1816), eine phantastische Verwickelungs- und Entwicklungsorgie, dazu die Erzählungen „Die Versöhnung, eine wahre Familienscene“ (1794) und „Die Wirkungen der selbstsüchtigen Grundsätze“ (1801), diese mit dem dekorativen Hintergrunde der französischen Revolution. Das Grubersche Buch bietet im übrigen eine Fülle von Zinweisen und Auszügen, Kummelt auch geistesgeschichtliche Einordnung des Schriftstellers und einzelner Werke.

<sup>48)</sup> Gurli, naive, in aller Unschuld unsittliche Mädchenfigur in Kogebues Indianern in England.

<sup>49)</sup> *Allg. Deutsche Biographie*, Bd. 26, S. 338 (P. Zimmermann), Ergänzung der biographischen Skizze Carl Schillers in Braunschweigs schöner Literatur, 1845, S. 126—31. *Werkverzeichnis am besten in Goedekes Grundriß*, 2. Aufl., § 303, Nr. 10.

<sup>50)</sup> Danzel-Gubrauer: *Lessing*, 2. A. 1880, II, S. 447.

<sup>51)</sup> Als Schriftsteller am verwandtesten davon waren ihm Eberhard Garve in Breslau, 1742—1798, und namentlich Ernst Platner, 1744—1818, Professor in Leipzig,

Arzt und Anthropolog. Dazu sei noch hingewiesen auf Zippels Schriften, besonders die Werke über die bürgerliche Verbesserung der Weiber 1792 und über die Ehe 1774, IV. A. gänzlich verändert 1793.

<sup>52)</sup> Biographie und Schriftenverzeichnis in J. B. Zardts Neuherausgabe von Morizens Anton Reiser, Verlag von Georg Müller, München 1911. Moritz hatte sich bereits 1769/70 in Braunschweig als Zutmacherlehrling aufgehalten.

<sup>53)</sup> Rousseaus Erziehungsroman Emile, 1762, erschien 1790, übersetzt von A. J. Cramer, mit diesen Noten in Campes „Allgemeiner Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens“, XII.—XV. Teil.

<sup>54)</sup> Hoffmann v. J., Mein Leben, I, S. 83 f.

<sup>55)</sup> Allg. deutsche Biographie, Bd. XII, S. 336 f. (Zalm). Über Z.'s Schultätigkeit dazu X. Elster in der Festschrift für das Gymnasium Martino-Katharineum zu Braunschweig 1926, S. 48 ff.

<sup>56)</sup> Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg bis zum Jahre 1806, Band I, 1877, S. 81: „Man möchte Campe, wenn die Stellungen nicht allzu verschieden wären, mit Mirabeau vergleichen, welcher kurz nachher dem neuen König von Preußen eine durchgreifende Reform seines Staates nach den damals in Europa zur Herrschaft kommenden Ideen anrieth“. Ebenda S. 68—92 eine farbenreiche, gedrungene Schilderung des Hardenberg-Campeschen Versuches einer Lockerung beziehungsweise Loslösung der Schule von der kirchlichen Aufsicht mittels des neu zu schaffenden Schuldirektoriums für das Herzogtum Braunschweig. „Dieser Versuch“, heißt es S. 89 f., „bildet einen Moment der Periode der Aufklärung und gehört zu den Reformbewegungen, welche Europa und Deutschland erfüllten, aber nicht fähig waren durchzudringen. Sie wurden dann in die großen Erschütterungen verwoben, welche aus der französischen Revolution, die sich anbahnte, entsprungen sind und ganz Europa umfaßten.“

<sup>57)</sup> Geboren 1740 in Wismar, seit 1778 Professor in Helmstedt, seit 1787 in Rostock; gest. 1814 als Generalsuperintendent der hannoverschen Landteile Bremen, Verden und Stade. — Goedeke's Grundriß, 2. Auflage, S. 310, Nr. 162. Vitus Dettmer: Abt D. Velt-husen, Zeitschr. d. Gesellsch. f. nieders. Kirchengeschichte, XXIII, 1918, S. 11—94.

<sup>58)</sup> W. Oehlke, Lessing und seine Zeit, 1919, Bd. II, S. 446.

<sup>59)</sup> Als solchen, als „Feld der Geistesfreiheit“ schildert ihn J. Leyser im Auftrage der Nachkommen im 1877 herausgegebenen Lebensbild: Joachim Heinrich Campe, 2 Bde. 2. Aufl. ohne jede Satzveränderung 1896. Wertvoll namentlich der zweite Band mit einer großen Auswahl von Briefen an Campe. — Andere Literatur über ihn z. B. in A. Borchs „Bilderatlas zur Geschichte der Pädagogik mit begleitendem Text, chronologischer Übersicht und Bücherkunde“, 1920, S. 114; dazu B. Sengfelder: J. H. Campe als Politiker und seine Beziehungen zur französischen Revolution, 1909, Teildruck einer Jenaer Dissertation, die ihn (S. 18) voll „demokratischer Vorurteile“ und (S. 20) „unbesonnener Leichtgläubigkeit“ schildert, im Gegensatz zu Leyser, und die die Biographie Campes von dessen Zeitgenossen A. S. Niemeyer, Professor in Halle, in der Allgemeinen Enzyklopädie, XV, S. 47—49, als die psychologisch beste lobt. Übrigens meinte Campe auch noch 1798 gelegentlich der brieflichen Weitergabe des französischen Bürgerdiploms von 1792 an Schiller gegen diesen: „Es wird die Zeit kommen, wenn sie nicht schon da ist, da der Ehrenname fränkischer Bürger uns mehr als alle unsere andern Titel zur Ehre gereichen wird“ (Katalog 64 der Berliner Autografenfirma Zellmut Meyer und Ernst). — In unserem Zusammenhange konnte die praktische, pädagogisch-fachmännische Seite von Campes Tätigkeit nur gestreift werden. Ganz außer Acht lassen müssen wir seine sprachwissenschaftlichen Schriften, insbesondere das fünfteilige „Wörterbuch der deutschen Sprache“ (1807—1811) und das „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unsrer Sprache aufgedruckten fremden Ausdrücke“ (1801). Gute Übersicht des Schulreformversuchs in Koldewey's Gesch. d. Schulwesens im Herzogt. Brschw. 1891, S. 208—211.

<sup>60)</sup> Inhaltsangabe in Th. Frizschs Ernst Christian Trapp, 1900, S. 74 ff.

<sup>61)</sup> Georg Forster, 1754—1794. Bekannt als hochbegabter Schriftsteller durch seine für alle Kulturwerte aufgeschlossenen „Ansichten vom Niederrhein“, 1793 von den Mainzer Republikanern nach Paris gesandt, um dort den Anschluß des linken Rheinufers an Frankreich zu betreiben, starb er, zu spät politisch ernüchtert, elend in Paris.

<sup>62)</sup> Seite 59 und Anmerkung 53. — Zeitgenössische Angaben über Cramer und Schriftenverzeichnis in Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Bd. VI, 1911, S. 597—606.

<sup>63)</sup> Beiträge zur Beförderung der Menschenkenntnis, besonders in Rücksicht auf unsere moralische Natur. Zwei Stücke.

<sup>64)</sup> „Gedichte von Karoline Christiane Louise Rudolphi“, Erste Sammlung in 2. Auflage 1787 in der Schulbuchhandlung zu Wolfenbüttel, das heißt bei Campe, in Com-

mission; Zweite Sammlung 1787 herausgegeben von Joachim Heinrich Campe. — Nach Goedekes Grundriß war die Rudolphi, geb. 1750 in Berlin, gest. 1811 in Seidelberg, pädagogisch tätig. In Hamburg erscheint sie 1793/94 eng verbunden mit Elise v. d. Recke; J. Werner: L. v. d. R., *Mein Journal* (1927).

<sup>65</sup>) Der bedeutende philosophische Schriftsteller und Naturwissenschaftler Georg Christian L., 1742–1799, seit 1770 Professor in Göttingen.

<sup>66</sup>) Gegen einen Aufsatz von Campe in dessen „Braunschweigischem Journal“ 1788: „Statistische Nachrichten von den Progressen der Deutschen im Versmachen . . .“ In Eberts Vorrede heißt es, unter anderem, S. XIII: Sollte die goldene Zeit deutscher Dichtkunst „von der Aufklärung selbst verkürzt werden? O das wolle Gott nicht, daß ihre Sonne jemahls die Quellen der Begeisterung . . . austrocknen, und die daran wachsenden Blumen und Früchte . . . ausdörren sollte!“

<sup>67</sup>) Über den Umgang mit Menschen, II. Teil, 5. Kap., Nr. 16. — Adolf Freiherr v. Knigge, Hannoveraner, 1752–1796.

<sup>68</sup>) Im Pöckelschen Schriftenverzeichnis von Goedekes Grundriß, 2. Auflage, S. 303, Nr. 10 an letzter Stelle genannt.

<sup>69</sup>) „Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts“, 1808, Seite 117. Die Stelle ist, wie öfter bei Brandes, schlecht konstruiert und mußte aufgelöst werden.

<sup>70</sup>) Ein helles Streiflicht auf Leisewitzens menschencheues Wesen seiner späteren Jahre gibt ein Erlebnis von Matthißen mit ihm, mitgeteilt von August Klingemann in „Kunst und Natur“, III, 1828, S. 53–56. — Sonst Kutscheras „Joh. Anton Leisewitz“, 1876 und Maxs Veröffentlichungen „Joh. Anton Leisewitzens Briefe an seine Braut“ 1906 und dessen „Tagebücher“ 1916.

<sup>71</sup>) S. Baur, *Handwörterbuch aller merkwürdigen Personen, die im 1. Jahrzehend d. 19. Jahrh. gestorben sind*, Bd. II, S. 425.

<sup>72</sup>) R. Goedekes Grundriß, II. A., S. 307, Nr. 2.

<sup>73</sup>) Goethe, *Wahrheit und Dichtung*, III. Teil, 11. Buch.

<sup>74</sup>) Über Eschenburg als Übersetzer in der Reihe braunschweigischer Vermittler zwischen der englischen und deutschen Geisteswelt gute Aufschlüsse in Heinrich Wallis „Entwicklung der deutschen Dichtung im 18. Jahrh. und die Männer des Braunschweiger Kreises“ (Freiburger Dissertation 1925), S. 107–123. Diese Arbeit enthebt uns der Aufgabe, auf diese Beziehungen näher einzugehen. Zudem gehören sie überwiegend zur Vermittlertätigkeit der älteren Braunschweiger Ebert (am Karolinum) und Bode (in Hamburg und Weimar; vollendeter Übersetzer Youngs und Sternes).

<sup>75</sup>) Auch in den Xenien (Nr. 85 u. 139) wird Eschenburg als Systematiker und Stoffsammler angerempelt, mehr vielleicht von Schiller als Goethe; von diesem als Shakespeareübersetzer und sonst gewürdigt in *Wahrheit und Dichtung*, VI. u. IX. Buch, in der Rede auf Wieland 1813; dazu Briefwechsel Schiller–Goethe.

<sup>76</sup>) In Danzel-Guhrauers *Lessing* II. Aufl., II. Bd., S. 61, wird diese Ausgabe als „wegen ihrer Anmerkungen immer noch brauchbar“ geschätzt.

<sup>77</sup>) Zusammenfassendes über Eschenburg: R. S. Jördens, *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten*, Bd. VI, 1810, S. 768–798; C. Schiller, *Braunschweigs schöne Literatur 1745–1800*, 1845, S. 81–92; Goedekes Grundriß, II. Aufl., § 202, Nr. 9.

<sup>78</sup>) Ludwig Gisekes (1756–1832) geringe literarische Produktion verzeichnet in Goedekes Grundriß, II. Aufl., § 277, Nr. 13.

<sup>79</sup>) Zur Biographie Buhles: Pütters Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen. Bd. II, S. 193 f., Bd. III, S. 195 ff.; Kotermund, *Das gelehrte Hannover*, S. 318; Allgem. Deutsche Biographie, Bd. III, S. 509 f. (Spehr). Buhle war in Braunschweig auch Bücherzensor; R. Geseuius, *Lexicon Eruditorum*, Stadtarchiv Braunschweigs.

<sup>80</sup>) G. Struck, *Friedrich Bouterwek*, 1919.

<sup>81</sup>) Briefnotiz B.s an Langer aus 1804, dessen verdrossener Schwarzseherei er, vielleicht nur aus Höflichkeit, sekundiert in bezug auf die angebliche literarische Krise jener Jahre.

<sup>82</sup>) J. v. Matthißen's Schriften, Ausgabe letzter Hand, Bd. III, S. 134, 262–274.

<sup>83</sup>) P. Zimmermann, L. Th. Langer, *Zeitschr. d. Harzvereins für Gesch.* XVI, 1883, S. 1–78; ergänzend dazu von demselben: *Zur Biographie L. Th. Langers*, *Brschw. Magazin*, 1906, S. 138–142, und Goethes Briefe an L. Th. Langer, *Brschw. Jahrbuch*, 1922, S. 1–34; ferner S. Schneider: *Zur Lebensgeschichte L. Th. Langers*, *Brschw. Magazin*, 1924, Sondernummer, Sp. 9 ff., und derselbe, *Aus den Briefen Th. Langers an fr. Nicolai*, *Brschw. Magazin*, 1926, Sp. 17 ff.



- <sup>84)</sup> Darf als Ergänzung gelten zu dem von Zimmermann in der Zeitschrift des Sarzvereins 1883, S. 73 Mitgeteilten.
- <sup>85)</sup> In dem 1833 erschienenen 1. Bande seiner „Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit“, S. 144 ff. Strombecks auf zu großem Temperamentsgegensatz beruhende Übertreibungen lassen wir beiseite.
- <sup>86)</sup> Theodor Frissh, Ernst Christian Trapp. Sein Leben und seine Lehre. 1900. — Joh. Werner, Elisa von der Recke, Mein Journal (1927).
- <sup>87)</sup> Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, 1833, I, S. 142 f.
- <sup>88)</sup> Eschenburg, Geschichte des Collegii Carolini, 1812, S. 83; S. Baur, Handwörterbuch aller merkwürdigen Personen, die in dem 1. Jahrzehnt des 19. Jahrh. gestorben sind, I, Sp. 294 ff.
- <sup>89)</sup> Mauvillon, Geschichte Ferdinands, 1794, Bd. II, S. 481.
- <sup>90)</sup> P. Zimmermann, fr. Wilh. Zachariae in Braunschweig, 1896, S. 118 und 161.
- <sup>91)</sup> Vergl. vornehmlich C. Schiller, Brschwgs. schöne Literatur 1745—1800, S. 152 ff.
- <sup>92)</sup> Campe ließ Stuve in Lessings Nachbarschaft beerdigen, wie er auch sonst für Lessings Andenken zu sorgen suchte. In Gemeinschaft mit seiner Gattin und dem bedeutenden Schauspieler Großmann betrieb er die Errichtung eines Denkmals für Lessing (siehe Großmann: Lessings Denkmal, 1791, S. 24, 27, 33, 56 ff.) und Campe allein hat Lessings Grab vor dem Vergessen bewahrt durch einen schlichten Denkstein (vergl. Leyser: J. F. Campe, 1896, I, S. 51.) Die Grabstätte Lessings war dem großen Vorstadtgrundstück Campes benachbart.
- <sup>93)</sup> Eschenburg, Entwurf einer Gesch. d. Coll. Carolini, 1812, S. 77. — Saalfeld, Geschichte der Universität Göttingen, 1788—1820, S. 122 ff. — Allg. Deutsche Biographie, Bd. XIX, S. 377/78 (Leyser).
- <sup>94)</sup> Über ihn: Allg. Deutsche Biographie, Bd. 45, S. 256—258 (P. Zimmermann). Sänfelmann, A. F. Gauß, S. 52 und 63; Meyers Konversationslexikon, 1890, Bd. XVI.
- <sup>95)</sup> Als Mathematiker war J. ein Schüler von Leonhard Euler laut Brief des Abts Jerusalem von 1773; Brschw. Magazin 1895, S. 63.
- <sup>96)</sup> Ihre schroffe Ablehnung in 3.8: Frankreich und die Freistaaten von Nordamerika, 1795, S. VI.
- <sup>97)</sup> A. a. O., II. Buch, 3. Abschnitt.
- <sup>98)</sup> „Allen Edlen und Großen Germaniens gewidmet“, auf dem Titelblatte.
- <sup>99)</sup> Darauf deutet vielleicht auch, daß der Kaiser die Tare außerordentlicher Weise aus seiner eigenen Schatulle bezahlt hat. Brief des kaiserlichen Beamten Mark aus Wien vom 15. IV. 1796 an Zimmermann; Privatbesitz.
- <sup>100)</sup> Eschenburg, Gesch. d. Coll. Carolini, S. 89; Allgem. Deutsche Biographie, Bd. XI, S. 525—528 (C. Saebelin).
- <sup>101)</sup> Eschenburg, a. a. O., S. 65; Allg. D. Biogr. VI, S. 93 f.
- <sup>102)</sup> Dazu seine „Braunschweigischen Briefe aus Paris vom Jahre 1815“, Brschw. Magazin, 1896, S. 49 ff.
- <sup>103)</sup> Festschrift der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1901, S. 226.
- <sup>104)</sup> Am 18. Juni 1807. Deyle de Stendhal, Gesammelte Werke, Propyläenverlag, Bd. VII, S. 275, 290.
- <sup>105)</sup> Eschenburg, Gesch. d. Coll. Car., S. 69.
- <sup>106)</sup> Der Kardinal starb 1530. v. Pastor, Gesch. d. Päpste, Bd. IV, 2. Abt.
- <sup>107)</sup> F. v. Oppeln-Bronikowski, Casanova in Italien, Bd. II, S. 438 f.
- <sup>108)</sup> Auch Goethe wurde mit dem Beinamen Megalio Melpomenio am 4. Januar 1787 unter die Arkadier aufgenommen.
- <sup>109)</sup> Darstellung aus einer Reise durch Deutschland und Italien, 1836, Bd. II, S. 240.
- <sup>110)</sup> G. Haffel und A. Bege, Geographisch-statistische Beschreibung der fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg, Bd. I, 1802, Bd. II, 1803. — Zu Gesenius: Carl Gesenius, Braunschw. Magazin, 1851, Stück 24, S. 189—192.
- <sup>111)</sup> Allg. Deutsche Biographie, Bd. VI, S. 594 f. (J. Franck).
- <sup>112)</sup> J. G. Meusel, Erster Nachtrag zu der 4. Ausgabe des gelehrten Deutschlands, 1786, S. 163. — Dazu Lachmanns Geschichte der Freimaurerei in Braunschweig, 1844, S. 108, 143 f.
- <sup>113)</sup> Zeitschrift des Sarzvereins für Geschichte und Altertumskunde, 1895, S. 137 f. — Geb. 1729.
- <sup>114)</sup> Joh. Beste, Gesch. der Brschw. Landeskirche, 1889, S. 460; Brschw. Sonntagsblatt, 1908, 13. XII.
- <sup>115)</sup> F. Mack, J. A. Leisewitzens Briefe an seine Braut, 1906, S. 131 f.
- <sup>116)</sup> Über Petersen, geboren in Holzminden. Einiges in der Beilage f. Koldeweys zum Holzmindener Gymnasium von 1884: Das braunschweigische Schuldirektorium und

die Holzmindener Schulordnung vom Jahr 1787. Daten (1745—1798) im Album d. Herzogl. Gymn. zu Holzm., 1910, S. 13.

<sup>117)</sup> J. Beste, Gesch. d. Brschw. Landeskirche, S. 520 f.; Bernstein, Franz Horn, S. 100.

<sup>118)</sup> Eschenburg, Gesch. d. Coll. Carolini, S. 91.

<sup>119)</sup> Kurz berichtet über ihn R. Steinacker im Niedersächsischen Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 12, 1935, S. 159 f.

<sup>120)</sup> R. Geseenius, Lexicon Eruditorum, Handschrift im Stadtarchiv Braunschweigs.

J. Beste, Gesch. d. brschw. Landeskirche, insbesondere S. 503, 527 ff., 579 ff.

<sup>121)</sup> Über ihn noch am ergiebigsten Goedeke's Grundriß, II. A., 4. Bd., § 224 Nr. 57, § 264, Nr. 11, § 304, Nr. 7.

<sup>122)</sup> A. Goedeke, Grundriß, II. A., IV. Bd., § 303, Nr. 12.

<sup>123)</sup> A. a. O. § 303, Nr. 8; Richard Elster, Gymnasium Martino-Katharineum zu Braunschweig, Festschrift 1925, S. 42. — Geb. in Walbeck 1752.

<sup>124)</sup> Goedeke a. a. O. § 296, Nr. 16, § 301, Nr. 26.

<sup>125)</sup> Goedeke a. a. O., § 304, Nr. 33; Hartmann, 6 Bücher Brschw. Theatergeschichte, S. 363. — Sein Vater, Heimbart Johann H., geb. 1730 in Hasselfelde, wurde nach 1779 Lektor der Kameralwissenschaft und Oekonom an der Helmstedter Hochschule und war als solcher schriftstellerisch tätig. Über ihn Angaben besonders in Meusels gelehrtem Teutschland.

<sup>126)</sup> Goedeke a. a. O., § 279, Nr. 48.

<sup>127)</sup> Johannes Beste, ein toleranter Vertreter positiven Christentums, hat das in seiner Geschichte der braunschw. Landeskirche 1889 schon klar herausgestellt.

<sup>128)</sup> Beste, a. a. O., S. 535; f. Koldewey, Geschichte des Schulwesens im Herzogtum Br., 1891, S. 206.

<sup>129)</sup> Friedrich Wilhelm Selmoth, geb. 1764 zu Volkmarisdorf: Blick in den Guckkasten eines vielgewanderten Malers, 1820. Geburtsangabe nach f. Raßmann, Pantheon deutscher jetzt lebender Dichter, 1823. In Meusels Künstlerlexikon, 2. A., I, S. 378 erscheint er als Miniaturmaler.

<sup>130)</sup> Annalen der Haupt- und Residenzstadt Braunschweig, 1830, S. 5 ff.; Allg. Deutsche Biographie, Bd. XXXIX, S. 607 ff. (P. Zimmermann); Goedeke's Grundriß, II. A., § 295; 2. Abt., Nr. 7; J. Beste, Karl Venturini, Brschw. Magazin 1912, S. 13 ff.

<sup>131)</sup> Zusammenfassung der zeitgenössischen Auffassung über ihn (die auch Goethe geteilt hat) in S. Baur's „Handwörterbuch aller merkwürdigen Personen, die im 1. Jahrzehend d. 19. Jahrh. gestorben sind“, 1816, Bd. II, Sp. 406 f. Dazu aus Braunschweig nahestehenden Kreisen Knigges Spott von 1792 in „Des seligen Herrn Etatsraths (ein Schirach 1783 verliehener dänischer Titel) Samuel Konrad von Schaafslopp hinterlassenen Papieren“ und dessen Wirkung in des lange in Braunschweig ansässigen Dr. Hermann Alencke Veröffentlichung von 1853 „Aus einer alten Kiste“, S. 162 und zwischen- durch. Knigges Haltung galt freilich auch nicht als einwandfrei. Schirach ist zu Altona 1804 gestorben.

<sup>132)</sup> Über ihn insbesondere J. Beste, Der Abt Gäseler und seine Familie, Br. Magazin 1899, S. 41 ff., S. 49 ff.

<sup>133)</sup> Durch die Anm. 116 zitierte Schulordnung.

<sup>134)</sup> Anton Julius, Mathematiker, 1764 (1765?)—1785. Holzmindisches Wochenblatt, 1785, S. 217. Katermund, Das gelehrte Hannover, 1823, S. 218.

<sup>135)</sup> Anmerkung Seite 71.

<sup>136)</sup> Strombeck, Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Italien im Jahre 1835, Bd. I, S. 44 f.

<sup>137)</sup> Geb. 1761. Goedeke, Grundriß, II. A., Bd. 4, § 225, Nr. 12; Album des Herzoglichen Gymnasiums zu Holzminden, 1910, S. 12. Zeitgenössische Würdigung in Baur's „Handwörterbuch aller merkwürdigen Personen, die in dem 1. Jahrzehend d. 19. Jahrh. gestorben sind“, 1816, Sp. 557 f.

<sup>138)</sup> R. Steinacker, Das Holzmindische Wochenblatt, Brschw. Magazin, 1903, S. 37 ff.

<sup>139)</sup> Allg. Deutsche Biogr., Bd. III, S. 247. — Nach einem vom 24. März 1791 datierten, bei Alencke „Aus einer alten Kiste“, S. 207 abgedruckten, an den Freiherrn Adolf Knigge gerichteten freundschaftlichen Briefe war Brandis schon damals in Holzminden wenigstens vorübergehend anwesend gewesen. — Schriftenverzeichnis aus der braunschweigischen Zeit von Brandis in Saalfelds Geschichte der Universität Göttingen von 1788 bis 1820, S. 242 ff. Brandis war 1786/87 Privatdozent in Göttingen. — Goethe sagt von ihm in den Annalen zum Jahre 1795: „Brandis in Braunschweig zeigte sich in Naturbeobachtungen geistreich und belebend; auch er wie wir versuchte sich an den schwersten Problemen“.

<sup>140)</sup> Allg. Deutsche Biographie, Bd. XXXIV, S. 215 ff.; f. A. v. Strombeck, Darstellung aus meinem Leben und aus meiner Zeit, 1833, Bd. I, S. 178

<sup>141)</sup> Zeitgenössischer Bericht in Daur's Handwörterbuch aller . . . die in dem 1. Jahrzehend des 19. Jahrh. gestorben sind, 1816, Sp. 649 ff.

<sup>142)</sup> B. Becker, Goethes Reise nach Garkke und Helmstedt, 1925.

<sup>143)</sup> Von einer belehrenden Unterhaltung mit Lessing berichtet Graf Veltheim selbst in seinem problemreichen Aufsatz „Über die Bildung des Basaltens“, Bd. I, S. 97 der Sammlung einiger Aufsätze.

<sup>144)</sup> Später, 3. Auflage 1795, nannte er seinen Namen.— Wortgetreuer Neudruck mit kritischem Apparat von Hans F. Helmolt 1909.

<sup>145)</sup> Goedeke, Grundriß, II. A., § 309, Nr. 4; A. Rose, Schöninger Chronik, I, 1924, Seite 29 f.

<sup>146)</sup> Es schlägt nichts, wenn demgegenüber in Meusels neuen Miscellaneen artistischen Inhalts, 1799, ein Bericht aus Braunschweig am 22. März 1798 von einem oberflächlichen Lurus in der Stadt spricht.

<sup>147)</sup> Nachrichten über ihn in allen Künstlerlexiken und sonst.

<sup>148)</sup> A. Vasel, Gokkupferstecher Karl Schröder, Brschw. Magazin, 1900, S. 89 ff., 99 ff., 107 ff.

<sup>149)</sup> Noch ohne Monographie; entsprechend dürftig die Angaben im allgem. Lexikon der bildenden Künste, Bd. XXX.

<sup>150)</sup> Auch über diese drei fehlen eingehende Untersuchungen. Einiges im Allg. Lexikon der bild. Künste, Bd. XXII u. XXV. Über des Porzellanbohrers Friedrich Rindler ungete Tätigkeit Weniges bei Graul und Kurzweil, Althüringer Porzellan, 1909, S. 10.

<sup>151)</sup> Konrad Zeussinger, Nachrichten von den Lebensumständen des . . . Münzkommissärs C. F. Krull, Brschw. Magazin 1788, Nr. XLVII u. XLVIII; P. J. Meier, Chr. fr. Krull, Jahrbuch des Brschw. Geschichtsvereins 1929, S. 166 ff.

<sup>152)</sup> Versuch einer acad. Gelehrten Geschichte von . . . Göttingen, II (Pütter), 2. T., S. 198, III (Saalfeld), S. 370, IV (Gesterley), S. 293; Allg. Deutsche Biographie (Wessely), Bd. VII, S. 27 (dürftig); W. Waetzold, Deutsche Kunsthistoriker, Bd. I, 1921, S. 287 ff.; Allg. Lexikon d. bild. Künste, Bd. XII; A. Gejenius, Lexicon Eruditorum, Stadtarchiv Braunschweigs.

<sup>153)</sup> Mack, Leisewitzens Tagebücher, I, S. 141, II, S. 251.

<sup>154)</sup> Über beide Tielker die Künstlerlexika; A. Steinacker, Brschw. Jahrbuch 1906, S. 104 f., 116; Antiquitätenzeitung 1908, S. 396; Sack's Kollektaneen, Kunst und Gewerbe, S.—M., Bd. 161.

<sup>155)</sup> Pockels, Karl Wilh. Ferdinand, S. 147 — Über Sommerau sonst A. Steinacker, Brschw. Jahrbuch 1906, Seite 99 f.

<sup>156)</sup> Allgemeines Lexikon der bildenden Künste, Bd. XVII (P. J. Meier).

<sup>157)</sup> Zu Braunschweig am 13. August; geb. in Dresden. Schriftliche Auskunft des Landeshauptarchivs von 1906; Allgem. Lexikon d. bild. Künste XXII (P. J. Meier).

<sup>158)</sup> Schriftliche Mitteilungen seines Sohnes im Besitze der Familie; Allgem. Lexikon der bildenden Künste, Bd. XXI (C. Claussen); Wolf Stubbe, P. J. Krahe, Die Prinzipien seines innen- und außenarchitektonischen Schaffens, Klostöder Dissertation 1934.

<sup>159)</sup> Sack's Kollektaneen im brschw. Stadtarchiv, Kunst und Gewerbe, Bd. 161; Naglers neues allgemeines Künstlerlexikon.

<sup>160)</sup> So 1778 genannt im Textbuch seiner Oper Romeo und Julia. Über ihn: A. Leibrock, Die Herzoglich Braunschweigische Hofkapelle, Braunschw. Magazin 1866, S. 2 ff.; f. Hartmann, Sechs Bücher Braunschweigischer Theatergeschichte, S. 173 ff.; Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. XXXIII, S. 181 f. (Schletterer).

<sup>161)</sup> Schriften, III. Bd., 1825, S. 267 f.

<sup>162)</sup> Brschw. Magazin, 1931, Sp. 61 u. 62 (in E. Rosendahl, Joh. fr. Reichardt in Braunschweig).

<sup>163)</sup> Pockels, Karl Wilh. Ferd., S. 141.

<sup>164)</sup> Leibrock, wie Anm. 160, S. 5.

<sup>165)</sup> Allg. Deutsche Biographie, Bd. XVI, S. 187—189 (Kürschner). — Eine erschöpfende Darstellung der Persönlichkeit Klingemanns und ihres Wirkens steht noch aus. Eine kritische Skizze seiner literarischen Leistungen in f. Hartmanns Sechs Büchern Braunschweigischer Theatergeschichte, 1905, S. 276 ff. und weiterhin ausführliches Eingehen auf seine Theaterleitung. Über diese auch S. Kopp, Die Bühnenleitung Aug. Klingemanns in Braunschweig, 1901. Neue Einzelheiten bietet dazu P. Zimmermanns Aufsatzfolge: Aus den Briefschaften August Klingemanns, Brschw. Magazin, 1923 und 1924. Die beste Quelle über Klingemanns Gesinnungen als Schriftsteller und Theaterpraktiker sind seine umfang-

reichen, dreibändigen Reisebetrachtungen „Kunst und Natur“, Bd. I u. II, neue Auflage 1823, Bd. III, 1828.

<sup>166)</sup> Beste Quelle dafür: G. Waiz, Caroline, Briefe aus der Frühromantik, vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt, 2 Bde. Inselverlag 1913.

<sup>167)</sup> A. Borinski, Geschichte der deutschen Literatur (1921), II, S. 241.

<sup>168)</sup> Brief Brentanos an Klingemann von 1798, Brschw. Magazin, 1923, Sp. 2) in „Aus den Briefschaften August Klingemanns“ von P. Zimmermann.

<sup>169)</sup> Klingemanns Kunst u. Natur, Bd. I, S. 414.

<sup>170)</sup> S. Levin, Die Beziehungen der Romantiker zum Herzogtum Braunschweig. Brschw. Magazin, 1919, S. 60 u. 61.

<sup>171)</sup> Allgem. Deutsche Biographie, Bd. XXXIII, S. 434 f.; Goedekes Grundriß, II. A., § 303, Nr. 47; K. Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano, 1894, laut Register; Derselbe, Achim von Arnim und Bettina Brentano, S. 7, 9, 20, 33.

<sup>172)</sup> Levin wie Anm. 170.

<sup>173)</sup> Schriftenverzeichnis in J. Saalfelds Geschichte der Universität Göttingen 1788 bis 1820, Seite 173.

<sup>174)</sup> S. Mack und J. Lochner, Leisewitzens Tagebücher, 1920, Bd. II, S. 251.

<sup>175)</sup> Hauptquelle für die Beziehungen der Schlegels zu Braunschweig ist Waiz-Schmidt, Caroline, 1913, 2 Bde, dazu S. Levin, Die Beziehungen der Romantiker zum Herzogtum Brschw. Brschw. Magazin, 1919, S. 57 ff., S. 69 ff.

<sup>176)</sup> Über Schillers Tragödie: Die Jungfrau von Orleans, Leipzig bei Wilhelm Rein, 1802; 77 Seiten.

<sup>177)</sup> Kunst und Natur, Bd. III, S. 254 ff.

<sup>178)</sup> Vergl. Brschw. Magazin 1924, Sp. 9.

<sup>179)</sup> Kunst und Natur, Bd. III, S. 254 ff.

<sup>180)</sup> J. Hartmann, Sechs Bücher Braunschweigischer Theatergeschichte, S. 277.

<sup>181)</sup> Hartmann, a. a. O. S. 284.

<sup>182)</sup> S. Uhde, Denkwürdigkeiten des Schauspielers J. L. Schmidt, 2. A., Bd. II, S. 19.

<sup>183)</sup> Kunst und Natur, Bd. II, S. 208 f. Ähnlich auch bei J. L. Schmidt, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 20.

<sup>184)</sup> Bd. I, S. 296, wonach die Handschrift des Stückes sich nach der Flucht des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand aus Braunschweig 1806 auf dessen Nachttische befunden hätte. — Achim v. Arnim spricht flüchtig 1806 an Brentano über seine Lektüre „von Klingemanns miserablen Luther und von dem wunderlichen des Werner“; K. Steig, Achim v. Arnim und Clemens Brentano, 1894, S. 190.

<sup>185)</sup> J. L. Schmidts Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 14 f.

<sup>186)</sup> J. Hartmann, Sechs Bücher Brschw. Theatergeschichte, S. 316.

<sup>187)</sup> Schmidts Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 19.

<sup>188)</sup> Kunst und Natur, Bd. II, S. 241.

<sup>189)</sup> J. L. Schmidts Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 307.

<sup>190)</sup> J. L. Schmidts Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 303.

<sup>191)</sup> J. L. Schmidts Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 307.

<sup>192)</sup> Kunst und Natur, Bd. II, S. 138.

<sup>193)</sup> Kunst und Natur, Bd. II, S. 208.

<sup>194)</sup> Brschw. Magazin, 1924, Sp. 10.

<sup>195)</sup> Bd. III, Seite 171 ff.

<sup>196)</sup> Brschw. Magazin, 1924, Sp. 10; an J. L. Schmidt in Hamburg.

<sup>197)</sup> Kunst und Natur, Bd. III, S. 303 ff.

<sup>198)</sup> Goethes Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand, XXXVI. Bd., S. 268.

<sup>199)</sup> Brschw. Magazin, 1923, Sp. 46; 1924, Sp. 8.

<sup>200)</sup> J. L. Schmidt, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 20 f.

<sup>201)</sup> J. Hartmann, Sechs Bücher Braunsch. Theatergeschichte, S. 278.

<sup>202)</sup> Bd. III, S. 254 ff.

<sup>203)</sup> Kunst und Natur, Bd. III, S. 52 f., Bd. I, S. 414.

<sup>204)</sup> Brschw. Magazin, 1923, Sp. 39, 40.

<sup>205)</sup> Wie schon früher gesagt, liegt ein ausführliches Eingehen auf diese praktische Tätigkeit außerhalb unseres Themas; dazu Anm. 165.

<sup>206)</sup> Biographie von Karoline Bernstein: Franz Horn, Leipzig, J. A. Brockhaus, 1839, weitestgehend und verschwommen. Ganz knapper Auszug daraus mit Schriftenverzeichnis und kleiner Beispielsammlung in Band 37 der Nationalbibliothek der Deutschen Klassiker, Gildburghausen, Bibliographisches Institut, um 1850. — Goedekes Grundriß, II. Auflage, Bd. IV, § 295, Nr. 18. — Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. XIII, Seite 136 f. — Lisel Grünmacher, Franz Horn, ein Nachfahre der Romantik; Ein Beitrag zur Geschichte

des literarischen Geschmacks. Dissertation der Universität Münster von 1927. Dem Titelzusatz entsprechend gibt diese recht umfangreiche Schrift in der Hauptsache eine Analyse des Werkes und dessen chronologisches Verzeichnis. Person und Lebensweg, zumal auch die braunschweigische Herkunft, werden nur ganz kurz umrissen meist auf Grund der Bernsteinschen Angaben.

- <sup>207)</sup> Oder pseudonym; dazu insbesondere L. Grünzmacher, Horn S. 96 f.
- <sup>208)</sup> Bernstein, S. 82.
- <sup>209)</sup> Bernstein, S. 82, Grünzmacher, S. 96 ff.
- <sup>210)</sup> Bernstein, Horn, S. 79.
- <sup>211)</sup> Bernstein, S. 80 f.
- <sup>212)</sup> Bernstein, S. 155.
- <sup>213)</sup> Klingemann, Kunst und Natur, Bd. I, S. 414.
- <sup>214)</sup> Bernstein, S. 84 und 116. — Vielleicht ein Sohn des Helmstedter Professors der Medizin Ernst Bartels.
- <sup>215)</sup> Briefe von Franz Horn, Staatsarchiv in Wolfenbüttel, Registerband VI, 12, 56.
- <sup>216)</sup> Brief Horns vom 19. VIII. 1802 im Staatsarchiv zu Wolfenbüttel. — L. Grünzmacher, Horn, S. 9.
- <sup>217)</sup> Siehe Anmerkung 215.
- <sup>218)</sup> Nach L. Grünzmachers (Horn, S. 193) überzeugender Beurteilung genügten sie kaum der Forderung Friedrich Schlegels nach dem Verständnis der Kunstwerke als Produkten ihrer Entstehungszeit. Horn sei auf halbem Wege zwischen aufklärerischer und romantischer Geschichtsauffassung stehen geblieben.
- <sup>219)</sup> So forderte er noch in dem Seite 86 herangezogenen, im Privatbesitz befindlichen Briefe vom 11. II. 1813 in Anbetracht des Ernstes der Zeit, „daß die Dichterharfe doppelt mächtig angeschlagen werden muß, um gehört zu werden.“
- <sup>220)</sup> Horn, S. 100. — Zu den Urteilen Arnims und Brentanos vgl. Steig, Achim von Arnim und Cl. Brentano, S. 137 und 139.
- <sup>221)</sup> Bernstein, Horn 1839, S. 101 f.
- <sup>222)</sup> Brschw. Staatsarchiv, Brief vom 23. VII. 1802.
- <sup>223)</sup> Brief Jacobis an Nicolovius in Berlin von 1814; Bernstein, f. Horn, S. 163.
- <sup>224)</sup> L. Grünzmacher, Horn, S. 23 ff.
- <sup>225)</sup> Original im Staatsarchiv zu Wolfenbüttel.
- <sup>226)</sup> Bernstein, Horn, S. 115.
- <sup>227)</sup> Dazu L. Grünzmacher, Horn, S. 107 ff.
- <sup>228)</sup> Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands 1790—1818, S. 173—184. — Arnim gegenüber äußert sich bezüglich dieser zeitgenössischen Literaturgeschichte Horns gleich nach ihrem Erscheinen 1819 Wilhelm Grimm: „Horns Buch ist eigentlich peinlich. Die Noth, immer etwas bedeutendes zu sagen, die Sorge angeborene Neigungen, z. B. der Eitelkeit, des Vornehmthums zu unterdrücken, hat ihm alle Freiheit genommen und macht den Leser unfähig, das Gute, was etwa vorkommt, anzuerkennen. Den möchte ich sehen, der aus diesem Buche den Zustand unserer Literatur wollte kennen lernen. Das ist eine Manier, die mir von Grund aus zuwider ist.“ Ähnlich, aber weniger herbe, urteilt 1812 derselbe Briefschreiber wieder an Achim von Arnim über Horns derzeit erscheinende „Schöne Literatur Deutschlands während des 18. Jahrhunderts“ und will „eine gewisse persönliche Bravheit, die sich wohl zeigt, anerkennen“. Arnim ist immerhin geneigt, „den sehr gutmütigen Verfasser zu entschuldigen, daß er Bücher der Art schreibt, die höchstens dazu dienen, dem schlechten Gedächtniß der Welt zu Hülfe zu kommen, wie Senfförner unter dem Kaffee. Hilft es nichts, so schadet es auch nichts“. Auch über Horns stark moralisierenden Roman Otto, worin am Ende die Tugend über das an einem zwar edel veranlagten, aber haltlosen Jüngling exemplarisch geschilderte Laster siegt, schreibt gelegentlich seines Erscheinens 1810 Wilhelm Grimm an Arnim: „Er hebt mit Präension an; es wird ein Mensch eingeführt wie ein halbes Wunder, hinterher folgt aber eine ganz klägliche ordinäre langweilige Verführungsgeschichte ohne Leben und Zusammenhang. Ein paar gute Bemerkungen mag man aus Verdruss nicht ansehen und sie sind verloren“. Als briefliche Gelegenheitseinfälle sind das zwar keine verbindlichen Meinungen, um so beachtenswerter aber als Äußerungen von Romantikern, denen natürlich Arnims Schöpfungen höher und dazu persönlich näher standen, über einen der ihrigen, der sie bloßzustellen schien. — Zitate nach K. Steig, Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm, 1904, S. 439, 206, 208, 81.
- <sup>229)</sup> Dazu L. Grünzmacher, Horn, S. 184—192. — Unter den Zeitgenossen äußerte sich vielleicht der freilich oft griesgrämliche Gervinus am schärfsten: Es „trägt hier die seligste Selbstzufriedenheit eigene Albernheit zu Tage, und legt die Läppigkeiten der romantischen

Schule dem größten Dichter der neueren Welt als seine größten Tugenden und Schönheiten unter". Geschichte der deutschen Dichtung, V. Band, 4. Auflage, 1853, S. 569.

<sup>230)</sup> II. Ausgabe, 1848, 3. Band, Seite 246 f.

<sup>231)</sup> Fr. Bosse, Der Edukationsrat Dr. Johann Peter Hunderter und die Erziehungsanstalt zu Vechelde; Zeitschrift des Harzvereins f. Gesch. u. Altkde., XXIII. Jahrg., 1890, S. 429—472.

<sup>232)</sup> Arthur Kleinschmidt, Dr. Israel Jacobson, Zeitschrift des Harzvereins für Gesch. u. Altertumsfunde, Bd. XXIII, 1890, S. 202—212; Paul Zimmermann, Israel Jacobson, Brschw. Magazin 1906, S. 97 ff., 112 ff. — Über Heinroth, gest. 1846, unter anderem: Geschichte der Universität Göttingen von Saalfeld, S. 383, von Oesterley S. 495.

<sup>233)</sup> Handschriftliche Kollektaneen v. Strombeck's im Staatsarchiv zu Wolfenbüttel, Registerband VIII, 86/89. — Allgemeine deutsche Biographie, Bd. XXXIII, S. 614 ff. (P. Zimmermann).

<sup>234)</sup> 1829; neu herausgegeben 1904 von G. Mack.

<sup>235)</sup> Seinen Neffen August v. Strombeck führte er zuerst in die Naturwissenschaften ein. Durch Alexander von Humboldt und Leopold von Buch im persönlichen Verkehr weiter gefördert, ist dieser dann wissenschaftlich als Geologe und praktisch als Leiter des braunschweigischen Berg- und Güttenwesens im Sinne seines Oheims noch bis gegen Ende des Jahrhunderts Richtung gebend tätig gewesen. — Dazu August v. Strombeck, Brschw. Magazin, 1902, S. 85 ff.

<sup>236)</sup> Sein handschriftlicher Nachlaß wurde in dieser Hinsicht verwertet 1893 in A. Kleinschmidt's Geschichte des Königreichs Westfalen.

<sup>237)</sup> In der Widmung des Buches an die königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, Seite 6.

<sup>238)</sup> Goedeke, Grundriß, § 333, Nr. 12. Edw. Schröder in der Allg. Deutschen Biographie, Bd. XXXI, Seite 1 ff.

<sup>239)</sup> Bücherkunde der Saffisch-Niederdeutschen Sprache, 1826.

<sup>240)</sup> Jacob Grimms Besprechung in den Göttinger gelehrten Anzeigen über Schellers Herausgabe 1825 von „Des Laien Doctrinal, ein Altsaffisches gereimtes Sittenbuch“; Abwehr 1826 in Schellers Herausgabe von „De Kronika fan Saffen in Aimen“, S. VIII, und sehr umständlich in seiner Bücherkunde der Saffisch-Niederdeutschen Sprache“, S. 444 bis 454.

<sup>241)</sup> Bücherkunde, wie Anm. 240, Seite VII.

<sup>242)</sup> Ebenda, Seite XVI.

<sup>243)</sup> Das hat auch Ludwig Gänßelmann ausdrücklich anerkannt gelegentlich seiner kritischen Ausgabe des Schichtbuches in den „Chroniken der niedersächsischen Städte, Braunschweig“, Bd. II, S. 292.

<sup>244)</sup> C. Borchling, Mittelniederdeutsche Handschriften in Wolfenbüttel und einigen benachbarten Bibliotheken; in den Nachrichten v. d. kgl. Gesellschaft d. Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-historische Klasse, Beiheft. Schellers Vorarbeit ist darin S. 9 anerkennend erwähnt.

<sup>245)</sup> Die Jeromiade in sieben Gesängen und einer Apotheose. Pathopoli apud Gelastinum Severum, anno recuperatae salutis primo; 320 Seiten.

<sup>246)</sup> Seite 102/3.

<sup>247)</sup> Seite 289.

<sup>248)</sup> Beiträge zur neuesten Geschichte des Protestantismus in Deutschland, I. Heft.

<sup>249)</sup> Beste, Geschichte der Braunschweigischen Landeskirche, Seite 518 f.

<sup>250)</sup> Beste, Seite 523.

<sup>251)</sup> Zu Weland und Lachmann: Beste, Seite 516.

<sup>252)</sup> Goedeke, Grundriß, 2. Auflage, § 296, Nr. 52, Allg. d. Biographie (Brümmer), Bd. XXXIII, Seite 517 f.

<sup>253)</sup> J. L. Schmidt, Denkwürdigkeiten, 1878, Bd. I, S. 328 ff. Dazu f. Hartmann, Sechs Bücher braunsch. Theatergeschichte, 1905, Seite 314 f.

<sup>254)</sup> R. Steig, Achim v. Arnim und Clemens Brentano, 1894, S. 306/7.

<sup>255)</sup> Ein Jahr zuvor hatte Seckendorff eine Abhandlung über „Die Grundformen der Toga“ veröffentlicht.

<sup>256)</sup> Friederike Auguste Karoline B., berühmte Schauspielerin.

<sup>257)</sup> Aloys Hirt, Archäolog.

<sup>258)</sup> Vermutlich der 1760 in Hannover geborene Theodor Anton Heinrich Schmalz, Professor der Rechte an der Berliner Universität, und seine Frau.

<sup>259)</sup> Vermutlich Simon Veit, Vater des Malers Philipp V., und sein Sohn Johannes (Jonas).

<sup>260)</sup> Kritik der Kunst, Vorrede Seite VI.

- <sup>261)</sup> Lessing, III. Auflage, Bd. 2, Seite 43.
- <sup>262)</sup> Erwähnt finden wir ihn bibliographisch zuerst in der ohne Jahr (1819) von J. Kasmann als Vorläufer seines „Panthéons deutscher jetzt (1823) lebender Dichter“ herausgegebenen Kleinen „Galerie der jetzt lebenden deutschen Dichter“. Ihm weiter nachzugehen ist hier nicht der Ort.
- <sup>263)</sup> J. L. Schmidt, Denkwürdigkeiten, 2. Ausgabe, I. Teil, S. 137. — Das im Druck fünfsatrtige Stück war 1802 bei W. Kein in Leipzig erschienen, demselben Verleger, mit dem auch die Jenaer Braunschweiger in Verbindung gestanden hatten.
- <sup>264)</sup> Er selbst schreibt sich mit einem f, die Familie führt aber das doppelte f.
- <sup>265)</sup> August Heinrich Hoffmann v. J., Mein Leben, Bd. I, 1868, S. 66. Er besuchte das Gymnasium in Helmstedt seit 1812, in Braunschweig 1814—1816.
- <sup>266)</sup> J. L. Schmidt, wie Anm. 263, S. 329.
- <sup>267)</sup> Hoffmann v. J., Mein Leben, Bd. I, S. 80 f., 112, 121.
- <sup>268)</sup> Allg. Deutsche Biographie, Bd. XVI, S. 414/15. (Kürschner). — Goedeke, Grundriß, II. Auflage, § 331, Nr. 35. — Hartmann, Sechs Bücher Braunschw. Theatergeschichte, S. 448 ff., 542 f. — Constantin Bauer, Karl Köchy, in: Wilhelm Raabe und sein Lebenskreis, Raabe-Gedenkschrift 1931, S. 72—78.
- <sup>269)</sup> Mein Leben, Bd. I, Seite 81.
- <sup>270)</sup> Johann Karl Theodor Köchy, geboren 1767 in Schlieftedt bei Schöppenstedt, Lehrer am Katharinengymnasium, 1797 auch außerordentlicher Professor für Italienisch am Karolinum. — Eschenburg, Entwurf einer Geschichte des Collegii Carolini, 1812, S. 76 f.
- <sup>271)</sup> Seite 67.
- <sup>272)</sup> Allg. Deutsche Biographie, Bd. XVI, S. 414 (Teichmann); Goedeke, Grundriß, § 333, Nr. 9.
- <sup>273)</sup> Niemand (Pseudonym für A. L. Zaeblerlin), Memoiren des Herrn de la Folie, 1827, S. 198; die Stelle ist auch sonst als Hinweis auf Köchys Schicksal zu beachten.
- <sup>274)</sup> Goedeke, § 295, Nr. 30.
- <sup>275)</sup> Gedanken über Goethe, IV. Auflage, 1900, S. 155.
- <sup>276)</sup> Allg. Deutsche Biographie, Bd. LI, S. 623 ff. (P. Zimmermann); Goedeke, § 295, II, Nr. 29.
- <sup>277)</sup> Goedeke, § 295, II, Nr. 22; Allg. Deutsche Biographie, Bd. III, S. 235 f. (Spehr).
- <sup>278)</sup> Allg. Deutsche Biographie, Bd. X, S. 279 f. (Spehr); Goedeke § 295, II, Nr. 41 und 42.
- <sup>279)</sup> 1782—1857; Hoffmann v. J., Mein Leben, Bd. I, Seite 85.
- <sup>280)</sup> Allg. Deutsche Biographie, Bd. IX, S. 654 f. (Prantl), O. Sievers, Robert Griepenkerl, S. 4 ff., S. Mack, Griepenkerliana, Brschw. Magazin, 1906, S. 115 ff.
- <sup>281)</sup> S. Mack im Jahrbuch des Brschw. Geschichtsvereins 1933, S. 100.
- <sup>282)</sup> III. Auflage 1825.
- <sup>283)</sup> IV. Band, Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, Zweiter Theil (1842), Von Göthes Jugend bis zur Zeit der Befreiungskriege, S. 729, 730, 732; IV. Ausgabe, V. Band, 1853, S. 662, 663, 665.





## Personenverzeichnis

- Albers 109  
 Albrecht, d. Große (= Lange), Herzog 72  
 Alopäus 109  
 Angot, J. S. 109  
 Anna Amalie, Herzogin 17  
 Anton Ulrich, Herzog 54  
 Apel, J. A. 80  
 Arnd, J. 46  
 v. Arnim, A. 66 f., 68, 82, 98, 119  
 v. Aschersleben, F. A. 109  
 Asmann, S. J. L. 109  
 August, Herzog 24  
 Auguste, Herzogin 12, 15  
 Auguste Dorothee, Herzogin 89, 91  
  
 Bahrdt, K. F. 14  
 Bartels 80  
 Bartels, A. Chr. 14, 47, 96, 109  
 Bartels, E. 119  
 Bafedow, J. B. 28, 31  
 Batoni, P. G. 56  
 de Beaume, Vicomte 109  
 Bege, K. 46  
 Beireis, G. Chr. 54  
 Bellegarde, siehe Morvau  
 de Belloy, P. L. 17  
 v. Bentinck, Graf 44  
 v. Bernstorff, Graf E. 109  
 Bernstein, K. 83, 85, 87  
 Bethmann, F. A. K. 99  
 Beyle, M. S., siehe de Stendhal  
 Bierbaum, G. W. 109  
 Bode, J. J. Chr. 9, 35  
 Böhmer, J. F. W. 68  
 Borchling, C. 95  
 Bothen, S. 94  
 Böttiger, K. A. 15, 18  
 Bouterwek, F. 37, 99, 106  
 Boutmy, F. L. K. 17, 109, 110  
 Brammerel 109  
 Brancaglio, E. 104  
 Brandes, E. 12 f., 15, 19, 25, 28, 32 f.  
 Brandis, J. D. 52 f., 116  
 Bredow, G. G. 51  
 Bremer 110  
 Brentano, B. 65 ff.  
 Brentano, C. 30, 65, 79 f., 82, 92, 98.  
 Breymann 109  
 v. Broitzem 110  
 Briel 110  
 Buhle, J. G. 30, 37  
  
 v. Bülow 109  
 Bursay, A. 17  
 Busler 99  
 Buys 109  
  
 Calvoet, K. 49  
 Campe, J. S. 10, 12, 14 f., 23 f., 26, 28 ff.,  
     31, 39, 42, 46, 54, 89, 113, 115  
 Casanova, G. J. 45  
 de Chateaugiron, S., Graf 109  
 Chichester, G. A. 109  
 Claren (Seun, K.) 105  
 Cleve 109  
 Clive, E. B. 109  
 Conring, S. 48 f.  
 Constant, Baron 109  
 Constant, Baron B. 18 f.  
 v. Coudenhoven, Graf K. 109  
 Crayen 109  
 Cramer, K. F. 30  
 v. Cramm 109  
 v. Cramm, W. 19  
 Crell, F. L. 110  
 Curio, J. K. D. 47  
  
 Daru, M. 20, 44  
 Delolme, M. A. 110  
 Deluc, J. A. 18  
 Devrient, L. 76  
 Diederichs 110  
 v. Dohm, Chr. W. 111  
 Dommerich (G. L.) 110  
 v. Döring, St. L. 109  
 Downe, Chr. 109  
 Drude, F. L. S. 48  
 Dünhaupt, J. Chr. 48 f.  
 Duquesnois 84  
 Du Roi 110  
 Du Roi, J. Ph. 109  
  
 Eberhard, J. A. 24  
 Ebert, J. A. 8 f., 31, 37, 57, 109, 114  
 v. Eckard, J. G. 49  
 Ehlers, M. 26  
 Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans  
     25, 54  
 Elisabeth Sophie Marie, Herzogin 54  
 Emmerich, K. 92  
 Emperius, J. F. S. 21, 44, 109  
 Engel, J. J. 24  
 Eschenburg, J. J. 9 f., 21, 30, 34 ff., 38,  
     40, 64, 68, 79, 82, 93, 98, 102

feddersen, J. f. 9, 46, 109, 110  
 feder, J. G. S. 26  
 fein, K. W. 109  
 Ferdinand, Herzog 10 f., 15, 40, 89  
 feronce v. Rotenkrenz 8, 109  
 feyse 110  
 fichte, J. G. 79, 99  
 fiorillo, J. 56  
 fiorillo, J. D. 9, 55 f., 69  
 fleckstein, C. G. 109  
 fleischer, J. G. 58, 110  
 fleming, P. 25  
 v. florencourt, f. 46  
 v. florencourt, K. 48  
 v. florencourt (W. f.) 109  
 v. forstenburg, Graf 36  
 forster, f. 87  
 forster, G. 30  
 fouqué de la Motte, Baron f. 86 f.  
 franz II., Kaiser 42  
 frederdorff, L. f. 109  
 friedrich der Große 8, 42  
 friedrich Karl Ferdinand, Herzog 37  
 friedrich Wilhelm, Herzog 10, 24, 38, 88  
 98

Gall, f. J. 68  
 Garrick, D. 55  
 Gärtner, K. Chr. 8  
 Garve Chr. 24, 32, 112  
 Gattinara, D. 44 f.  
 Gauß, K. f. 41, 64  
 v. Gebhardi, W. 57, 109  
 Gedichte, f. 85  
 Gedichte, K. 85  
 Geitel 109  
 Gervinus, G. G. 108, 119 f.  
 Gesenius, K. 119  
 v. Girsowald 109  
 Giseke, L. 37  
 Giseke, H. D. 37  
 Gleim, J. W. L. 39  
 Glover, f. 103  
 v. Glümer 109  
 v. Goethe 11, 16 f., 35 f., 68 f., 72 ff., 79, 93,  
 103 f., 106, 115, 116  
 Götte 110  
 Gozzi, Graf C. 82, 85  
 Grabbe, Chr. D. 77, 103  
 Gräfe, J. f. 57  
 Gravenhorst 109  
 Griepenkerl, f. K. 106  
 Griepenkerl, K. 107  
 v. Griesheim, A. S. L. 20, 109  
 v. Griesheim, W. 20 f.  
 Grillparzer, f. 43, 87  
 Grimm, J. 94  
 Grimm, W. 119  
 Großmann, G. f. W. 115  
 Grotian 110  
 Gryphius, A. 82  
 Günther, Chr. 82  
 Gustav Adolf, König 76

Haerberlin, f. D. 43  
 Haerberlin, K. f. 104, 109  
 Haerberlin, K. L. 103 ff.  
 v. Santelmann 110  
 v. Hardenberg, Ch. 19  
 v. Hardenberg, K. A. 8, 14, 18, 28, 98, 109,  
 111  
 v. Harling 25  
 Hartmann, f. 102  
 Hartmann, J. D. 52  
 Häfeler, A. f. 52, 116  
 Häfeler, J. f. 51 f., 91, 109  
 Hasenbalg 110  
 Haffe, J. A., 57  
 Hassel, G. 46  
 Hauff, W. 85  
 Haugwitz, Graf 84  
 Hederich, D. 35  
 Heine, G. 204  
 Heine, S. 78, 103  
 Heinrich der Löwe, Herzog 72  
 v. Heinitz, A. f. 53  
 Heinroth, G. 89 f.  
 Hellwig, J. Chr. L. 44  
 Helmuth, f. W. 49, 116  
 Helmuth, J. G. 49, 52  
 Hendel-Schütz, f. 98  
 Hente (S. W. L.) 110  
 Hente, Ph. K. 49 f., 54, 96  
 Henneberg, Chr. fr. L. 109  
 Henneberg, L. 102  
 Herbart, J. f. 106  
 v. Herder, J. G. 22, 35, 41  
 Hermes, J. T. 26  
 Herrig, S. 73  
 Hessen-Philippstal, Prinz L. 109  
 Heusinger, K. 9, 28, 79, 96  
 Heyne, Chr. G. 28, 35, 43, 90  
 Hieronymus, siehe Jerome  
 Hünze, S. J. 116  
 Hünze, P. f. 48  
 v. Hippiel, Th. G. 25  
 Hirt, A. 99  
 Hoffmann v. Fallersleben, A. S. 28, 101 ff.,  
 106  
 Hollmann, L. 48  
 Hope 109  
 Horaz 104  
 Horn, L. 48  
 Horn, L. W. 43, 57, 79  
 Horn, f. 23, 46, 64, 77, 79 ff., 82 ff., 85 ff.,  
 103, 119  
 to der Horst, f. 10  
 v. Houwald, L. 77  
 v. Humboldt, W. 12, 29  
 Hunderiker, J. P. 89  
 Hurlebusch, S. G. 109  
 Jacobi, f. S. 84  
 Jacobson, J. 75, 89 f., 109  
 Jean Paul (Richter, f.) 81, 106  
 Jerome (Hieronymus) Napoleon 53, 72, 95  
 Jerusalem, J. f. W. 8, 46, 55, 111

- Jerusalem, A. W. 9  
 Jffland, A. W. 70  
 Illiger 110  
 Kalm, S. S. 10  
 Kant, J. 27, 31, 41  
 Karl der Große, Kaiser 95  
 Karl I., Herzog 8, 45  
 Karl II., Herzog 53, 88, 91, 104 f.  
 Karl August, Herzog v. Weimar 11, 17  
 Karl Friedrich, Markgraf v. Baden 42  
 Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog 8 f., 14, 16, 19, 23, 33, 38 f., 42, 56, 58, 64, 72, 82 f., 90 ff., 94, 111  
 Karoline, Königin v. England 112  
 Karoline v. Wales 54  
 Karsch, A. L. 31  
 Kästner, A. G. 14, 52 f.  
 Kerner, J. 92  
 Klages, L. 47  
 Klingemann, A. 16, 48, 64 ff., 69 ff., 72 ff., 75 ff., 78 ff., 82, 86, 105  
 Klingemann, E. 70  
 v. Klinger, M. 287  
 Knigge, Freiherr, A. 9 f., 24, 26, 116  
 Köchy, Chr. S. G. 103 ff.,  
 Köchy, J. A. Th. 102, 121  
 Köchy, A. 102 f.  
 Körber 109  
 v. Kogebue, A. 14, 23, 70, 80, 96, 112  
 Krägelius, A. 110  
 Krahe, P. J. 57, 69  
 Krause 109  
 Krause, D. W. 69  
 Krause, E. und G. 110  
 Krubschius, J. A. 57  
 Krull, Chr. Fr. 9, 55 f., 109, 110  
 Runkler, J. 55  
 v. Rungsch, J. J. G. J. 10  
 Lachmann, A. 97  
 Lachmann, A. L. S. 97  
 Lafontaine, A. 21 ff., 79, 84, 104, 112  
 Lange 109  
 Langer, E. Th. 37 ff., 93, 95, 109  
 Langwagen, Chr. G. 53, 57  
 Larcinti 109  
 Laroche 99  
 Laroche, S. 26  
 Lastrop 110  
 Lätitia, Mad. Bonaparte 92  
 Lautier 109  
 v. Leibniz, G. W. 49  
 Leibrock, A. 104  
 Leisewitz, J. A. 9 f., 34, 37, 46, 56, 68, 114  
 Leopold II., Kaiser 42  
 Leopold, Herzog 55 f.  
 Lessing, G. E. 7 ff., 10 ff., 16, 28 f., 36, 38, 52, 54, 96  
 v. Lestewitz, Freiherr S. E., 11, 15, 55  
 Lichtenberg, G. Chr. 14, 31, 114  
 Lippe, Chr. 106,  
 Lips, J. S. 81  
 Löbbecke 109  
 v. Lohenstein, D. A. 25  
 v. Löhneisen 109  
 de Loupe 109  
 Lueder, A. S. 41  
 Ludwig XVII. (König) 18  
 Ludwig XVIII., König 18  
 Luise, Königin 22  
 Luther, M. 25  
 Lutterloh 109  
 Macaulay 109  
 Mahner 109, 110  
 v. Mahrenholz 109  
 Markwort, J. Chr. 48  
 Marr, S. 48  
 Marschall, Graf A. D. 10  
 v. Matthiesson, S. 37 ff., 57, 77  
 Maucourt, Ch. L. 58  
 Mauvillon 110  
 Mauvillon, E. 13  
 Mauvillon, J. 10, 13 ff., 18 f., 22, 25, 28, 44, 46  
 Meiners, Chr. 25  
 Mendelssohn, M. 24  
 Merkel, G. 69, 80 f.  
 Metastasio, P. B. 17, 118  
 Michaelis, J. D. 65, 68  
 Michaelis L. 68  
 Mirabeau, Graf S. G. 14, 18, 29  
 Mitau 110  
 Moll, J. A. 109  
 de Montaigne, M. 26  
 Montgomery 109  
 Morveau, J. B. 26  
 Moritz, A. Ph. 24, 113  
 Müller, Gebrüder 106  
 Müller, A. A. 49  
 v. Müller, J. 88  
 Müllner, A. 77  
 v. Münchhausen, A. E. G. 109  
 Münnich, Graf 35  
 Mundt, Th. 87  
 Napoleon I., 22, 53, 72, 87 f.  
 Nauk, W. 100  
 Neuwied, Prinzen, A. u. Chr. 109  
 Nicolai, Chr. S. 14, 38 f., 85  
 Niedmann 105  
 Niemeyer, A. S. 24  
 Nietzsche, Fr. 19  
 Oden, J. S. 55  
 Oden, A. 55  
 Oeding, Ph. W. 9  
 Oest, J. A. 110  
 Opitz, M. 25  
 Palffy, Graf S. 75  
 Pauline, Fürstin zu Lippe 91  
 Pech, A. A. 110  
 Petersen, J. S. A. 46, 51 f.,  
 Petri, V. J. L. 106, 110  
 Pfaff, J. S. 64  
 Philippine, Charlotte, Herzogin 46, 52  
 Piderit, Th. 100

- Platner, L. 24, 112  
 Pockels, K. f. 12, 22, 23 ff., 26 ff., 30 ff.,  
 33 f., 36 f., 97, 109  
 Pott, J. f. 110  
 v. Praun 109  
 Prössel, W. f. Chr. 110  
 Prusse, J. W. 54 f.  
 v. Pujol 110  
 Quesnay, f. 14  
 Raabe, A. f. 52  
 v. Ranke, L. 29  
 Rautenberg, Chr. G. 46, 111  
 v. d. Recke, L. 39  
 Reichardt, J. f. 31  
 Rein, W. 65, 70, 80  
 Remer, J. A. 40, 110  
 v. Rhetz, A. W. 10 f.  
 Ribbentrop, L. u. W. 110  
 Ribbentrop, Ph., Chr. 97  
 Riedesel, Freiherr, f. A. 46, 110  
 Riedesel, Freifrau, f. Ch., L. 46  
 Riedesel, Freiherr, J. A. 110  
 Ritter, J. W. 67  
 Robin, P. 110  
 Rochlitz, J. f. 80 f.  
 v. Kochow, f. A. 24  
 v. Rodenberg, J. G. K. 110  
 Rose, Th. 110  
 v. Rosenstern, Freyenhausen 51  
 Rousseau, J. J. 12, 15, 26, 30 f., 113  
 Rudolphi, K. 31, 114  
 Saint Germain 15, 40  
 v. Salis-Saglio, Graf 43  
 Sand, K. L. 96  
 v. Savigny, f. A. 66 f.  
 Schacht, Th. 106  
 Scheid, Chr. L. 49  
 Scheller, K. f. A. 93 ff., 104, 110  
 v. Schelling, f. W. 66, 69  
 v. Schiller, f. 35, 48, 65, 69 ff., 73 f., 77, 79,  
 99  
 Schinkel, K. f. 99  
 v. Schirach, G. B. 49, 116  
 v. Schlegel, A. W. 19, 22 f., 56, 64, 68 f., 74,  
 77  
 v. Schlegel, D. 65  
 v. Schlegel, f. 65 f.  
 Schlegel, K. 18, 65 f., 68 f.  
 v. Schlözer, A. L. 41  
 Schmalz, Th. A. f. 99  
 Schmid, K. A. 8, 36, 110  
 Schmidt, L. 99  
 Schmidt, f. L. 74, 100 f.  
 Schmidt, J. 23  
 v. Schmidt-Phisfeld, Chr. 35  
 v. Schmidt-Phisfeld, J. 35, 110  
 v. Schmidt-Phisfeld, K. f. 35  
 Schneller, D. A. 11, 48, 110  
 Schröder, J. f. 55  
 v. d. Schulenburg, Grafen 110  
 Schwab, G. 86 f.  
 Schwanberger, J. G. 38, 57, 110  
 Schwartz, J. Chr. A. 55, 99  
 Schwartz, J. f. 11  
 Schwarz, S. 82  
 Scott, W. 105  
 Sebbers, L. 76  
 v. Seckendorff, Freiherr G. 98 ff., 106  
 Secretan 110  
 Semler, J. S. 24  
 Seneca 85  
 Shakespeare, W. 35, 69, 86 f.  
 Siemonis 110  
 v. Sierstorff, Freiherr, K. f. 53, 69, 110  
 Sievers, G. L. P. 100  
 Sommer, J. Chr. 110  
 Sommerau, J. G. L. 56  
 v. Spiegel 110  
 Spittler, L. T. 41  
 Spohr, L. 64, 76  
 v. Stackelberg, Baron 110  
 v. Stael, A. L. G. 19  
 Starke, G. W., Chr. 23  
 Steffens, f. 18  
 v. Stein, Ch. 16  
 Steinacker, W. 110  
 de Stendhal 19 ff., 22 f., 44, 92  
 Sterne, L. 114  
 Stobwasser, Chr. f. 110  
 Stobwasser, J. f. 11  
 v. Strombeck 110  
 v. Strombeck, A. 120  
 v. Strombeck, f. A. 20, 22, 38 f., 45, 52,  
 90 ff., 94  
 Stuve, J. 28 f., 40 f., 110, 115  
 Thies 110  
 Tieck, L. 22, 65, 70 f., 77, 81, 85  
 Tielfer, f. A. 56  
 Tielfer, J. f. 56  
 Trapp, L. Chr. 14, 24, 28 f.  
 Tschernischew, Graf 38  
 v. Uchtritz, f. 103  
 v. Unger 110  
 Unzer, L. A. 13, 46  
 Vaders, A. W. 48  
 Veit, J. 99  
 Veit, S. 99  
 v. Veltheim, Graf A. f. 50, 53 f. 107, 110  
 v. Veltheim, Graf f. 107  
 v. Veltheim, Graf A. 50  
 Velthusen, J. A. 29  
 Venturini, K. 49 ff., 96  
 Verden 110  
 Vieweg, f. 39, 99, 100, 110  
 Vogler, f. 104  
 v. Voigts, gen. v. König, J. A. 11  
 de Voltaire, f. M. A. 12, 26  
 Voß, f. 30, 77  
 Vulpius, Chr. A. 72  
 Wackenroder, W. f. 56  
 Wagner, K. f. Chr. 43 f.  
 v. Wallmoden 110  
 v. Wedell, A. 20

Wegely 110  
 v. Weichs 110  
 Weitsch, F. G. 55  
 Weitsch, Pascha, 55  
 Weland, J. Chr. 97  
 Werner, J. 73, 77  
 de Wette, W. M. L. 96  
 Wiedebein, G. 106  
 Wiedemann, Chr. K. W. 68, 110  
 Wiedemann, K. L. 110  
 Wiedemann, L. 68  
 Wieland, Chr. M. 22, 26, 35, 41  
 Wilhelm, Herzog 91, 107  
 Windkelmann, A. 65 ff., 68, 79, 82, 110

Windkelmann, D. W. 110  
 Windsor, Sir 110  
 v. Wittelsbach, Otto, Herzog v. Bayern 73  
 Witting, K. F. 96 f.  
 Wolff, J. W. G. 18, 46, 83, 110  
 Young, E. 114  
 Zachariae, J. F. W. 8, 35 f., 40  
 Zelter, K. F. 106  
 Ziegenbein, J. S. W. 97, 110  
 v. Zimmermann, E. A. W. 41 ff., 64, 110  
 v. Zimmermann, J. G. 14, 24  
 Zimmermann, J. S. 57  
 Zunowiewf 110

**2453** 187

Gedruckt bei C. Appelhans & Co., Braunschweig.